PARALLELWELTEN
SCIENCE FICTION

Danksagung

Die WIRmachenDRUCK GmbH dankt allen,
die an diesem Buch mitgewirkt haben.

Besonderer Dank gilt den Autoren dieser Anthologie:

Anett Arnold | Daniel Spieker | Atir Kerroum | Anja Fahrner
Franziska Franken | Daniela Gornyk | Maria Röhreich
Constantin Clemens | Britta Voß | Stefan Lööck | Dr. Andrea Zech
Sophie Jürges | Andreas Bazarota | Anja Buchmann | Markus Cremer
Nora Sandstroem | Ina Kahle | Simone Weisenberger | Nicole Thele
Monika Loerchner | Peter C. Bruns | CD Sanders
Liv Modes | Leif Inselmann | Thomas Jordan | Isabel Kritzer
Tanja Kummer | Tamela Wilden | Britta Bendixen
Verena Schönfelder | Merit Reinschmidt | Vartanes
Thomas Bürvenich | Markus Weiher | Markus Fischer | Karsten Lorenz
Dr. Karsten Beuchert | Elisabeth Schreck | Regine Bott
Valerie Gaber | Daniel Herold

Die Zukunft fängt hier an

In Ihren Händen halten Sie die druckfrische, spacige Anthologie der Online-Druckerei WIRmachenDRUCK, gefüllt mit 41 futuristischen Kurzgeschichten, die Sie in Parallelwelten entführen werden.

An die 200 Einsendungen haben uns im Rahmen unseres Schreibwettbewerbes 2015/2016 zum Thema „Science Fiction“ erreicht. Uns ist es ein großes Anliegen, „zukunftsträchtigen“ Schreibtalenten die Veröffentlichung ihrer Kurzgeschichte in einem attraktiv und professionell gestalteten Buch zu ermöglichen, das von uns auch auf der Leipziger Buchmesse offiziell präsentiert und einem großen Publikum vorgestellt wird.

Nach unseren ersten beiden Anthologien „Sagenumwoben“ und „Angst“, die sich dem Fantasy- und dem Horrorgenre widmeten, vereint „Parallelwelten“ insbesondere Science-Fiction-Storys, die unser Dasein in alternativen Konstellationen betrachten.

Das Ergebnis unseres Buchdrucks kann sich durchaus sehen lassen: Seite für Seite „beamt“ Sie dieses Gemeinschaftsprojekt in ein literarisches Paralleluniversum. Ob Weltraumabenteuer, Roboter, Zeitreise, Alternativwelt oder Utopie & Dystopie – dank zahlreicher, phantasievoller Autoren konnten wir die ganze Vielfalt und die unterschiedlichsten Motive, die das Genre „Sci-Fi“ bietet, in einem Buch zusammenbringen.

Wir freuen uns über diesen erfolgreichen Schreibwettbewerb und bedanken uns bei allen, die mitgemacht haben, insbesondere auch bei den Autoren, deren Geschichten wir leider nicht aufnehmen konnten.

Da die Druckmaschinen bei WIRmachenDRUCK.de nie stillstehen, steckt bereits unsere nächste Ausschreibung in den Startlöchern. Informationen rund um den künftigen Wettbewerb finden Sie demnächst auf unserem Onlineportal unter www.wir-machen-druck.de.

Aber nun viel Spaß beim Lesen der Short Storys und beim Blättern in diesem liebevoll gestalteten Buch wünscht Ihnen die Marketing-Division des Raumgleiters „WIRmachenDRUCK.de“.

INHALTSVERZEICHNIS

Der letzte König . . . . . Anett Arnold 010
Unsterblichkeit . . . . . Daniel Spieker 020
Der Temporamat . . . . . Atir Kerroum 026
Der glückliche Keks . . . . . Anja Fahrner 040
Laika . . . . . Franziska Franken 048
Die Vergessenen . . . . . Daniela Gornyk 054
Der Zaun und das Böse dahinter . . . . . Maria Röhreich 068
Hinter den Spiegeln . . . . . Constantin Clemens . . . 076
Hausmenschen . . . . . Britta Voß 088
Der Kugelschreiber . . . . . Stefan Lööck 098
Datensatz No.Q*33/#2088/878b . . . . . Dr. Andrea Zech 108
Die virtuelle Realität . . . . . Sophie Jürges 124
Schwarzer Schirm . . . . . Andreas Bazarota 136
Das Licht eines Sterns . . . . . Anja Buchmann 148
Ich sprach zuerst mit dem Opfer . . . . . Markus Cremer 156
Stechende Erinnerung . . . . . Nora Sandstroem 168
Die Gegenwelt . . . . . Ina Kahle 176
Weckruf . . . . . Simone Weisenberger . . . 182
Zeit für Metaphysik . . . . . Nicole Thele 190
Besuch . . . . . Monika Loerchner 200
O. Eine Heimsuchung . . . . . Peter C. Bruns 210
Verbotener Planet . . . . . CD Sanders 220
Miranda . . . . . Liv Modes 260

Schwarzes Sumer . . . . . Leif Inselmann. 268
Unter Druck . . . . . Thomas Jordan. 290
Die Zucht . . . . . Isabel Kritzer 302
Mordsaussichten. . . . . Tanja Kummer. 314
Wo bist du? . . . . . Tamela Wilden 330
Zwei Teufelskerle in Taiquania. . . . . Britta Bendixen 340
Schiffbruch mit Müsliriegel . . . . . Verena Schönfelder 364
Sterntrauma . . . . . Merit Reinschmidt. 376
Schöne neue Welt. . . . . Vartanes. 388
Der Seelenzug . . . . . Thomas Bürvenich. 400
Projekt Hügelkamm. . . . . Markus Weiher 412
Sperrstunde . . . . . Markus Fischer 424
Wie Max zu einem Tamagotchi wurde. . . . . Karsten Lorenz. 442
Grenzüberschreitung . . . . . Dr. Karsten Beuchert. . . 450
Der Letzte . . . . . Elisabeth Schreck. 464
Der Wakata-Zwischenfall. . . . . Regine Bott 474
Das Geheimnis von E0 . . . . . Valerie Gaber 490
Probetage . . . . . Daniel Herold 500

WIRmachenDRUCK.de
– Druckreifer Erfolg

Ein paar Zeilen über uns
Die WIRmachenDRUCK GmbH ist eine europaweit agierende Online-Druckerei für Digital- und Offsetdruck. Seit der Einführung des Onlineportals www.wir-machen-druck.de im Jahr 2008 ist das Unternehmen auf Erfolgskurs und zählt zu den führenden europäischen Online-Druckereien. Grund für das Wachstum sind nicht nur steigende Auftragszahlen und über 300.000 zufriedene Kunden in ganz Europa, sondern auch eine außergewöhnlich große Produktpalette. So bietet der Experte für Druckerzeugnisse auf seinem Onlineportal Privatkunden und Geschäftskunden über 4 Millionen Drucksachen in verschiedensten Varianten an, gedruckt in höchster Offsetdruckqualität sowie im flexiblen Digitaldruck. Angefangen bei Aufklebern und Angebotsmappen über Broschüren, Bücher und bedruckbare Getränkedosen bis hin zu Flyern, Plakaten, T-Shirts, Visitenkarten und Zeitschriften gibt es fast kein Druckerzeugnis, das unter www.wir-machen-druck.de nicht gefunden werden könnte.

Das Prinzip der Online-Druckerei, den kompletten Bestellprozess durch die Kunden selbstständig zu gestalten, hat sich als wichtiger Baustein für den Erfolg des Unternehmens herausgestellt. Der Kunde muss nicht mehr zur Druckerei kommen. Die Druckerei kommt zum Kunden. WIRmachen-DRUCK.de ist immer online, die Fertigung läuft rund um die Uhr. Die Kunden nutzen europaweit die Vorteile der Online-Druckerei: Mit wenigen Mausklicks sind individuelle Druckprodukte leicht gestaltet und zusammengestellt. Geliefert wird in 17 europäische Länder in bester Qualität zum vermutlich günstigsten Preis.

Innenansicht der WIRmachenDRUCK GmbH

Produktionsstandort

Made in Germany – unser Produktionsstandort ist Deutschland. WIRmachenDRUCK produziert deutschlandweit im Digital-, Offset- und Rollenoffsetdruckverfahren. So können wir flexibel auf die Nachfrage reagieren. Wir beliefern unsere Kunden europaweit mit unseren Logistikpartnern UPS und DHL sowie weiteren speziellen Logistik-Dienstleistern.

Erstklassige Qualität

Unser Slogan lautet „Sie sparen, wir drucken“ – und das aus gutem Grund. Denn unser Anspruch ist es, erstklassige Qualität zu günstigen Preisen anzubieten. Um dies zu erreichen, verbessern wir stetig unsere gesamten Prozesse und erweitern unser Produktsortiment regelmäßig. Neben einem hohen Maß an Knowhow steht auch modernste Technik im Fokus – Qualitätsdruck made in Germany. Die hochwertigen Printprodukte werden im innovativen High-Tech-Maschinenpark im Digitaldruck sowie in höchster Offsetdruckqualität hergestellt.

Im Mittelpunkt aller unternehmerischen Tätigkeiten stehen die Zufriedenheit und der Erfolg unserer Kunden. Uns ist wichtig, dass unsere Kunden trotz gewisser Anonymität des Internets von persönlicher Beratung an unserer Hotline und im Social-Media-Bereich profitieren. Wir legen viel Wert auf faires Reklamationsmanagement und die permanente Qualitätssicherung unserer Produkte und Dienstleistungen.

WIRmachenDRUCK.de hat eine der größten Druckvorstufen der Branche. Kein Druckerzeugnis wird gedruckt, ohne vorher von Menschenauge geprüft worden zu sein. Ausgebildete Druck- und Medienfachleute sorgen dafür, dass die Drucksachen der Kunden unser Haus in bester Qualität verlassen.

Firmengebäude WIRmachenDRUCK GmbH

Unser Logo – unser Firmengebäude – CMYK-Farbräume
Uns wird nichts zu bunt: Das gilt für die kreative Umsetzung unserer Druckaufträge gleichermaßen wie für unseren Firmensitz. Denn das Firmengebäude hat bei seinem Anstrich jede Menge Farbe abbekommen – und zwar die vier Farbkomponenten, die beim modernen Vierfarbdruck die Grundlage des CMYK-Farbmodells bilden: Cyan, Magenta, Yellow und den Schwarzanteil Key. Die Farbbestandteile werden entsprechend gemischt, um Farbtöne exakt zu beschreiben. Auch das Logo von WIRmachenDRUCK ist ein Farbtupfer in CMYK. Wir spielen unsere Farbe aus!

WIRmachenDRUCK – gestern, heute und morgen
Die WIRmachenDRUCK GmbH ist ein junges, dynamisches Unternehmen, das im Jahr 2008 durch die Brüder Samuel Voetter und Johannes Voetter gegründet wurde. Heute erzielt WIRmachenDRUCK mit Lieferungen in 17 europäische Länder große Erfolge und ist europaweit eine der führenden Online-Druckereien.

Im Internet hat die renommierte Online-Druckerei WIRmachenDRUCK.de bereits ihren festen Platz. Einen neuen Firmensitz hat die Hauptverwaltung des Unternehmens 2013 bezogen. Seitdem ist WIRmachenDRUCK.de im Firmendomizil in Backnang-Waldrems „on-line“. Denn ein stetiger Personalzuwachs in der Verwaltung (170 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Stand 2015) braucht Platz zum Expandieren.
Auch künftig wird das Unternehmen konsequent seine Produktionskapazitäten erhöhen, weiter in einen hochmodernen Maschinenpark investieren und mit dem Angebot von neuen Endkundenportalen wie z.B. drucken.de auf die steigende Nachfrage nach individualisierter Massenfertigung reagieren.

Seit Beginn des Jahres 2016 ist WIRmachenDRUCK eine Marke (Brand) des internationalen Unternehmens Cimpress.

Weitere Infos unter www.wir-machen-druck.de

Der letzte König
Anett Arnold

Nur ein bisschen.“ Sie flüsterte es hinter vorgehaltener Hand. „Ein wenig nur. Es soll ein Geschenk sein. Ich habe leider nicht viel Geld.“ Ihr Blick war ängstlich und verzweifelt zugleich. Sie raunte die wenigen Worte fast nur. Keiner durfte uns sehen. Wir standen verschluckt in der Dunkelheit und nur das weiß ihrer Augen blitzte auf.

„Ich will Geld und etwas anderes. Das weißt du.“ Meine Stimme war tief und diese Worte hatte ich schon hunderte Male gesprochen. Sie schluckte und ein Seufzen entglitt ihrem Mund.

„Ich weiß. Aber ich habe nicht viel.“ Resignation. „Niemand hat mehr viel. Aber du kennst den Preis.“ Ich klang so hart, so unmenschlich, weil ich so klingen musste.

Eine zarte Hand reichte ein paar Münzen. Es genügte oder nicht und weil sie mir leid tat, machte es das auch. Dann zog sie ihren Mantel aus. Man musste immer einen Mantel tragen. Unsere neue Welt war unsagbar kalt.

Ich nahm ihn an, zog mein scharfes Messer aus der Tasche und schnitt ein wenig Innenfutter heraus. Das klaffende Loch sah mich anklagend an. Sie fror nun ein bisschen mehr als zuvor, aber es musste sein. Dann hob sie ihren dünnen Pullover und ich setzte einen feinen Schnitt direkt unterhalb des Bauchnabels. Ich fing das Blut auf. Nicht viel, nur ein paar Tropfen und sie zog den Pullover schnell wieder hinunter. Ihre Lippen wurden schon etwas blau. Das Röhrchen mit dem dickflüssigen Gold verschwand, als sei es nie dagewesen.
Schnell glitt der abgetragene Mantel wieder über ihren mageren Körper und ich drückte ihr ein kleines Paket in die Hand. Es war in graues Papier gewickelt und niemand ahnte, was darin war. Außer der jungen Frau und mir.
Sie ging ohne ein Abschiedswort. Vielleicht war es für ihr Baby. Ich hatte sie gesehen mit dem Kind. Vielleicht sollte es etwas Wunderbares kennenlernen. Auch wenn seine Mutter dafür ihr Leben riskierte.

Auf dem Weg durch die dunklen Gassen sah ich in jede Mülltonne, an der ich vorbei kam. Papier und Pappe wanderte in meine Tasche. Leider nicht so viel, wie ich mir erhofft hatte. Ich war der Mann im Dunkeln. Sollten die Uniformierten mich erwischen, war mein Leben nur noch Geschichte. Ich war der Mann ohne Gesicht, denn mein Hut hinderte jedermann daran, mir in die Augen zu sehen. Ich war der Mann, der die verbotenen Schätze brachte. Es war ein gefährliches Leben. Aber nur noch wenige beherrschten die Kunst und viele von uns bekamen einen Gewehrlauf zu schmecken. Die Dreisten, die, die sich nicht im Untergrund hielten, wurden manchmal öffentlich hingerichtet. Ich war nie dreist gewesen. Mut war nicht meine Stärke.
Ich war der Mann aus dem Hinterhalt, der dem König ein Schnippchen schlug. Nur wie lange noch. Die Natur starb vor unseren Augen. Die Gleichstellung zerfraß die Bäume, drang in den maroden Boden ein und vergiftete alles Leben. Eine Taube. Sie landete nicht weit entfernt von mir. Früher gab es hunderte, nein, tausende von ihnen in unseren Straßen, auf unseren Dächern. Aber auch diese Zeiten waren vorbei. Mein Magen meldete an, dass sie ihm gehörte und ich wollte ihm den Gefallen tun. Fast geräuschlos glitt die Schleuder aus meiner Manteltasche und mit einem gekonnten Versuch fiel die vielleicht letzte Ratte der Lüfte auf die Seite. Geräuschlos. Ich bin der geräuschlose Mann.

Ich hatte heute einen guten Tag. Aber nun war mir kalt und ich ging nach Hause.

Ein alter Keller in einem sonst abgebrannten Haus war mein Wohnzimmer, mein Schlafzimmer und mein Labor in einem. Früher, vor vielen Jahren, war ich ein Doktor der Wissenschaft, gerade alt genug, um ein Mann zu sein. Ich hatte einen Namen, eine Mutter, einen Vater und eine Schwester. Ich war furchtbar jung und die Tinte auf meinem Diplom noch nicht trocken. Da fielen die Bomben, der Staat und die ganze Welt. Aus dieser Asche, die heute unser tägliches Brot ist, erhob sich der König. So viele Jahre der Zivilisation waren darnieder. Die Menschen krümmten sich unter seiner Hand, denn er machte sie alle zu Untertanen. Es dauerte nicht lang, da waren die Revolutionären verschwunden. Geflohen, gebrochen oder getötet. Ob reich oder arm, jeder war ein Soldat unter dem König. Weiß der Himmel, wer er vor dieser Zeit war. Vielleicht nur ein kleiner Straßenhändler, vielleicht ein Bänker, aber heute erschien er den Menschen wie die Reinkarnation Hitlers. Seine Stimme trug sich über die Berge, seine Macht, die nur durch Worte kam, wurde unermesslich und er schuf seine Welt.
Alles wurde Grau. Selbst dem Himmel stahl er die Farbe, denn er ließ regelmäßig Bomben in den kilometerhohen Aschenbergen anzünden, damit immer eine feine Staubschicht über unseren Köpfen schwebte. Es hörte nie auf, auf unser Haupt zu schneien. Die Sonne hatte kaum mehr eine Möglichkeit zu uns vorzudringen.
Wir sind die Kinder der neuen Zeit. Der grauen Zeit. Baum um Baum, Haus um Haus ließ er mit grauer Farbe besprühen. Jede Möglichkeit, etwas andersfarbiges zu sehen, zerstörte er. Baumärkte und Kunstgeschäfte wurden erst ausgeräumt, Maschinen gerettet und dann ließ er es anzünden. Noch heute, Jahre nach der Reinigung, riecht die Luft nach Chemikalien. In jeder Stadt brannten ganze Deponien und sie hörten lange nicht auf. Bis jedes Ding, dessen Farbe man nicht mühelos ändern konnte, nur noch Erinnerung war. Soviel wärmende Kleidung, Bücher, ja selbst Nahrungsmittel, wenn sich nicht genug Menschen fanden, um sie umzufüllen, wurden auf die Scheiterhaufen gebracht. Fabriken stellten von heute auf morgen ihre Produktion um. Keine Farben mehr, denn es gab ja auch keine. Pflanzen und Blumen wurden erst versengt und der Boden vergiftet. Den Wissenschaftlern gab er

den Auftrag, die Nutztiere zu genmanipulieren. Alle anderen Tiere, die man nicht fürs eigene Überleben nutzen konnte, wurden gejagt und bis auf das Letzte ausgerottet. Es hat ein wenig gedauert, aber nach 5 Jahren Züchtung und vielen Verlusten sind alle Tiere grau. Leider litt ihre Lebensdauer und Fleischqualität sehr darunter. Am Anfang wurden viele Menschen dadurch krank, aber unser Organismus hat sich mittlerweile angepasst.
Er hatte geschafft, jeder Millimeter unserer Welt zu einer wabbrigen Einheit werden zu lassen.
Der König hatte alles bedacht, hatte alles gemacht und es geschafft, jeden dem anderen ebenbürtig zu machen. Außer dem orangeroten Feuer hatte er jede Farbe aus dem Leben gezogen. Er trug eine silberne Krone und nur sein Mantel, sein Wahrzeichen, wenn er auf dem Wagen durch die Straßen fuhr, war weiß wie Schnee. Immer. Es war die letzte Erinnerung an eine farbige Welt. Und nur ihm stand diese Ehre zu. Er war der reine König. Selbst die Menschen waren schmutzverkrustet und grau. Die beständige Asche hatte unsere Haut fahl gemacht und sich tief eingebrannt. Das Wasser reinigte nicht. Es machte alles nur noch schlimmer. Wir waren Schatten in einer Welt voller Schatten und Finsternis.
Ich war der Mann mit den Farben. Ich war der letzte Farbendealer.

Einmal im Monat mussten sich alle Bürger versammeln, auf dem großen Platz, und der König sprach. Er sprach von einer Zukunft, in der niemand den anderen unterstellt war, sondern nur noch dem Einem. Und er erzählte mit seiner hallenden, hypnotisierenden Stimme von der Ewigkeit, die nun nicht mehr in Macht und Kampf endete, sondern in einem harmonischen Zusammenleben, da es nun nichts mehr gab, um das es sich zu streiten lohnte. Die Natur sei schuld, dröhnte es bis in den Himmel, die irrwitzigen Götter seien es, denn sie gaben uns die Macht, zu konkurrieren. Aber nun gibt es einen Gott mehr, denn er hatte in seiner Weisheit jede Religion als nichtig erklärt. Und die Natur konnte uns mit ihrer Vielfalt, mit ihrer Vollkommenheit auch nicht mehr locken und uns zu Narren machen. Jeder Reiz, der einmal war, war Vergangenheit und die Welt nur noch ein Ton. Grau. War Stille und man konnte die kleinen Ascheflocken in den Rinnstein schweben hören.
Und die Menschen vergaßen. Ihre Augen gewöhnten sich an die trüben Tage

und die staubigen Nächte, bei Regen wurden große Planen über die Aschehänge gespannt, damit sie erhalten blieben, um den Himmel düster und trist zu färben. Wer starb, der starb eben und doch wurden neue Kinder in diese Zeit geboren. Der Mensch hörte nicht auf zu lieben und der Körper suchte noch immer Nähe. Auch wenn nicht so viele, wie gedacht. Denn durch den Wandel griff die Unfruchtbarkeit um sich. Es war ein Vergehen, es zu verhindern, denn das Volk, so schwangen die Worte über das Land, braucht jede einzelne Seele um stark zu sein. Viele Kinder kamen nie zur Welt, denn die Mütter überstanden die Schwangerschaft nicht. Manche beendeten sie auch selbst. Ich war der Farbendealer. Und sie gingen eben zu Heilerinnen. Das Mittelalter, nur viel kälter und grauer, hatte uns wieder. Zehn Jahre waren vergangen und Lungenerkrankungen waren ein tägliches Übel. Auch Blutarmut hatte sich breit gemacht, seit dem eine kleine Seuche über das Land gezogen war. Der König brauchte keine Soldaten mehr, die patrouillierend durch die Straßen liefen, denn die Menschen wehrten sich nicht. Es war ein halbtoter König über einem sterbenden Volk. Keiner hatte mehr die Kraft noch den Willen zu kämpfen. Egal gegen wen. Die Population der Menschen nahm ab, die Nahrung wurde immer knapper und die Nutztiere waren ein kostbares Gut. In den Gewächshäusern wollte kaum noch etwas gedeihen. Alle Gärtner waren blind. Die Menschen kannten nur noch die Farbe des Feuers. Denn wir mussten uns wärmen. Die Erde war ausgebrannt und tötete uns auch kein weiterer Krieg, keine endgültige Schlacht, so starben wir scheibchenweise. Der König hatte sein Versprechen gehalten. Aber die Erde machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Er war krank. Sein Körper, nicht ganz geschädigt wie unserer, zerfiel. So sagte man auf der Straße. Es gab nichts mehr zum Verbrennen. Es gab nichts mehr zu zerstören.

Ich hatte den Menschen solange Jahre mit Farbe gedient. Mein Labor war ein Wirrwarr aller Dinge und mit der kleinsten Wurzel habe ich Farbe gezaubert. Sauber verpackt in Röhrchen. Ich nahm dazu Tierhäute, Felle, Pflanzen, Blut, Urin und erbeutete Farben von vor der grauen Zeit. Aus allem konnte man eine brauchbare Essenz ziehen, wenn man wusste wie. Und im Keller meines Elternhauses hatte ich diese Möglichkeit als Chemiker. Gelantineartig klebte es in den Plastikbehausungen und das menschliche Auge erfreute

sich daran. Ich hatte zu Beginn kleine Blumen gezüchtet, mit den letzten Samen, die meine Mutter gekauft hatte. Daraus machte ich wohlriechende Tinkturen, die lila und blau schimmerten. Sie fanden mich nie, in meinem Versteck, denn es gab keinen offensichtlichen Eingang. Ich war ein Geist, der Leben brachte. Mit meinen wenigen Mitteln wurden die Flüssigkeiten nach einiger Zeit wieder farblos, aber diese Tage, an denen man sich erfreuen konnte, waren für die Menschen der Himmel auf Erden. Manche, die mit viel Mut, gaben alles dafür, der sterbenden Mutter noch einem die Sonne zu zeigen. Ich war ein Gott der neuen Zeit. Der Mann, der Farben zaubern konnte. Bis heute.

Ich habe keine Farben mehr. Das Blut der jungen Frau und der Taube ist mein letztes Rot. Ich bin leer. Ich bin krank. Ich habe nichts mehr, um ein Feuer zu machen, um die Flüssigkeiten zum Brodeln zu bringen. Ich bin bald genauso grau, wie alle anderen bedauernswerten Menschen auf der Welt. Es gibt kein Holz, kein Papier zum verheizen. Alle Wurzeln sind tot und die Blumen sind eingegangen in der Dunkelheit der Kellerwände. Die Welt ist Loch voller Asche. Und nun wird sie unser aller Grab werden.

Ich zaubere ein letztes Mal und es schimmert und leuchtet mich an. Dieses satte, tobende, wütende Rot. Ich werde es vermissen, denn bald ist es auch für mich nur noch Erinnerung. Die Zeitung knistert, als sie Feuer fängt. Die Flammen erlauben sich, Farbe zu zeigen, denn selbst der König kann es ihnen nicht verbieten. Ich genieße die Wärme, den Geruch der Lösung, die das Blut in seine kleinsten Teile zerlegt und neu formatiert. Ich werfe eine kleine Taubenfeder in die Masse, bevor sie erhärtet. Sie wird zartrosa. Es ist so wunderschön.

Dieses Röhrchen beinhaltet die ganze Welt und doch hätte ich nie gedacht, dass eine Welt einmal so klein sein kann. Es gleitet in meine Tasche.
Rot wie das Leben, das niemand mehr lebt.

Ich gehe auf die Straße, ohne Hut. Sollen sie mich doch holen. Ich bin bereit. Ich bin der Mann, den niemand kennt. Ich bin der Farbendealer mit meinem letzten Werk.

Ein Mädchen sitzt in einem Berg aus Asche und dreht einen Stein zwischen den schmutzigen Fingern.
Sie ist schwach und klein. Heutzutage werden die Menschen nicht mehr sehr groß. Und auch nicht stark.
Ich hocke mich zu ihr, nehme den Stein aus den dünnen Fingern und lege das Röhrchen hinein.
„Versteck es“, raune ich mit meiner tiefen Stimme. „Schnell.“ Ich gehe weiter.
Wir werden sehen, wohin.
Sie sagt kein Wort.
Es hat keinen Preis.
Diesmal nicht.

Kurzvita

Anett Arnold

Meine Name ist Anett Arnold, ich bin 27 Jahre alt und lebe im hohen Norden, genauer gesagt, Flensburg.
Ich schreibe seit meiner Kindheit und es ist mehr als eine Leidenschaft. Gerade die Randgebiete der Gesellschaft, die dunklen Ecken, die Themen, vor denen andere gerne die Augen verschließen, reizen mich.
Es ist einer meiner größten Lebensinhalte neben meinen dreijährigen Zwillingen und meiner Arbeit in der Bibliothek.
Momentan versuche ich mich als PoetrySlammerin und halte regelmäßig Lesungen.

Ich hoffe, meine Art zu Schreiben gefällt Ihnen und ich kann Sie in meine Welt holen.

Unsterblichkeit

Daniel Spieker

„DS665h kommen Sie. Ihr Upload steht bereit.“

Ich sitze in der Lobby der Uploadarea. Eine junge Frau hat mir gerade ein Glas Wasser mit Eiswürfeln gebracht. Es fühlt sich nach unglaublichem Luxus an. Selten habe ich mich so gut gefühlt.
Heute ist der Tag des Uploads.
Hier in Neu-Neu-England kommt dieser Tag nur für jene, die sechzig Jahre lang in den Fabriken geschuftet und überlebt haben.
Während dieser sechzig Jahre bekommt man nur wenig Geld, allerdings eine

kleine Unterkunft und zu Essen. Aber ein Wasser mit Eiswürfeln, davon haben wir alle immer geträumt. Die Lobby ist groß, rote Stühle nebeneinander unter einer gläsernen Kuppel. Auf die Scheiben der Kuppel sind schöne Landschaften projiziert – draußen sieht es nicht ganz so malerisch aus. Grau in Grau. Dreck an Dreck. Stahl auf Stahl. Wir alle werden in ein System hineingeboren, 60 Jahre arbeiten und wenn man überlebt und niemals etwas Böses getan hat, kommt der Tag des Uploads. Etwas Böses heißt hier etwas gegen den Staat, gegen das System. Hat man gestohlen, kein Upload mehr, hat man protestiert, kein Upload mehr, hat man jemanden beleidigt, kein Upload mehr. Ich war nicht immer zufrieden, aber ich war immer still, ich wollte den Upload. Das Bewusstsein wird über ein spezielles Verfahren hochgeladen in eine virtuelle Welt, was jedoch etwas teuer ist, weshalb es nur den obersten Menschen und Leuten wie mir gestattet ist. 60 Jahre arbeiten in Fabriken. Es hat seine Spuren hinterlassen. Ich kann nicht mehr gerade laufen, mein Rücken schmerzt bei jeder Bewegung. Meine Lunge rasselt bei jedem Atemzug und allgemein glaube ich, dass es bald mit mir zu Ende geht. Deswegen bin ich so unendlich glücklich bis zum Tag des Minduploads gekommen zu sein. Unsterblichkeit und die pausenlose Befeuerung mit Glückshormonen erwarten mich. Weg vom Schmerz. Weg vom Leid. Es macht mich nicht traurig meinen Körper zu verlassen, ich freue mich und dieses großartige Wasser mit Eiswürfeln ist ein wunderbarer Vorgeschmack auf das Paradies. Mein Großvater hatte mir einmal erzählt, dass es vor diesem System in seiner Kindheit ein anderes gab. Ein freieres System, jedoch ohne die Möglichkeit des Minduploads, ohne die Möglichkeit zur Unsterblichkeit. Neben mir sitzt ein anderer, ich sehe es ihm an, einer wie ich: Arbeiter. „Unser großer Tag“, sage ich lächelnd. Er nickt bedächtig. „Der große Tag. 60 lange Jahre, aber ich glaube, es hat sich wirklich gelohnt.“ „Das ist wohl wahr“, sage ich zustimmend. „Ich komm aus C-73e – war dort in Abteilung 4.“ „E-98b Abteilung 9 Unterabteilung B. Fließbandarbeit, Tag für Tag.“ „FM981b kommen Sie. Ihr Upload steht bereit“, sagt eine Frauenstimme durch die alten Lautsprecher. „Das bin ich. Es ist so weit. Ich kann das kaum glauben.“ Lächelnd schaue ich ihm nach, wie er auf die kleine Kuppel in die Mitte zugeht, die roten Türen geöffnet werden und er verschwindet. Es macht mir auch etwas Angst. Bin ich derselbe, wenn ich hochgeladen bin? Bin das dann noch ich?

Kann mein Bewusstsein so kopiert werden? Die Gedanken lassen mich etwas zittern, aber insgeheim habe ich Vertrauen. In der Halle sitzen nun außer mir nur noch zwei andere. Gleich ist es also soweit. „AC221g kommen Sie. Ihr Upload steht bereit“, sagt die Frauenstimme wieder und ich lächle. Jetzt geht es los. Das war mein Name! Ich stelle das Glas Eiswasser neben mich und stehe auf. Gehe auf die Türe zu. Ein junger Mann in teurer Kleidung steht vor mir. „AC221g, es freut mich, Sie kennenzulernen. So harte und anständige Arbeiter gibt es nur selten.“ Er hält mir die Hand hin und ich gebe ihm meine. Es tut etwas weh, als er sie schüttelt. Meine alten Finger sind krumm und schmerzen andauernd. „Kommen sie. Ich bringe Sie zum Uploadraum.“ Ich folge ihm einen kurzen Gang entlang in einen viereckigen Raum. Er ist blau gestrichen und in der Mitte steht ein Sessel, der mit diversen Schläuchen verbunden ist. „Ich muss nun wieder zurück – die Frau dort wird sie weiter begleiten.“ Eine junge Frau steht dort, ebenfalls elegant gekleidet. „Setzen Sie sich bitte hier auf den Sessel, der Upload steht kurz bevor.“ Ich setze mich auf den Sessel und freue mich auf den Upload. Sie holt von der Seite eine kleine Maschine und schließt ein paar Schläuche und kleine Stecker an mich an. „Wie funktioniert das Ganze?“ „Ach das ist nicht wichtig – gleich ist es soweit.“ Sie lächelt mich noch einmal an. „Vielen Dank“, sage ich. Für den Bruchteil einer Sekunde scheint sie irritiert, macht dann aber weiter. Ich denke noch einmal an meine Frau, die ich gleich in der virtuellen Welt treffen werde und freue mich auf den Tag, an dem mein Sohn mir folgt – auch wenn ihm noch 40 Jahre fehlen. „Gut. In drei Sekunden geht’s los. 3... 2... 1...“
„Gut. Dann wollen wir ihn mal wegschaffen“, sagte der junge Mann. „Hat mir fast das Herz gebrochen, hat sich bedankt“, sagte die Frau. „Dass die Leute immer noch an diesen Uploadmist glauben.“ „Der Abtransport der Leichen kommt heute etwas später, hat man mir vorhin übermittelt, es gibt wieder Aufstände in der Innenstadt.“ „Arme Trottel. 60 Jahre schuften sie, für ihren einen großen Tag, um ein Glas Wasser zu kriegen und entsorgt zu werden.“ „Ich hab gehört, dass sich die Oben überlegen, das Wasser mit Eis zu streichen – um Kosten zu sparen.“ „Naja, jetzt genug geredet – komm hilf mir, der schafft sich nicht allein zu den anderen.“ spare „Naja, jetzt genug geredet – komm hilf mir, der schafft sich nicht allein zu den anderen.“

Kurzvita

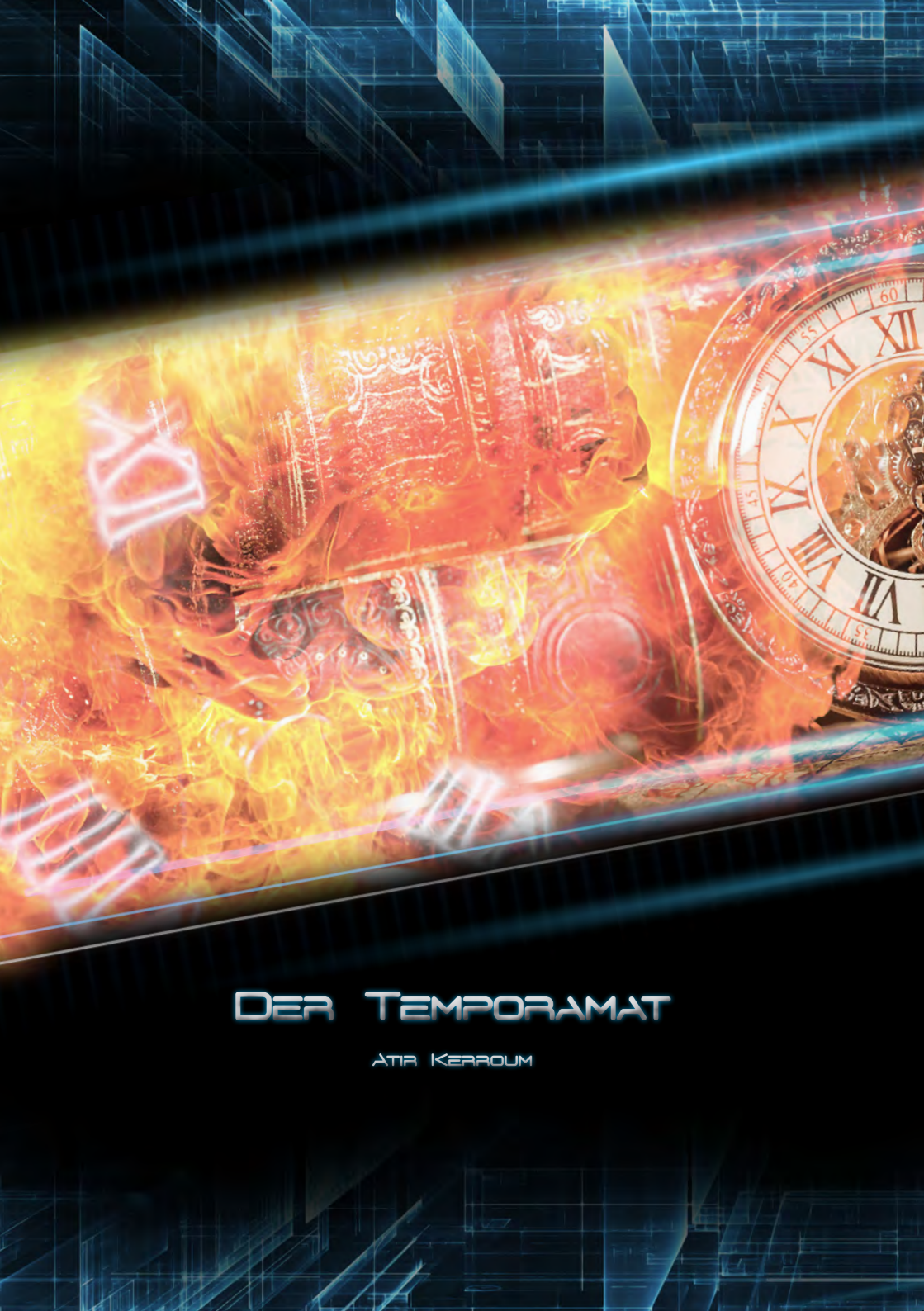
Daniel Spieker

Daniel Spieker schreibt schon seit einiger Zeit unter diversen Pseudonymen im Internet.

Sein Steckenpferd ist der Youtube-Kanal »Weltenbruch«, auf dem er selbstgeschriebene Geschichten vertont.

Sein Interesse liegt vor allem bei düsterer Science Fiction und Horror neueren Datums, besonders Kurzgeschichten.

Momentan studiert er in Heidelberg.



Der Temporamat

Atia Kerroum

Kaffee?“

Im Dreiteiler mit der gestreiften Krawatte sah der Direktor für Science & Technology aus wie J. Edgar Hoover, der Pate des FBI.

Rachel hasste Kaffee.

„Ja, mit Milch und Zucker“, sagte sie. Ein Nein hätte die ***Agency*** nicht akzeptiert.

Special Agent Hank Paul ging zum iCoffee, tippte sich durch das Menü und ließ die braune Brühe in die iMugs laufen. Geld spielte keine Rolle. Rachel kannte auch den Typ, der für alles bis zum iTrash aufkam: Er hieß Steu R. Zahler.

Mit dem Kaffee auf einem Tablett kehrte Hank zur weiß belederten Sitzgruppe zurück, stellte die Tassen auf den gläsernen Couchtisch und setzte sich Rachel gegenüber.
Rachel füllte den Zucker in den Kaffee. Viel Zucker. Und Milch. Kaffee schmeckte ekelhaft bitter.
Direktor Hoover schlürfte aus seiner Tasse. „Sie haben eine sehr interessante Dissertation verfasst“, bemerkte er. „Mit einer Zeitmaschine könnte man Probleme lösen, bevor sie auftreten.“
„Zum Beispiel Wien 1911“, schlug Hank vor. „Man geht ins Männerwohnheim, fragt nach einem Herrn Hitler und knipst ihn aus. Fertig. Niemand interessiert sich für einen toten Penner.“
Rachel schüttelte den Kopf. „Tut mir leid, aber so funktioniert das nicht. Hitler können Sie knicken. Ho Chi Minh und Fidel Castro genauso.“
„Wieso?“
„Geben Sie mir Kreide und eine Tafel, und ich rechne es Ihnen vor“, bot Rachel an.
„Erklären Sie‘s einfach so, dass ich es verstehe!“, verlangte der Direktor.
„Eine Zeitmaschine ist wie ein Stargate. Vorausgesetzt, es gäbe Stargates, versteht sich. Sie brauchen immer zwei davon. Eine Maschine in unserer Zeit und eine in der Zeit, in die Sie wollen. Jetzt nehmen wir mal an, Sie hätten eine Zeitmaschine und wollten Hitler 1911 im Männerwohnheim töten. Wie kommen Sie nach 1911, wenn die Zeitmaschine da noch nicht erfunden ist?“
„Erzählen Sie mir gerade, dass man mit einer Zeitmaschine nicht in die Vergangenheit reisen kann?“, fragte der Direktor.
„Nicht in eine Vergangenheit, die vor der Erfindung der Zeitmaschine liegt.“
„Ich verstehe.“ Der Direktor nickte. „Okay, vergessen wir Hitler. Nehmen wir an, ich baue zwei Zeitmaschinen. Kann ich dann zwischen beiden hin- und herreisen? In die Zukunft zum Beispiel?“
„Ja.“
„Und aus der Zukunft in die Vergangenheit?
„Wenn in dieser Vergangenheit Ihre Zeitmaschine existiert: ja.“
„Aber wenn ich dann in der Vergangenheit verhindere, dass die zweite Zeitmaschine gebaut wird, mit der ich aus der Zukunft gekommen bin?“
„Dann haben Sie trotzdem eine Zeitmaschine gebaut, die Sie in die Vergan-

genheit geschickt hat. Ursache und Wirkung. Es sieht aus wie ein Paradoxon, aber das ist es nicht."
„Aber ich habe die Ursache doch gerade beseitigt", widersprach der Direktor.
Allmählich wurde es Rachel zu dumm.
„Entschuldigen Sie bitte, Sir", sagte sie, „aber ich verstehe nicht, worauf Sie hinaus wollen. Zeitreisen sind nur eine gedankentheoretische Spielerei."
„Ihre Dissertation über diese gedankentheoretische Spielerei wurde mit summa cum laude bewertet", wandte Hank ein.
„Weil ich die Formalien eingehalten und richtig disputiert habe. Mit dem Inhalt hat das nichts zu tun. Zeitmaschinen sind Quatsch."
„Weltraumraketen waren auch Quatsch, bis den Briten die V2 auf den Kopf flog", entgegnete Direktor Hoover. Er war beratungsresistent.
„Eine Zeitmaschine ist geringfügig komplizierter als eine Rakete", erinnerte Rachel.
„Kompliziert ist nicht unmöglich. Wie viel Geld brauchen Sie, um eine Zeitmaschine zu bauen?"
Rachel starrte vom Direktor zu Hank und zurück zum Direktor.
Die meinten das ernst.
„Keinen Cent", antwortete sie. „Es geht nämlich nicht."
„Das war leider die falsche Antwort", attestierte Hoover.
„Bin ich jetzt gefeuert?"
„Ich fürchte nein. Und hier die gute Nachricht: Wir haben eine Zeitmaschine."
„Sie verarschen mich."
Hoover lächelte. „Keineswegs. Das Problem ist nur, dass wir nicht wissen, ob sie funktioniert. Deshalb sitzen wir hier."
„Oh, kann ich Ihnen direkt helfen. Nachdem Sie schon mal eine Zeitmaschine haben, bauen Sie einfach noch eine. Dann wissen Sie, ob Sie zwischen den Maschinen zeitreisen können oder nicht. Da brauchen Sie mich nicht dafür", schlug Rachel vor.
„Es gibt da leider ein Problem. Sehen Sie, das Forschungsprogramm ist sehr alt und entstand in den 1950ern. Der Leiter war ein gewisser Alfons Snyder, ehemaliger Nazi-Wissenschaftler. Seine Fortschritte hielten sich gelinde gesagt in Grenzen und in den 80ern fand man, dass die Erforschung von Zeitreisen Geldverschwendung war. Das Projekt wurde eingestellt und Snyder in

den Ruhestand geschickt. Aber Snyder konnte es nicht lassen und machte auf eigene Faust weiter. Letztes Jahr teilte er uns mit, dass die Zeitmaschine einsatzbereit sei. Er nennt sie Temporamat."
„Er lebt noch?" Rachel überschlug die Zahlen. „Da muss er ja steinalt sein."
„Hundertdrei. Und hat stark abgebaut."
„Das erklärt, dass seine Zeitmaschine fertig ist", murmelte Rachel.
„Die Maschine ist eine Tatsache", erwiderte Hoover. „Aber es gibt weder Pläne noch eine Dokumentation, und der Konstrukteur ist dement. Das Ding ist wie ein außerirdisches UFO. Ich will, dass Sie mit Snyder reden."
„Warum ich?", fragte Rachel.
„Weil Sie unsere Expertin für Zeitmaschinen sind. Ich will, dass Sie sein Vertrauen gewinnen. Finden Sie heraus, wie sein Temporamat funktioniert. Und dann bauen Sie das Ding nach!"
Rachel öffnete den Mund.
„Ich werde ein Nein nicht akzeptieren!", warnte Hoover, „und es wird Ihnen verdammt noch mal nicht gefallen."

Snyder hatte die Zeitmaschine in einem ehemaligen Lokomotivenwerk zusammengebaut. Das Gewirr aus Kabeln und Röhren nahm beinahe das gesamte Gebäude ein und war komplexer als ein Fusionsreaktor. Ein Macintosh IIci mit einem mit 25 MHz getakteten Motorola-Prozessor fungierte als Steuerrechner. Ende der 80er war das wie HAL9000 gewesen. In der Mitte der Zeitmaschine befand sich eine kleine, kupferne Kammer, in welcher die Singularität erzeugt werden sollte. Überall werkelten Techniker, die versuchten, die Geheimnisse der Apparatur zu ergründen. Niemand wusste, was der Temporamat eigentlich tat. Bei einem Probelauf fuhr die Maschine hoch und benötigte dabei ein volles Gigawatt Leistung, ohne, dass sich irgendetwas Sichtbares tat. Rachel erklärte dem Direktor, dass es keine Überraschung sei, dass sich in der Kammer nichts nachweisen ließ. An einem Ort, an dem die Gesetze der Physik nicht galten, funktionierten Messgeräte nicht. Ein Team hatte Snyders ehemalige Wohnung in Santa Monica auseinandergenommen. Rachel ging die dürftigen Unterlagen durch. Familie hatte Snyder keine, aber ein altes, schwarz-weißes Gruppenfoto weckte ihre Aufmerksamkeit. Es zeigte zwölf Männer und zwei Frauen.

„Das ist Snyder. Oder Schneider, wie er damals hieß.“ Hank zeigte auf einen jungen Mann, zweiter von rechts. „Das Foto wurde im zweiten Weltkrieg in Deutschland aufgenommen.“ Hank deutete auf einen älteren Mann in der Mitte. „Den hier konnten wir identifizieren. Das ist Wilhelm von Brodig. Er war ein Nazi-Wissenschaftler und kam 1945 bei einem Bombenangriff ums Leben.“
„Woran arbeitete er?“, fragte Rachel.
„Wissen wir nicht. Reichsflugscheiben? Mainhattan-Projekt? Keine Ahnung. Wenn‘s Synder nicht weiß, werden wir‘s nie erfahren.“
Rachel steckte das Foto ein.

Dr. Alfons Snyder war hager und eingefallen, nur noch Haut und Knochen. Laufen konnte er nicht mehr, und so hatten ihn die Altenpfleger an den Rollstuhl geschnallt. Er war aber sowieso nicht mehr in der Lage, das Obergeschoss zu verlassen. Nur durch eine Glasscheibe konnte er hinunter in die Halle mit der Zeitmaschine blicken.
In einem fleckigen weißen T-Shirt mit der Golden Gate Bridge saß Snyder an einem altmodischen Schreibtisch und tippte mit zwei Fingern auf einer Torpedo-Schreibmaschine herum. Dazu summte er ein Lied: „Durch deutsches Land.... marschieren wir....“ Währenddessen plärrte die Altenpflegerin in sein Hörgerät, dass er Besuch bekommen hatte.
Snyder drehte sich herum, hob den rechten Arm und rief mit heiserer Stimme: „Heil Hitler!“
Es funktionierte.
„Heil Hitler“, murmelte Rachel. Hanks Rippenstoß erinnerte sie daran, den Arm zu heben.
Hank schlug die Hacken zusammen: „Sturmbannführer Paul.“ Er zeigte auf Rachel. „Das ist Untersturmführer Friedman.“
Snyder glotzte sie an. In der SS-Uniform und mit den blondierten Haaren kam sich Rachel vor wie in einem B-Movie. Der Kostümverleih, von dem die Uniformen stammten, hatten schon einige solche Produktionen ausgestattet.
„Untersturmführer?“, fragte Snyder. Er hatte keine Ahnung, dass er verarscht wurde. Seine Prothese wackelte. „Sind Sie von der Truppenbetreuung?“
Dass Snyder gerade in Naziland war, änderte nichts daran, dass der englisch sprach. Deutsch hatte er sich als guter Amerikaner längst abgewöhnt.

„Ich habe ein Problem mit erektiler Dysfunktion. Können Sie mir da behilflich sein?“, wollte Snyder wissen.
„Du alte Drecksau!“, sagte die Altenpflegerin.
„Fick dich selber, du Fotze!“, plärrte Snyder zurück.
Rachel blickte zu Hank, der ratlos mit den Schultern zuckte.
„Das war dein Nachtisch“, informierte ihn die Pflegerin.
„Ich scheiß die Windeln voll, du Nutte!“
„Was ist hier los!“, fuhr Rachel den Opa an. „Reißen Sie sich verdammt noch mal zusammen, Mann! Ich komme direkt vom Führer. Wollen Sie an die Ostfront?“
„V-verzeihung, Frau Untersturmführer“, stammelte Snyder und versuchte mit wenig Erfolg, in seinem Rollstuhl Haltung anzunehmen. „S-sie können dem Führer melden, dass der Temporamat einsatzbereit ist. Ich habe ihn gebaut! Ich! Ich alleine! Niemand sonst! Und von Brodig schon gar nicht. Sagen Sie dem Führer, dass von Brodig ein Bolschewik ist!“
„Verlassen Sie sich darauf“, log Rachel. Was sollte sie nur mit diesem Gesabber anfangen?
Sie legte Snyder das Gruppenfoto vor.
„Können Sie mir sagen, wer das ist auf diesem Foto?“
Snyder kniff die trüben Augen zusammen, blickte suchend über das Foto.
„Von Brodig!“, würgte er. Mit einem dicken Filzstift strich er Brodig durch.
„Bolschewik!“ Aufgebracht zeigte er Rachel das Foto.
„Was ist mit Brodig geschehen?“, fragte Rachel.
„Von Brodig ist tot. Bei dem Luftangriff...“ Nun plötzlich betroffen legte Snyder das Foto zurück auf den Tisch. Er blickte auf zu Rachel, und auf einmal wirkte er fast völlig klar.
Rachel ließ sich diese Chance nicht entgehen.
„Der Temporamat“, sagte sie. „Erklären Sie mir, wie er funktioniert?“
„Das würden Sie wohl gerne wissen, wie?“
„Ich nicht, der Führer“, behauptete Rachel. „Wir haben einen Probelauf durchgeführt, und es hat sich nichts getan.“
„Ja, Sie müssen natürlich die richtigen Parameter einstellen“, erwiderte Snyder. „Wenn Sie wollen, kann ich es Ihnen bei einem weiteren Testlauf zeigen.“
„Gut.“ Rachel fragte sich, wie lange Snyders lichter Moment anhalten würde.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren!“, verlangte Snyder. Er deutete auf die Pflegerin. „Aber ohne Gestapo!“
Rachel schickte die Schwester aus dem Raum. Dann rief sie Hoover an und informierte den Direktor, dass Snyder einen Testlauf wollte.
„Haben Sie eine Ahnung, was das kostet?“, fragte Hoover. Dieser Erbsenzähler.
„Ich schätze, ziemlich viel, Sir.“
Pause.
„Tun Sie‘s!“, entschied der Direktor.
„Wir haben grünes Licht vom Führer“, gab Rachel bekannt.
„So kann ich nicht gehen. Ich muss mich erst anziehen“, sagte Snyder und zerrte an seinem fleckigen T-Shirt. Hank half ihm dabei, holte Hose, Hemd, Krawatte und Sakko aus dem Schrank und kleidete Snyder ein. Als er fertig war, hatte Snyder seine Würde wiedergefunden. Rachel übernahm den Rollstuhl, und sie brachten ihn in die Steuerzentrale.
Snyder ließ einen Agent im Steuerrechner ein Kommandozeilenprogramm aufrufen. Mit zittrigen Händen und quälend langsam tippte Snyder mit zwei Fingern die Befehle ein.
Der Röhrenmonitor war miserabel, die Schriftgröße winzig.
04.04.1945.21.13.22, las Rachel. Sie sagte nichts. Kameras zeichneten jede Bewegung Snyders zur späteren Auswertung auf.
Snyder brauchte eine halbe Ewigkeit, um die Enter-Taste zu finden.
„Fertig“, sagte er.
„Und nun?“, fragte Hank.
„Der Temporamat fährt hoch. Bitte behalten Sie die Pegel im Auge. Sie müssen im grünen Bereich bleiben.“
Rachel studierte lange die Batterie analoger Messgeräte, und versuchte, sich einen Reim aus ihnen zu machen.
„Mr. Snyder, was messen diese Geräte?“, fragte sie schließlich. Als sie keine Antwort bekam, drehte sie sich herum. Snyders Rollstuhl war leer.
„Wo ist er?“, fragte sie.
Ein Agent blickte sie an, hob die Schultern.
„Keine Ahnung.“
Verdammt!
„Hier!“, rief jemand. „Ich habe ihn! Was zum Teufel macht der da?“

Snyder war auf den Überwachungskameras. Er stützte sich an der Wand ab und ging auf wackeligen Beinen einen Korridor entlang.
„Ich hole ihn! Behalten Sie die Anzeigen im Auge!“
Hank und Rachel verließen den Kontrollraum und eilten die Treppe hinunter. Kaum zu glauben, dass Snyder in seinem Zustand dass geschafft hatte. Sie ließen sich von der Zentrale durch die Gänge lotsen und landeten schließlich vor der Singularitätskammer. Durch das dicke Sichtfenster sah Rachel Snyder in der Kammer stehen.
„Mr. Snyder!“, rief sie. „Kommen Sie da heraus!“
Er drehte sich zu ihr herum. „Es ist Zeit!“ Snyder hob den rechten Arm, schlug die Hacken zusammen und rief: „Heil Hitler!“
„Scheiße!“, rief Rachel. Sie wusste nicht, was die Singularitätskammer bewirkte. Hank drehte das Handrad und zog die Tür auf. Sie stürmten hinein in die Kammer.
„Nein!“, rief Snyder. „Bleiben Sie zurück! Sie verstehen das nicht!“
„Ganz ruhig! Es ist alles in Ordnung!“ Hank nahm Snyder am Arm und zog ihn ungeachtet dessen Widerstandes mit sich heraus aus der Kammer.
Rachel wollte den beiden folgen. Sie befand sich mitten in der Singularität. Sie zögerte. Die Maschine lief, aber es war nichts zu spüren. Nur Generatoren jaulten und Kühlaggregate rauschten. Das war doch alles nur ein einziger Fake. Dann blitzte es in ihrem Kopf.

Rachel lag auf einem Federkernsofa und blickte auf eine geblümte, gräuliche Deckentapete. Geschirr klapperte. Irgendwo krächzte ein kratziger Oldie aus einem Radio. Es roch fremd in dem altmodischen Wohnzimmer.
Rachel richtete sich auf. Wo war die durchgestylte Apple-Optik? Anstelle von LEDs gab es Glühlampen, die ein gelbes Licht verbreiteten.
Sie hörte eine Stimme.
Rachel drehte den Kopf. Die Frau trug eine weiße Bluse, einen dezent unmodernen Rock und dazu das Haar frisiert wie Scarlett O`Hara in „Vom Winde verweht“.
Ein Mann erschien neben der Frau. Er kam Rachel vage bekannt vor. Gekleidet war er in einen hellbraunen, taillierten Anzug, die dunklen Haare facon geschnitten und nach hinten gelegt. Die Kostümbildner waren echt alle Praktikanten...

„Was ist passiert?“, fragte Rachel. „Wo ist Special Agent Paul?“
Die Frau und der Mann blickten einander an. Er tat einen Schritt auf sie zu.
„Frau Untersturmführer?“, fragte er unsicher.
„Rachel“, verbesserte sie.
„Sprechen Sie Deutsch?“
„Nein, verdammt.“
„Dann haben wir den Krieg also doch noch gewonnen. Sagen Sie, woher kommen Sie?“
„New...“ Rachel schloss den Mund. Der Mann sprach britisches Englisch mit üblem deutschem Akzent und sie erinnerte sich jetzt, woher sie sein Gesicht kannte.
„Sie sind Brodig!“, rief sie.
„Wilhelm von Brodig“, bestätigte er erstaunt. „Sie kennen mich? Meine Sekretärin, Fräulein Müller. Und Sie sind...?“
Rachel schloss die Augen und öffnete sie wieder. Die beiden waren nicht verschwunden. Und sie saß immer noch auf diesem Sofa in diesem Zimmer.
„Welches Datum ist heute?“, fragte Rachel.
„Heute ist der vierte April.“ Dann setzte er hinzu: „1945.“
„Scheiße!“, rief Rachel und sprang vom Sofa. Sie rannte ans Fenster und zog die Jalousie zurück. Draußen war es stockdunkel.
Brodig zog die Jalousie wieder über das Fenster.
„Bitte, lassen Sie die Verdunkelung. Wir hatten Voralarm.“
Rachel holte ihr iPhone aus der Brusttasche. Kein Netz.
Brodig räusperte sich. „Frau Untersturmführer, darf ich fragen, aus welchem Jahr sie kommen?“
„Zwanzigneunzehn“, sagte Rachel.
„Zweitausendneunzehn!“, wiederholte Brodig. „Das muss gefeiert werden! Lassen Sie uns anstoßen! Darf ich Ihnen einen Obstler anbieten?“
Er hätte ihr gerne einen Cognac angeboten, bekannte er, oder gar einen Whiskey, aber die gäbe es im tausendjährigen Reich nicht mehr. Nicht für Geld, und auf Marken schon gar nicht.
Sie saßen dann in der Küche und Brodig schenkte die Schnapsgläser ein. Rachel nippte wie betäubt an dem Birnenschnaps. Sie hatte eine Menge Fragen, aber sie wusste nicht, ob es klug war, auch nur eine einzige davon zu stellen. Brodigs Sekretärin versuchte sich derweil in Konversation.

„Frau Untersturmführer, gibt es im Jahr zweitausendneunzehn viele Frauen in der SS?“, fragte sie.
Da Rachel in Nazi-Uniform gekommen war und überdies Englisch sprach, nahmen die beiden wie selbstverständlich an, dass Hitler den Krieg gewonnen hatte.
„In der Zukunft ist ziemlich vieles ziemlich anders“, sagte Rachel. Sie wandte sich an Brodig. „Sie haben eine Zeitmaschine gebaut. Und sie hatten diese Maschine gerade eingeschaltet. Das ist so vollkommen unwahrscheinlich – Snyder muss es gewusst haben!“
„Snyder?“
„Ich schätze, Sie kennen ihn als Dr. Alfons Schneider. Er hat unsere Zeitmaschine gebaut und als wir sie testeten, legte er diese Zeitkoordinaten fest. Er wusste, dass Sie die Maschine heute Abend eingeschaltet hatten. Zu einem Probelauf, nehme ich an.“
„Schneider ist ein...“ Brodig suchte nach den richtigen Worten. „Fachlich mittelmäßig, aber überzeugter Nationalsozialist. Sehr ehrgeizig.“
„Der Temporamat ist Ihre Erfindung, Mr. Brodig?“, fragte sie. Snyder hatte sein ganzes Leben damit verbracht, Brodigs Maschine zu kopieren?
Brodig nickte. „Ich hatte gehofft, eine bessere Zukunft zu finden. Ich bedaure außerordentlich, dass Sie ausgerechnet in diesen Zeiten zu uns gekommen sind. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Ich bringe Sie zurück in die Zukunft.“
Sirenen heulten. Rachel sah vom Tisch auf.
„Die fliegen nur wieder über Deutschland spazieren“, meinte Brodig ruhig. „Nach Berlin. Hier haben die noch nie was abgeladen.“
„Wir sollten uns trotzdem in Sicherheit bringen“, sagte Rachel.
„Es gibt keine Sicherheit“, antwortete Brodig. „Das hier ist der totale Krieg im Endstadium. Verraten Sie mir die Wunderwaffe, mit der wir das hier doch noch überstanden haben?“
„Wissen Sie, manches ist nicht so, wie...“ Rachel unterbrach sich. Ein dumpfes Brummen lag in der Luft. Hunderte Flugzeugmotoren sangen ein unerbittlich anschwellendes Lied. Die Luft vibrierte. Brodig stand auf und löschte trotz der Verdunkelung das Licht. Nur eine Kerze flackerte in der Küche. Eine mechanische Wanduhr tickte.

Dann heulten die Bomben. Der Boden erbebte unter den Einschlägen.
„Da scheißen die uns doch glatt aufs Dach.“ Brodig nahm die Kerze. „Keine Panik, die Bomben, die Sie hören, treffen Sie nicht. Sie müssen sich vor denen in Acht nehmen, die Sie nicht hören. Kommen Sie, wir gehen besser doch in den Keller!“
Als Rachel aufgestanden und ein paar Schritte gegangen war, brach das Haus über ihr zusammen. Eine Druckwelle warf sie von den Füßen. Mit der Stirn schlug sie auf dem Boden auf. Alles um sie herum drehte sich. Die Bomben fielen, die Explosionen krachten, untermalt vom ständigen Brummen der Fliegenden Festungen über ihnen.
„Brodig?“, rief sie. „Fräulein Müller?“
Keine Antwort. Rachel hatte nur überlebt, weil sie im Moment des Einschlags unter einem Türsturz gestanden hatte. Rachel kroch aus den Trümmern des Hauses und blickte sich um.
Die Halle hatte mehrere Volltreffer abbekommen und brannte lichterloh. Das Nebengebäude, in dem sie eben noch mit Brodig und Fräulein Müller gesessen hatte, existierte nicht mehr.
Das war der Bombenangriff, bei dem Brodig ums Leben gekommen war. Und er hatte auch die Zeitmaschine zerstört.
Ein Mann taumelte im Feuerschein durch das Inferno. Irgendwie musste er aus der Halle entkommen sein. Als er Rachel bemerkte, kam er auf sie zu.
„Untersturmführer?“, fragte er.
Rachel erkannte ihn von dem Foto. Zweiter von rechts. Dr. Alfons Schneider.
„Wir müssen eine neuen Temporamaten bauen“, sagte sie.

Kurzvita

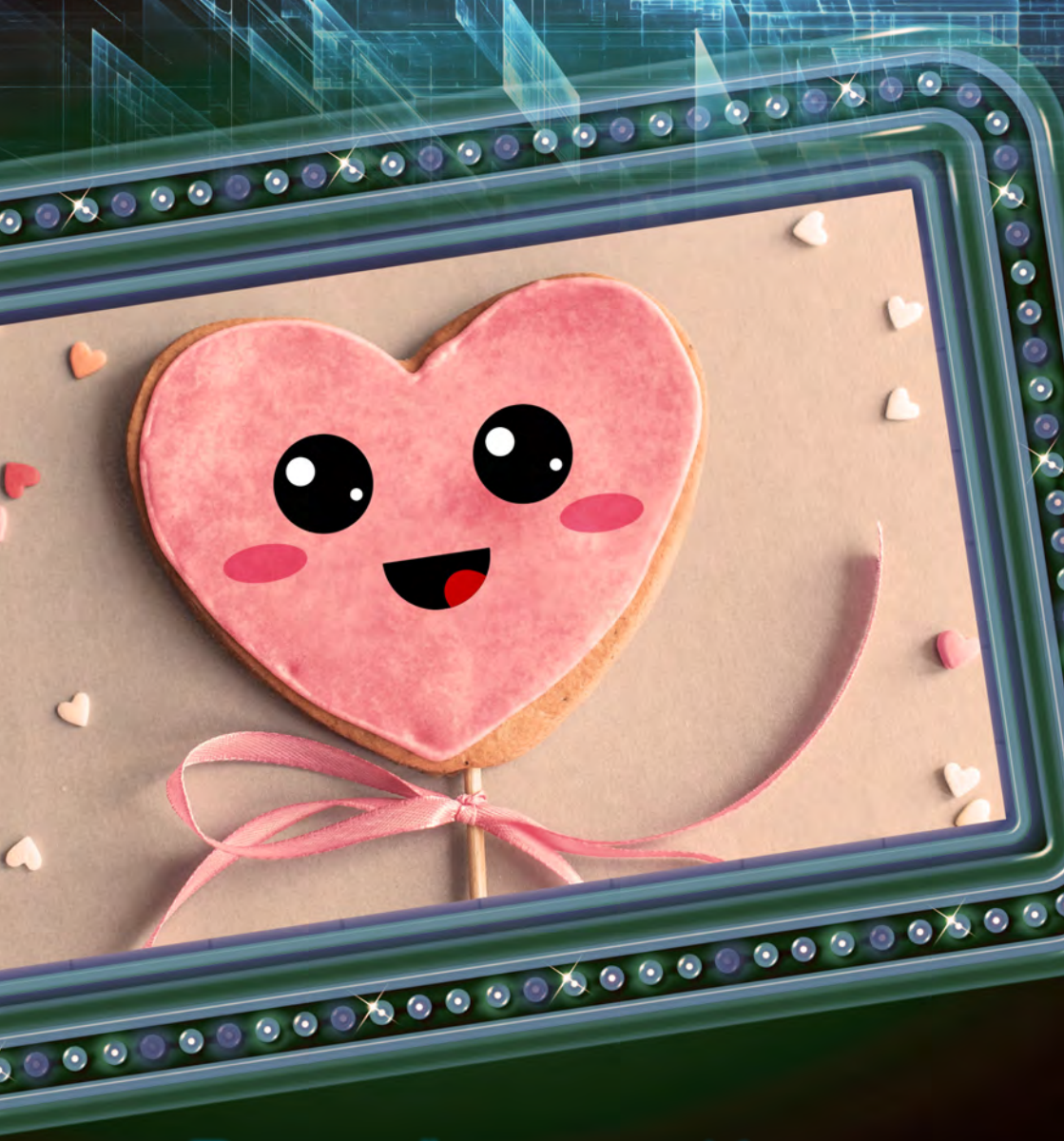
Atir Kerroum

Atir Kerroum wurde 1975 in Algier geboren. Er lebt und arbeitet als Rechtsanwalt in Ludwigshafen am Rhein. Schreibt er keine Klagen, Klagerücknahmen oder Gebührenrechnungen, schickt er unfähige Zauberer in hoffnungslose Lagen und SF-Helden in den Reality Check.

Er schreibt Klagen, Klagerücknahmen, Gebührenrechnungen, SF und Fantasy.

Veröffentlichungen: (Auswahl)

- „Schadenzauber“, Novelle. Machandel Verlag 2013
- „Die Hexe von Kentigern“, Novelle. Machandel Verlag 2013
- „Civitas Dei – Das Reich Gottes“, Kurzgeschichte. Anthologie Die Götter des Imperiums, Verlag Torsten Low 2015
- „The War Is Over“, Kurzgeschichte. Anthologie Listen to the Universe Vol. 2 (Hörbuch), in Farbe und Bund 2015



Der glückliche Keks

Anja Fahrner

Ulrika

9.47 Uhr, 24.12.2530, ***Innovationstag.***

Ulrika richtete sich abrupt auf, blickte hektisch zu den neonfarbenen Zeichen, die sich auf der mit gelben Streifen dekorierten Wand einzubrennen schienen. ***Ich habe verschlafen.*** Ihr Herz begann zu hämmern, schien ihren Brustkorb sprengen zu wollen. Die ganze Nacht hatte sie wach gelegen und den Ereignissen des nächsten Tages entgegengefiebert. Immer wieder hatte sie nachgerechnet, ihre verdienten Vergnügungspunkte zusammengezählt, die sie sich für diesen besonderen Tag aufgespart hatte. Schließlich war die Morgendämmerung hereingebrochen und mit ihr eine ermattende Müdigkeit. Als der Weckruf erklungen war, hatte sie ihn beendet, um noch ein paar Minuten dösen zu können. Ein paar Minuten. Das war vor über einer Stunde gewesen.

Mit einem Sprung war sie aus dem Bett, rannte in ihr Badezimmer. Es drängte sie, in irgendwelche Kleidung zu schlüpfen und sofort loszurennen. Doch das konnte sie nicht, hatte sie noch nie getan. Stattdessen betrachtete sie ihr fleckiges blasses Gesicht im Spiegel, ihre dünnen aschfarbenen Haare. ***Dafür muss ich mir Zeit nehmen. Das ist doch das, wonach mich alle beurteilen.*** Sie zwang sich zur Ruhe, machte sich routiniert an die Arbeit. Sie griff in das Meer der Produkte vor sich, mitten in die bunten Fläschchen und Tuben. ***Da ist sie, die Grundierung.*** Mit fahrigen Fingern öffnete sie das unscheinbare braune Töpfchen, tauchte ein Schwämmchen in die ölige bräunliche Masse und fuhr sich damit über ihr Gesicht. Befriedigt verfolgte sie, wie die Flecken heller wurden, schließlich verschwanden. In rascher Folge baute sie Schicht um Schicht auf, betonte farblich Augen, Mund und Wangen. ***Jetzt noch die Haare. Vorsichtig mit der Extension. Sie ist unerschwinglich.*** Eine lockige, mit blonden und roten Strähnen durchzogene dunkle Mähne umwallte ihren Kopf.

Fertig.

Zufrieden betrachtete sie ihr Spiegelbild. Nichts erinnerte mehr an die unscheinbare Frau, die eben noch aus dem Bett gestiegen war.

Sie war perfekt.

Sie schlüpfte in einen pinkfarbenen Hosenanzug und pinkfarbene Schuhe. Flugs verließ sie ihre Wohnung, eilte über leere Straßen durch die grauen Häuserschluchten, bis sie sich einem pinkfarbenen Pulk näherte. Menschen dräng-

ten sich, schubsten und schimpften, sahen drohend zu dem Neuankömmling, in ihren Mienen einen Ausdruck von Verzweiflung und Wut.
Niemand wird mich hier vorlassen. Resigniert reihte sich Ulrika am Ende der Menschenmenge ein, die zum „Platz der Neuerung“ strömte. Immer wieder schaute sie zu den gepanzerten Wachen, die die Straßen flankierten, auf ihre mit Betäubungspatronen geladenen Waffen.
Der Pulk bewegte sich nur schleichend, waberte mehr seitwärts als nach vorne. ***Es sind so viele vor mir,*** dachte sie verzweifelt. ***So unendlich viele. Es steht doch schon jetzt fest, dass ich erst mit Verzögerung die neue Fashion erhalten werde. Jeder wird mich anstarren, weil ich mit den alten Klamotten rumrenne.*** Sie kannte diese Blicke, die sagten: „Na Ulrika, wieder mal zu spät gewesen? Schau dich doch an. Du läufst rum wie die Werkarbeiter, welche unsere alten Sachen tragen. Du, eine der Macher.“
Sie kämpfte mit den Tränen.
Endlich näherte sich der Pulk dem Zentrum des Platzes, den riesigen Bildschirmen, die weit über den Köpfen der Menschen schwebten. Drei Vertreter der mächtigsten Modehäuser waren zu erkennen, hielten ihre Schöpfungen vor sich; drei neue Farben, drei neue Formen, alle deutlich unterschiedlich zu den aktuellen Farben und Formen. ***Wer wird diesmal gewinnen?*** Wie gebannt schaute Ulrika nach oben.
Die unter den Personen eingeblendeten Zahlen rasten, wurden langsamer, blieben stehen.
„Der Gewinner der Umfrage unseres heutigen Innovationstages ist das Haus Schrebel“, hallte eine schrille weibliche Stimme über den Platz.
Jubel brandete aus den Lautsprechern.
Auf dem Bildschirm war ein blonder Mann zu sehen, der mit schneeweißen, blitzenden Zähnen bis zu den Ohren grinste. Abfällig betrachtete Ulrika seine Dreiecksfigur, die vollen Haare, die bestimmt auch nicht echt waren. ***Er ist einer derjenigen, die sich Gelpakete an Stellen implantieren lassen, wo eigentlich Muskeln sein sollten. In den Modeforen wird darüber gelästert.***
Er hielt Kleidung in giftgrüner Farbe hoch.
Alles wird in Grün rumlaufen, während ich immer noch dieses fürchterliche Pink anhabe. Der Panik nahe beobachtete sie, wie die Tore vom Haus Schrebel geöffnet wurden.

Die Menschenmenge stürmte hinein, bewacht von den grimmigen Sicherheitskräften. Nach einer kurzen Pause verwandelte sich der pinkfarbene Strom in eine grüne Flut, die in alle Richtungen davonstrebte.
Resigniert stand Ulrika ganz hinten in der Schlange, trat nervös von einem Fuß auf den anderen. ***Vielleicht bekomme ich doch noch etwas ab.*** Sie wusste, dass die Ware begrenzt war. Erst jetzt, nachdem der Gewinner feststand, würde die Produktion richtig in Gang kommen.
Der grüne Strom war ins Stocken geraten, pinkfarben gekleidete Personen kamen wieder heraus – mit wütenden, enttäuschten Mienen.
Das Lager war leer.
Ulrika verharrte, war wie gelähmt. So konnte sie doch nicht weiterleben. Sie würde sich krankmelden müssen, um dem Spott zu entgehen.
„Ulrika", ertönte eine vertraute Stimme. „Ich habe etwas für dich."
Ulrika wandte sich um.
Da stand ihre beste Freundin Veronika vor ihr, in grün gehüllt – und hielt ihr ein grünes Kleid vor die Nase.
Glückselig fiel sie ihrer Retterin um den Hals.

Veronica

Zufrieden hatte Veronika verfolgt, wie das grüne Kleid ihre Freundin glücklich gemacht hatte. Sie beneidete sie für ihre Lebendigkeit, die Fähigkeit, mit den Ereignissen mitzufiebern, ein Teil davon zu sein.
In ihrem neuen grünen Outfit lief sie mit gesenktem Kopf neben der sprudelnden Ulrika her. ***Warum ist sie überhaupt mit mir zusammen?*** Diese Frage quälte sie nicht zum ersten Mal. Verstohlen sah sie zu ihrer Freundin, ihrer perfekt zurechtgemachten Miene, die vor Glück zu strahlen schien. ***Ich grübele zu viel und muss völlig langweilig sein.*** Im Gegensatz zu Ulrika hatte sie immer Vergnügungspunkte übrig. Sie hielt nichts von den Freizeitparks, den unzähligen kurzlebigen Modeartikeln und ging lieber in der Einsamkeit der Nacht spazieren. Eigentlich machte sie das ganze Theater nur mit, um nicht negativ in der Gesellschaft aufzufallen – und um von ihrer einzigen Freundin Ulrika anerkannt zu werden.
Regelmäßig besuchte sie den für ihren Wohnblock zuständigen Seelenarzt, um ihm ihre Gedanken mitzuteilen. Er bestellte sie immer wieder ein, ob-

wohl er sie nicht für systemgefährdend hielt. „Der Konsum ist der Motor unserer Gesellschaft“, pflegte er zu sagen. „Nur ihm haben wir unseren Wohlstand zu verdanken. Er ist unsere Mutter und unser Vater.“

Fügsam nickte sie bei seinen Worten, lächelte. Lächelnd verließ sie ihn auch, um ihm die Illusion eines Erfolges zu vermitteln, doch vor seiner Tür fiel ihr Lächeln in sich zusammen.

„Komm“, Ulrika zog sie in ein öffentliches WC. „Das muss ich gleich anprobieren.“

Während sich ihre Freundin umzog, dachte Veronika darüber nach, warum sie so gern zu dem Seelenarzt ging. Er hört mir zu. Ja, genau das ist es. ***Er hört mir richtig zu. Er wartet nicht nur ab, bis ich meine Geschichte erzählt habe, um über sich selbst zu reden. Er ist wirklich an meinem Seelenleben interessiert.***

Freudestrahlend kam Ulrika aus dem WC heraus, drehte sich um ihre eigene Achse: „Du hast mein Leben gerettet“, flötete sie.

Ihr Leben gerettet! Gibt es sonst nichts Wichtigeres auf der Welt als pinkfarbene Kleidung, die ein halbes Jahr später grün wird? Eine bleierne Schwere legte sich auf Veronikas Herz.

„Zieh nicht so ein Gesicht.“ Ulrika zwinkerte neckisch und stieß ihre Freundin mit dem Ellenbogen an. „Was ist mit dem neuen Duft?“

„Den habe ich noch nicht. Ich dachte, die Kleidung ist erst einmal wichtiger. Ob du in Pink anstatt in Grün rumläufst, fällt gleich auf, doch den Duft merkt man erst, wenn man nah genug an dir dran ist.“

„Schon gut. Ich bin ja zufrieden. Hast du meine neue Werbung schon gesehen? Die mit dem glücklichen Keks?“

Veronika schüttelte den Kopf. Sie interessierte sich nicht sonderlich für die Werbung.

Ulrika zerrte ihre Freundin vor ein riesiges blinkendes Plakat, auf dem ein freudestrahlender, herzförmiger Keks zu sehen war, der seinen Konsumenten beim Verzehr glücklich machen sollte.

„Die Zeichnung ist gut“, sagte Veronika. ***Das ist nicht gerade eine neue Idee,*** dachte sie bei sich.

„Es gefällt dir nicht.“ Ulrika wirkte enttäuscht. „Ich weiß, das ist nicht so originell, aber kaum jemand fällt noch etwas Neues ein. Wir können nur auf altes Material zurückgreifen.“

„Ist doch nett“, antwortete Veronika tröstend. „Es geht einem besser, wenn man den glücklichen Keks sieht.“

Sie trotteten weiter.

Flüchtig dachte Veronika an das, was sie in der Schule gelernt hatte. Meist war es um die Pflege des eigenen Körpers gegangen, um Ratschläge, wie man sich am Besten darstellt. Immer hatten die Produkte im Mittelpunkt gestanden, die Mode. Es musste doch noch etwas anderes geben, was wichtig war. In einem verbotenen Buch, das sie in den dunklen Bezirken gefunden hatte, hatte sie gelesen, dass es einst wirkliche Eltern gegeben haben soll. Ein Mann und eine Frau vom eigenen Blut, die sich um ihre Kinder gesorgt, sie geliebt hatten. Doch sie waren an der Erziehung gescheitert, hatten ihre Kinder vernachlässigt und der Obhut der Medien überlassen. Die Wirtschaft hatte die Eltern ersetzt. Es gab keine natürlichen Geburten mehr, keine Eltern, keine unkontrollierte Fortpflanzung.

Veronika fühlte sich leer. Nur am Rande hörte sie Ulrikas überschwängliche Stimme, die von der Werbung und der Mode berichtete. ***Jetzt mache ich genau das, was ich bei anderen so hasse.***

Gegen Mittag betraten sie den riesigen, glänzenden „Turm der Ernährung“, fuhren mit dem Fahrstuhl ganz nach oben. Leise säuselnde Musik empfing sie in einem gläsernen Saal, in dem zahllose Menschen plappernd vor bunten Kartons saßen. Veronika und Ulrika liefen auf den Warmhalteschrank mit den durchsichtigen Türen zu. Dort sprangen ihnen die kunterbunten Bilder der Mahlzeiten ins Auge. Auf vielen waren lachende Früchte und glückliche Menschen abgebildet. Veronika nahm sich eine der Packungen, auf der ein adretter Jüngling nach dem Konsum des Gerichtes mit verklärtem Gesicht durch den Himmel flog.

Die beiden Frauen setzten sich an einen freien Tisch.

Während Veronika mit halbem Ohr der Gruppe neben sich zuhörte, die sich über das Harmonieren des neuen Modeduftes mit der aktuellen Farbe unterhielt, öffnete sie die Verpackung ihres Essens. Eine dreigeteilte Schale mit verschiedenfarbigem Matschhaufen erschien vor ihr. Oft suchte sie sich ihre Nahrung nur nach den Bildern darauf aus; nach der Illusion des Glückes, das sie bisher nicht gefunden hatte. Ihr Blick schweifte nach draußen in die Ferne, auf den Rand der riesigen Glaskuppel, die ihre Welt begrenzte.

Dort draußen befand sich eine andere Welt – eine dunkle Welt, bedeckt mit den Errungenschaften, dem Nachlass ihrer Gesellschaft. „Meinst du wirklich, dass es dort nie Leben gab?“, fragte sie nachdenklich.
„Du meinst da draußen? Nein. Wieso sollten sie uns belügen? Meinst du, die würden eine lebendige Welt mit Unrat bedecken?“
Lustlos stocherte Veronika in dem dreifarbigen Brei vor sich herum. In ihrer Fantasie sah sie ein Bild aus dem verbotenen Buch; bewaldete Berge im Dunst des herannahenden Tages, ein kristallklarer See, in dem sich bauschige Wolken spiegelten.
Genau so stellte sie sich das Paradies vor.

Kurzvita

Anja Fahrner

Anja Fahrner, geboren 1968 im hügeligen Taunus, schloss nach dem Abitur eine Ausbildung zur Gärtnerin ab. Es folgte das Studium der Psychologie und eine zwölfjährige Tätigkeit als Neuropsychologin in einer neurologischen Rehabilitationsklinik.

2014 hat sie sich einen lang ersehnten Wunsch erfüllt, einen nachhaltigeren Lebensstil. Sie ist zusammen mit ihrem Ehemann freiwillig aus dem Erwerbsleben ausgeschieden und wohnt direkt an ihrem Selbstversorgergarten, der einen erheblichen Teil ihrer Ernährung deckt.

2009 entstand in ihrem Kopf ein eigenes Universum, die Bühne gesellschaftskritischer Science-Fiction-Geschichten. Ihr erstes Buch mit dem Arbeitstitel „Der Stachel des Schicksals“ erscheint demnächst bei Emmerich Books & Media.

Laika

Franziska Franken

Früher hieß diese Stadt Berlin. Jetzt hat sie keinen Namen mehr. Wofür bräuchte sie den auch? Mehr als ein Schutthaufen ist ohnehin nicht von ihr übrig geblieben. Und selbst wenn sie einen Namen verdient hätte, weil sie alt ist und voll von Geschichte, wer hätte ihn ihr geben sollen? Außer mir ist niemand mehr hier. Und ich werde auch nicht mehr lange bleiben. Gestern um die Mittagszeit habe ich die letzte Konserve aufgegessen. Eine Erbsensuppe, die schon seit drei Jahren abgelaufen war. Sie hat grauenhaft geschmeckt, und nach einer Stunde hatte ich schon wieder Hunger. Jetzt ist nichts mehr da. Das Regal aus den morschen Holzbrettern ist komplett leer.

Ich überlege kurz, ob ich die Schaben essen soll, die überall auf dem Boden rumlaufen. Nein. Nein, das kann ich nicht, ich habe keine Zukunft. Jetzt gibt es nur noch ein Ding, was ich tun kann. Und obwohl ich wusste, dass dieser Tag irgendwann kommen würde, obwohl ich eine Konserve nach der anderen gegessen habe, ist es überraschend. Ist es unwirklich. Im Revolver ist die eine Kugel, die ich mir aufgespart habe, die eine noch, nur ein Versuch bleibt mir. Ich stecke mir den Revolver in den Hosenbund, es ist, als würde ich einen alten Freund mitnehmen.

Ich gehe nach oben, die Treppe hoch, das erste Mal seit Jahren. Die Tür ist rostig und geht kaum auf. Nach oben in die Stadt, die einst Berlin hieß, die jetzt nicht mehr existiert, die eingestampft wurde. Im Laden ist es ruhig. Am neunzehnten Mai hatte ich Nachtschicht, ich bin im Keller eingeschlafen. Deshalb lebe ich noch. Seitdem war ich nur noch zweimal oben, um Konserven zu holen. Ich mache die Tür hinter mir nicht zu. Jetzt ist es sowieso egal. Hinaus auf die Straße, wo kein Haus mehr steht. Die Skelette der Gebäude ragen tot und fahl in den Himmel. Die Sonne scheint.

Ich muss ein Stückchen gehen, vielleicht zwei Kilometer, ich habe das Gefühl für Abstände verloren. Aber von hier aus kann ich es schon sehen. Eins der Häuser, größer als die anderen, ist wie durch ein Wunder fast ganzgeblieben. Da will ich hin. Vielleicht ist dort oben bessere Luft als hier unten. Und ich will noch einmal bis zum Horizont sehen können, bevor... ich denke nicht weiter. Das tue ich nie, immer nur bis zu diesem Punkt, sonst würde ich verrückt werden. Stattdessen stolpere ich durch die Betonwüste, über das Geröll und die Knochen, die schon lange dort liegen. Und versuche nicht zu denken. Erkenne die Stadt nicht wieder, obwohl ich hier aufgewachsen bin, obwohl ich hier studiert habe, Technik und Robotik. Hier sind nur noch Staub und giftiger Regen.

Dann sehe ich endlich, nach tagelangem Weg, den Eingang vor mir. Wie ein schwarzer Mund, der mich verschlucken will. Fast will ich wieder umkehren, aber alles tut so weh, jede Bewegung wie Nadelstiche. Die Luft hier schmeckt nicht mehr nach Verwesung, sondern nur noch nach Luft, so wie es sein sollte. Gerade will ich hineingehen, da höre ich ein Geräusch. Geräusch? Es ist fast Lärm in der Stille, obwohl es leise ist, ein winziges Bellen. Nur einmal. Ich suche mit den Augen in den Trümmerhaufen. Einbildung. Schmerzen kön-

nen einem verrückte Sachen vorspielen. Und wer sollte schon hier sein? Lächerlich. Aber dann nochmal dieses Geräusch, näher diesmal, schriller. Ich sehe sie jetzt. Eine kleine Hündin, eine Terrierin mit staubfarbenem Fell. Steht ganz einfach zusammengekrümmt zwischen Steinen und Stahlträgern, als gehöre sie dort hin. Aber es ist wohl Einbildung. Niemand außer mir hat überlebt.

Ich gehe in das Gebäude. Sehe mich noch mal um. Die Hündin folgt mir. Gehe die Stufen hoch, das Treppenhaus ist unendlich. Im ersten Stock sehe ich nach, sehe sie dort unten stehen. Ihre Beine sind zu kurz. Also drehe ich wieder um, laufe die Stufen fast hinunter, hebe sie auf. Schleppe sie den Weg bis ganz nach oben, sie ist nicht schwerer als eine Wasserflasche. Ich bin dennoch völlig außer Atem. Öffne die Tür, hier ist nichts mehr abgeschlossen. Gehe hinauf aufs Dach. Von hier aus kann man über die ganze Welt schauen. Ich setze mich auf ein vorstehendes Blech. Kann nicht mehr. Ringe nach Atem. Alle sagen einem, dass Strahlung gefährlich ist. Aber keiner sagt dir, wie weh es wirklich tut. Vor ein paar Monaten habe ich den ersten Tumor gespürt. Ich dachte, es wäre nur ein Pickel, aber er ist gewachsen, immer weiter und weiter. Jetzt beult er meinen Hals aus. Und es sind mehr dazu gekommen. Seit ein paar Tagen hören die Schmerzen nicht mehr auf, gehen sogar nachts weiter. Ich kenne mich mit solchen Dingen nicht aus, aber ich denke, so oder so könnte ich vielleicht nur noch eine Woche leben. Jetzt ist es ganz besonders schlimm, weil ich mich zu viel bewegt habe. Kann fast nicht mehr atmen. Krümme mich zusammen, fühle, dass etwas mich zerbrochen hat.

Die Hündin sieht mich an. Hübsch ist sie nicht. Ich frage mich, was sie denkt, ob sie überhaupt denkt. Ich brauche ihr Mitleid nicht. Um ehrlich zu sein wünschte ich, sie wäre nicht hier, würde mich nicht so anschauen. Ich kann ihr nicht helfen. Ich trete nach ihr, das ist nicht nett von mir. Sie weicht nicht zurück. Als würde sie wissen, wie ich mich fühle. Sie kommt näher, hat keine Angst von mir. Ich sehe jetzt auch, warum. Ihr Bauch ist aufgerissen und rau, da drunter entzündetes schwarzes Gewebe. Es riecht faulig. Sie hat vermutlich nur noch Stunden.

Sie legt ihren Kopf auf meinen Oberschenkel, und ich streiche ihr über den Kopf. Es ist, als wären wir alte Freunde. Ihr Atem ist ruhig. Ihre schönen, dunklen Augen gefüllt mit Schmerz. So wie meine. Ich rede mit ihr, erzähle ihr von mir. Sie hört zu. Die Luft ist warm und fühlt sich nicht gefährlich an.

Ist sie natürlich doch, hier ist alles radioaktiv verseucht. Aber das ist uns jetzt egal. Sterben müssen wir sowieso. Ich erzähle ihr von meinem alten Leben, als ich Ladengehilfe war und als meine Freundin mich für einen Deutschlehrer verließ. Sie hört mir nur zu. Ich kann die Knochen unter dem Fell erkennen. Sie ist so mager. „Weißt du", sage ich zu ihr, „die Menschen hätten so viel noch tun können. Sie waren alle so klug und so stark, haben Krankheiten besiegt und den elektrischen Strom entdeckt. Wenn sie die Raketen, die sie entwickelt haben, in den Weltraum geschickt hätten, dann würden wir jetzt vielleicht auf dem Mars leben. Aber sie mussten sich mit den Raketen gegenseitig beschießen. Irgendein dummer Streit, den jetzt niemand mehr interessiert, und sie haben sich alle selbst umgebracht."

Der Himmel wird rot. Bald ist der Tag vorbei. Wir atmen ganz langsam jetzt. Ich habe Schmerzen. Ich frage mich, ob ihr auch alles wehtut, ob sie weinen würde, wenn sie könnte. Ich werde es nie wissen. Aber es ist gut, nicht alleine zu sein. Wir warten auf den Sonnenuntergang, schweigend als würden wir uns schon ewig kennen, ertragen die Schmerzen. Zusammen ist es viel einfacher. Hier oben kann man über die ganze Stadt sehen, die keine Stadt mehr ist. Als die Sonne hinter dem Horizont verschwindet, ein allerletztes Mal, ziehe ich den Revolver aus dem Hosenbund. Eine einzige Kugel noch. Wie schön ist es zu wissen, nie wieder Schmerzen haben zu müssen. Nie wieder. Dafür habe ich mir die Kugel aufgespart. Ich streiche der Hündin über den Rücken. Bin plötzlich ganz ruhig. Weiß genau, was ich tun muss. Sie sieht mich an mit ihren nachtschwarzen Augen. Ist das Hoffnung? Ich wünsche, es ist so. Sage zu ihr „Ich hoffe, wir sehen uns wieder." Dann schieße ich ihr in den Nacken.

Sie ist sofort tot.

Kurzvita

Franziska Franken

Franziska Franken wurde am 27.06.1995 geboren. Aufgewachsen ist sie in einem kleinen Dorf im bergischen Land. Hier hat sie schon als Kind kürzere und längere Geschichten geschrieben. Heute ist sie zwanzig Jahre alt, aber die Liebe zum Schreiben ist immer geblieben. Seit 2013 studiert sie Physik an der Universität Bonn und schreibt nebenbei Kurzgeschichten.

Veröffentlicht

- Kurzgeschichte „Gigant“, in: Vergänglich wie Stein, herausgegeben von der Stadtgemeinde Perg im Rahmen des Wettbewerbes zum 1. PERGamenta Literaturpreis, 2015.

Die Vergessenen

Daniela Gornyk

Sanfte Gitarrenklänge wehten zu Deidre hinüber. „So, so you think you can tell – heaven from hell – blue skies from pain – can you tell a green field – from a cold steel rail...“

Ihr Großvater Eddie hatte es also geschafft, die alte Stereoanlage noch einmal zum Laufen zu bringen und sein Lieblingslied, schon während seiner Jugend ein Oldie, aufgelegt. Es musste mindestens einhundert Jahre alt sein. „Nicht alles, was alt ist, ist schlecht“, pflegte ihr Großvater zu sagen und manchmal deutete er dann mit einem verschmitzten Lächeln auf sich selbst. Deidre fand das Lied sehr schön, so sehnsüchtig. Für ihren Großvater musste es

noch eine ganz andere Bedeutung haben. Blaue Himmel – das konnte sie sich kaum vorstellen, obwohl man ihr Fotos gezeigt hatte. Ihr Himmel war schon immer dunkelgelb gewesen. Die jüngeren Kinder der Siedlung malten manchmal Bilder mit grünen oder pinken Himmeln, das war wohl typisch für Kinder. Ein blauer Himmel erschien ihr jedenfalls ebenso absurd.

Als sie am Schulgebäude vorbeiging, hörte sie ihre Cousine und gleichzeitig beste Freundin Diana fragen: „Où se trouve le Louvre?“ und drei Kinder antwortete einstimmig: „A Paris!“ Immerhin, dachte Deidre, hatte es sich vor etwa fünfzig oder sechzig Jahren dort befunden und möglicherweise tat es das ja auch noch heute.

Sie betrat das Gewächshaus, in dem ihr eine feuchte Wärme entgegenschlug, zog an dem widerspenstigen Schlauch und drehte den Hahn an dem Wassertank auf. Die Pflanzen sahen gut aus. Sie ging auf der anderen Seite des Gewächshauses durch eine weitere Tür und kraulte den Ziegen die Köpfe, warf den Hühnern ein paar Körner hin. Letzte Woche waren der alte Hahn und die beste Legehenne gestorben. Zum Glück hatten sie momentan viele Küken, aber bis diese groß genug waren, um Eier zu legen, würden sie mit weniger als gewohnt auskommen müssen. Fünfundzwanzig Mäuler galt es zu stopfen. Sechsundzwanzig, wenn man das jüngste Mitglied der Siedlung mitzählte, aber Joan war noch zu klein, um etwas anderes als Mutter- oder Ziegenmilch zu sich zu nehmen. Deidre winkte den Tieren zu und beschloss, noch einen kurzen Spaziergang durch den Bambuswald am Rande der geodätischen Kuppel zu machen, bevor sie zurück in das Haus ging, um eine Salbe aus Kräutern für Hannah, die sich beim Kochen tief in den Daumen geschnitten hatte, herzustellen.

Ares hörte man meistens schon lange, bevor man ihn sah. Entweder pfiff er vor sich hin oder trommelte auf allen Gegenständen, an denen er vorbeikam, einen Takt. Heute war es das Klappern seines Werkzeugkastens, das ihn ankündigte und Deidres Herz höher schlagen ließ. Seine Aufgabe war die Kontrolle und Instandhaltung der Gebäude – insbesondere der lebensnotwendigen geodätischen Kuppel und der selten belegten Krankenstation – und Geräte wie dem Wassertank oder der sich außerhalb der Kuppel befindlichen „Lungen“ sowie Solaranlagen. Diese Aufgaben teilte Ares sich mit Eddie und Venus (Deidre war dankbar, dass ihre Eltern dem Trend, ihre Kinder nach Pla-

neten oder Kriegsgöttern zu benennen, nicht gefolgt waren). Ares winkte ihr gut gelaunt zu und Deidre grinste zurück. „Wir sehen uns heute Abend in der großen Hütte, oder?“, rief er ihr zu, sich des Gemisches aus Englisch, Deutsch und Russisch bedienend, das sich über die Jahre durchgesetzt hatte. Sie überlegte kurz, welchen Wochentag sie hatten und nickte dann. Sie mochte die wöchentlichen Gemeinschaftsabende sehr, hätte jedoch nichts gegen eine baldige Wiederholung des Abends mit Ares zu zweit einzuwenden gehabt. Sie waren durch den Bambuswald spaziert und bis zu dem alten, großen Teleskop gewandert, wo sie Sterne beobachtet und ein kleines Picknick gemacht hatten. Diana hatte Deidre begeistert und sehr neugierig nach allen Einzelheiten gefragt, aber Venus würdigte sie seitdem kaum eines Blickes und auch Elias verhielt sich ihr gegenüber nun eher unterkühlt.

Deidre sah nicht mehr wie sich Ares Blick verdunkelte und seine Stirn in Falten legte, als er mit seiner Inspektion begann. Alles hier war alt, es gab Materialermüdung und die Ersatzteile neigten sich dem Ende zu. Wie lange ein halbwegs sicheres Verlassen der geodätischen Kuppel in den alten Raumanzügen noch möglich war, war schwer abzusehen. Die Solaranlagen hatten dank des Kupfervorkommens auf dem Mars schon viel länger gehalten, als man jemals für möglich gehalten hätte. War ein Ausbessern irgendwann einmal nicht mehr möglich, würden sie von dem Zeitpunkt an ohne Strom auskommen müssen. Abends jedoch hatte er wieder zu seiner guten Laune zurückgefunden und pfiff anerkennend durch die Zähne, als Hannah das Buffet für eröffnet erklärte. Es gab Bambussprossensalat, Kräuteromelette mit Algen und überbackenen Ziegenkäse mit Honig und Kräutern, dazu Maisfladen. Hannah lächelte geschmeichelt, wobei ihre Falten ein wenig tiefer wurden und sie sich bemühte, eine seitliche Zahnlücke zu verbergen. Als alle satt und zufrieden waren, fragte Eddie: „Und, welche Geschichte wollt ihr heute hören?“ „Das Märchen von den Zwergen!“, rief der kleine Jamie. „Erzähl uns unsere Geschichte!“, bat Ian, ein Sechsjähriger mit Zahnlücke und andere fielen ein „Oh ja, bitte!“ Eddie räusperte sich und nahm dankend eine Tasse heißen Tee von Hannah entgegen. Dann machte er es sich auf seinem Bambusstuhl bequem und rückte sein Kissen zurecht. Die Kinder versammelten sich in einem Halbkreis um ihn herum und auch die Erwachsenen rückten mit ihren Stühlen ein wenig näher. Ares zog Deidres Stuhl noch ein wenig näher an

seinen heran und legte seinen Arm auf die Lehne.
„Vor genau zweiundfünfzig Jahren, im Jahr 2018 hatten Roboter hier auf dem Mars unseren heutigen Lebensraum fertig gestellt und neun Astronauten und Wissenschaftler landeten kurze Zeit später auf dem Mars, darunter Hannah, Peter, Wladimir, Joan die ältere, Sarah, die später meine Frau wurde, und ich. Mila, die leider vor zwei Jahren gestorben ist. Die anderen zwei, Ben und Mike, haben die meisten von Euch schon nicht mehr kennengelernt." Einige Blicke wanderten in die Richtung, in der alle die fünf Grabhügel außerhalb der Kuppel wussten, zwei ältere und drei neuere. „Das Projekt wurde wegen ethischer Bedenken in Großteilen der Bevölkerung weitestgehend geheim gehalten. Aber wir sahen eine einzigartige Chance, waren in Aufbruchsstimmung, wollten bei einer großartigen Entwicklung dabei sein und es nach der Rückkehr anschließend ruhiger angehen lassen und große, schöne Häuser auf der Erde bauen. Wir ließen also Freunde und Familie auf der Erde zurück." Seine Stimme kippte ein wenig und er musste sich räuspern. Joan die Ältere lächelte wehmütig und Hannah bekreuzigte sich. „… und sollten für vier Jahre hierbleiben, forschen, Proben sammeln und prüfen, ob ein Leben hier möglich ist ohne gesundheitliche Beeinträchtigungen. Nach zwei weiteren Jahren sollte eine unbemannte Kapsel mit weiteren Versorgungsgütern, eventuell Ersatzteilen und Treibstoff eintreffen." Eddie schaute in die Runde. „Sie kam nie an. Wir versuchten es Tag und Nacht, doch wir konnten keinen Kontakt zur Erde herstellen. Bis heute wissen wir nicht, was damals passiert ist." Die Kinder hingen gebannt an seinen Lippen. „Sah es auf der Erde genauso aus wie hier, Uropa?", fragte Juno, Deidres Nichte, ein kleines Mädchen mit zwei roten Zöpfen. „Nein, mein Schatz. Die Erde war grün und blau und bunt und die Menschen mussten dort nicht unter einer Kuppel leben. Dort lebten so viele Menschen, dass man sich beinahe dauernd auf die Füße trat und nicht jeder kannte jeden. Es gab kalte Winter mit Kaminfeuer und Triefnasen, heiße Sommer mit Eiscreme und Schwimmbädern…" „Vermisst du die Schwimmbäder?" „Was ist eine Triefnase?" „War es dort gefährlich auf der Erde?" fragten alle durcheinander. „Ich beantworte alle Fragen mit ja und gleichzeitig mit nein", lachte Eddie und fuhr fort: „Jedenfalls versuchten wir immer wieder Kontakt zur Erde aufzunehmen. Schickten eine Nachricht nach der anderen. Warteten. Wir

waren wütend und verzweifelt zugleich und fühlten uns machtlos. Was war mit unseren Familien und Freunden? Lebten sie noch? Versuchten sie alles, um uns zurückholen zu lassen? Aber wir wollten überleben und wussten, dass unsere Konserven sich dem Ende zuneigten. Wir hatten noch nicht genug Obst und Gemüse, das wir ernten konnten und die Bienen starben fast alle, weswegen wir die Blüten selbst mit kleinen Pinseln bestäuben mussten. Wir hatten immer wieder Probleme mit der Wasserqualität, zu viele Algen. Unser Marsfahrzeug funktionierte aber noch und wir besorgten gefrorenes Wasser von den Polarkappen. Mit den Jahren wurde es besser, das Wasser kippte nicht mehr dauernd um, und gleichzeitig wurde es schlimmer, denn immer mehr ging kaputt und musste ausgebessert werden. Doch der Lebenswille war groß. Dann kamen Ryan und Noemi zur Welt und kurz darauf Aaron. Jetzt hatten wir noch ein paar gute Gründe mehr, zu kämpfen. So haben wir allem getrotzt und waren stark und tapfer, denn sonst wären wir – und vor allem wärt ihr heute alle nicht hier. Und dafür sind wir dankbar", schloss er und Sarah legte ihm eine Hand auf die Schulter, die er mit seiner bedeckte. Sein Blick ruhte liebevoll auf seinen noch lebenden Kindern, Ryan und Charlotte, die mittlerweile fast fünfzig waren. „Lasst uns Erde spielen!", rief Ian, aber Diana bestimmte: „Nein, mein Sohn, alle Kinder gehen jetzt schlafen! Husch, husch!" Sie trieb die Kinder kitzelnd vor sich her und sie kreischten und kicherten vergnügt. Aaron und Wladimir holten ein abgegriffenes Schachspiel heraus. Deidres Bruder Jonas, ihr Onkel Ryan und seine Frau Noemi, Dianas Eltern, griffen nach ihren Musikinstrumenten aus Bambus, Leder und Innereien, die mit etwas Phantasie als Flöte, Gitarre und Trommel durchgingen, aber einen erstaunlich guten Klang hatten und stimmten Eddies Lieblingslied an. Einige andere fielen mit ein: „Did they get you to trade – your heroes for ghosts – hot ashes for trees – hot air for cool breeze – cold comfort for change – and die you exchange a walk on part in a war – for a lead role in a cage? – how I wish, how I wish you were here – we're just two lost souls swimming in a fish bowl – year after year..." Wie passend, die Geister der anderen, dachte Deidre, Opas erste Frau, sein erstes Kind, sein bester Freund – alle irgendwo auf der Erde zurückgelassen. Und wir verlorene Seelen sitzen hier in diesem Goldfischglas, in einem Käfig aus Glas und Stahl... Ares drückte ihre Schulter, zog sie näher zu sich heran und

sah ihr lächelnd in die Augen, während der Mittelfinger seiner anderen Hand wie von selbst den Rhythmus mittrommelte. Ach was, sagte sich Deidre, ich kenne es nicht anders, das hier ist meine Heimat und es könnte schlimmer sein, es ist eher Himmel als Hölle, während sie Ares' Duft inhalierte.
Plötzlich ertönte ein Dröhnen, alles vibrierte unter ihnen, die Tische wackelten, Teller fielen langsam zu Boden und von irgendwo drang ein sehr helles Licht zu ihnen. Die Kinder schrien panisch in ihren Betten in den Hütten nebenan und Eros, Diana und Jonas liefen los, um die vier kleineren zu trösten. Patti war in ihrem Schlafanzug zurück in die Gemeinschaftshütte gelaufen und ließ sich von ihrer älteren Halbschwester Myriam beruhigen. „Die Raumanzüge", brüllte Eddie, von seinem Stuhl aufspringend, in das Chaos. „Irgendwer soll ein paar Raumanzüge holen! Wir müssen prüfen, was da los ist!" „Ein Raumfahrzeug. Andere Menschen", fasste Joan erstickt in Worte, was sie als Erste klar erkannt hatte. „Himmel", sagte Eddie und musste sich wieder setzen. „Na los, lasst sie durch die Schleuse!" ordnete er dann gewohnt entschlossen an. Es waren sechs, vier Männer und zwei Frauen, zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig, erschöpft von der monatelangen Reise und noch nicht wieder in der Lage, sich auf den Beinen zu halten. Sie wurden hingesetzt, man reichte ihnen Getränke und etwas zu essen und musterte sie, zuerst verstohlen, dann ganz ungeniert, denn sie betrachteten die Bewohner nun ebenfalls ganz unverhohlen. Die Bewohner wirkten in ihrer einfachen, wenig gefärbten Alltagskleidung aus Baumwolle, Pflanzenfasern, Leder und Angora und den uralten Raumanzügen plump und rückständig, während die Raumanzüge der Neuankömmlinge schillerten wie die Gefieder von Paradiesvögeln. Die mittlerweile wieder hellwachen Kinder steckten die Finger in den Mund, klammerten sich an ihre Eltern und konnten sich nicht zwischen Angst und Neugier entscheiden. „Unglaublich", murmelten die Neuankömmlinge und ließen ihre Blicke schweifen, während sie kauten. Dann förderte einer ein bisschen Schokolade zu Tage, die er den Kindern anbot. So etwas hatten sie noch nie gekostet und bald waren ihre Münder ganz schokoladenverschmiert. Damit war das Eis gebrochen. „Seid ihr gekommen, um uns heim zu holen?" fragte Hannah, mit Tränen in den Augen und angestrengt bemüht, reines Englisch anstelle des gewohnten Gemisches zu sprechen. Die Neuankömmlinge tauschten lange Blicke aus. „Nein", erwiderte

ein Mann mit schwarzen Haaren, der sich als John vorgestellt hatte, schließlich, „wir sind eigentlich gekommen, um zu bleiben." Venus schien die einzige Person zu sein, die das als durchaus positiv empfand. Sie kämmte sich mit ihren Fingern die Haare und lächelte kokett. Eddie räusperte sich und setzte zum Sprechen an, dann musste er sich erneut räuspern und brachte schließlich heraus: „Und die Erde...?" „Kein Ort zum Leben", erklärte Karin, eine der Frauen. Wie sich herausstellte, war 2021 ein Krieg ausgebrochen, der später als der dritte Weltkrieg bezeichnet wurde. Zwölf Jahre hatte dieser Krieg gedauert. An Marsmissionen war in dieser Zeit nicht zu denken gewesen. Ein jähes Ende hatte der Krieg nach Einsatz einiger Nuklearwaffen gefunden – anderenfalls wäre vermutlich die Menschheit ausgerottet worden. Die folgenden zwanzig Jahre waren vom Wiederaufbau geprägt gewesen. Zu allem Überfluss war es vermehrt zu Unfällen mit Kernkraftwerken gekommen. Trotz dezimierter Weltbevölkerung war es infolge des Krieges und der Katastrophen, insbesondere durch den Einsatz der Nuklearwaffen, zu einer Lebensmittelknappheit gekommen. „Aber das Leben ging weitestgehend wieder seinen gewohnten Gang. Wer noch Arbeit hatte oder welche fand, ging regulär arbeiten. Auch an Raumfahrt war man wieder interessiert. Doch dann – etwa 2060 – kam CARL", übernahm John das Reden wieder. „Wer ist Karl?" fragten einige Marsbewohner wie aus einem Munde. Das entlockte John ein leises Lächeln. „CARL ist ein Virus, das seinen Ursprung möglicherweise in Südamerika hatte, sich aber schnell zu einer Pandemie entwickelte. Absolut tödlich, insbesondere, da die Menschen noch immer durch die Strahlenkrankheit und den Hunger geschwächt waren." „Wir sind nicht infiziert!" beeilte sich David, ein Mann mit lustigen Segelohren und kleiner Nase, zu versichern. „Bald riefen Betriebe den Notstand aus und die Krankenhäuser liefen über, bald war kaum noch Platz auf den Friedhöfen. Häuser verfielen, die Müllabfuhr kam nicht hinterher, die Pest brach aus...", erzählte John weiter. „Wir sahen unsere letzte Chance darin, uns einen anderen Ort zum Leben zu suchen. Andere wollten die Erde nicht verlassen. Wir wussten um dieses Projekt, konnten aber keinen Kontakt herstellen. Ehrlich gesagt, schätzten wir die Chancen, hier auf lebende Menschen zu treffen, als extrem gering ein. Wir wollten sehen, was wir hier vorfinden würden, ob wir etwas wiederaufbauen könnten. Ausreichend Treibstoff für den Rückweg

konnten wir nicht mitnehmen. Für den schlimmsten Fall haben wir Zyankali dabei“, schloss er, wobei er bei seinen letzten Worten verschämt aussah. „Sorgt dafür, dass das nicht in die Hände der Kinder gelangt!“ schnauzte Eddie und fügte, etwas ruhiger hinzu. „Und nun entschuldigt mich bitte.“ Er brauchte Zeit für sich allein. Zeit, in der er um die Heimat und die dort Zurückgelassenen, die er nun definitiv nie wiedersehen sollte, trauern konnte. Während die Jüngeren den Neuankömmlingen Plätze zum Schlafen zuwiesen und selbst ins Bett gingen, ging es den ehemaligen Astronauten ähnlich wie Eddie, und die meisten suchten sich einen Platz am Rande der geodätischen Kuppel, um mit feuchten Augen ins All zu starren. Jeder wusste, dass es für sie nun keine Chance mehr geben würde, jemals zurückzukehren. Eddie schlug wiederholt mit der flachen Hand gegen die Scheibe, bis es schmerzte. Irgendwann gegen Mitternacht trat Sarah hinter Eddie und legte ihm leicht die Hand auf die Schulter. Er drehte sich um und nahm sie in den Arm. Ihre Augen waren getötet. „Halt mich ganz fest“, bat er. Das tat sie. Sie fühlte sich merkwürdig leicht im Kopf, vom vielen Weinen, dachte sie. Kurz vorm Einschlafen sagte Eddie noch: „Gleich morgen früh schauen wir, was wir von dem, was die Neuen mitgebracht haben, gebrauchen können“. Doch dazu sollte es nicht kommen, denn winzig kleine blinde Passagiere, die die Neuen mitgebracht hatten, hatten sich eingeschlichen. Deidre wurde nach einer unruhigen Nacht früh morgens auf die Krankenstation gerufen und zählte sieben Patienten, die alle husteten und schnupften, sich fiebrig fühlten oder an Durchfall und Erbrechen litten, in einem Ausmaß, wie Deidre es noch nie gesehen hatte. Sie kannte nur Durchfall und Erbrechen, ausgelöst durch verdorbene Lebensmittel. „Ist das CARL?“ fragte sie John ängstlich und erschöpft. Er konnte sie beruhigen, gab ihr aber Handschuhe und einen Mundschutz und empfahl ihr eindringlich, beides immer zu tragen. Gleiches galt für Diana, die sie zur Hilfe geholt hatte. Mila war Ärztin gewesen und hatte Deidre alles beigebracht, was sie wusste. Leider war sie tot, lag in einem der neueren Hügelgräber und sie fehlte Deidre entsetzlich. „How I wish you were here“, murmelte sie leise. Anschließend hatte Joan, die Mutter ihres Vaters und Biologin, Deidres Ausbildung fortgeführt, so gut es ging. Doch nun hatte sie hohes Fieber und wälzte sich unruhig hin und her. „Grippe oder Erkältung und Norovirus oder wahrscheinlicher Salmonellen“, hatte sie ge-

mutmaßt, nachdem sie Deidres an John gerichtete Frage aufgeschnappt hatte. Unsere Immunsysteme kennen nichts davon, deswegen reagieren wir so heftig.“ David, der zur Unterstützung blieb, zog sich ebenfalls Handschuhe an, um die Bettpfannen und Tonschalen für Erbrochenes auszuwechseln und zu reinigen. Deidre war überall gleichzeitig und kümmerte sich abwechselnd um all ihre Patienten. Nach einigen Stunden ließ sie sich auf der Kante von dem Bett ihres Großvaters nieder. „Oma schläft jetzt tief und fest“, erklärte sie. Sie legte ihrem Großvater die behandschuhte Hand auf die Stirn und fuhr erschrocken zurück, so heiß war sie. „Das ist das Fieber, mein Schatz“, erklärte er. In unseren Körpern finden heftige Kämpfe mit den Krankheitserregern statt und bei solchen Gefechten kann es schon mal heiß zugehen.“ „Wer wird gewinnen?“, flüsterte sie. Eddie zog die Schultern hoch. „Du machst deine Sache gut“, sagte er schlicht. Plötzlicher Tumult am Eingang ließ Deidre aufspringen. John und Simon brachten ihren Kumpel Adrian, dessen hübsches Gesicht mit Blut überströmt war. In einer Hand hielt er einen Zahn. Deidre war beinahe erleichtert, solche Verletzungen hatte sie schon öfters behandelt. Sie schob den Zahn wieder an seine Stelle. Adrian wurde weiß im Gesicht und ballte die Fäuste, aber er gab keinen Laut von sich, obwohl er beinahe ohnmächtig wurde. Deidre kramte in ihrer Kiste und fixierte den Zahn mit einem Draht und etwas Faden. Mit ein bisschen Glück würde er wieder anwachsen. Während sie das Blut von seinem Gesicht wischte und eine Salbe aus Kräutern und Honig auftrug, fragte sie: „Wie ist das passiert?“ Adrian wurde rot und John antwortete: „Er hat sich wohl einer der verheirateten Frauen genähert. Ihr Mann hat zugeschlagen. Es kommt nicht wieder vor.“ Deidre brauchte einen Augenblick um zu begreifen, was John mit „genähert“ meinte und fragte sich, wer wohl so heftig reagiert hatte. „Halt dich an Venus, das ist die mit den langen, roten Locken“, flüsterte sie Adrian zu und wusste selbst nicht genau, warum sie diesen Rat gab und ob sie ihn ganz ernst meinte. Ihr Blick fiel durch die Eingangstür auf Ares, der in einiger Entfernung mit Venus und der Blonden – nicht Karin, aber wie war nochmal ihr Name? – die Eingangsschleuse inspizierte. Die Blonde – ach ja, Nina – hielt etwas in der Hand, das entfernt an einen Staubsauger erinnerte, Deidre hatte Bilder davon gesehen. Ihren Raumanzug hatte Nina gegen leichtere, hautenge Kleidung getauscht, sie strahlte in kräftigem schwarz, leuchtendem mintgrün

und pink und wirkte deplatziert. Sie fuhr sich mit der Hand durch die Haare – eine wallende, goldblonde Mähne – und sagte etwas. Ares sah sie verblüfft an und lachte dann laut auf. Deidre verspürte einen Stich in ihrem Herzen und die Lust, ebenfalls einen Zahn auszuschlagen. Aber sie sagte sich mit unumstößlicher Logik, dass sie ihn anschließend wohl selbst würde wieder einsetzen müssen und so konnte er lieber gleich bleiben, wo er war. Sie ging zu Ian und hielt ihm ein Tuch unter die Nase. „Kräftig schnauben!“ Ihr Blick fiel auf Diana, die Hannahs verschmutzte, verschwitzte Bettwäsche wechselte und kalkweiß im Gesicht war. Sie war erschöpft. „Diana! Ich brauche dringend Thymian für Ian. Und mehr Honig. Kannst du mir das bitte besorgen?“ Diana nickte, zog sich eilig die Handschuhe aus und man sah ihr an, wie dankbar sie war, Erbrochenem und Gehuste und Geschnupfe für eine Weile zu entkommen. Hannah hingegen schlug um sich und es gelang Deidre kaum, sie zu beruhigen. Hannah schien mit glasigen Augen durch sie hindurch zu schauen. Schließlich entspannte sie sich ein wenig und fiel in einen unruhigen Schlaf. Deidre legte ihr die Hand auf die Stirn. Sehr heiß. Sie legte ihre andere Hand auf Joans Stirn, die neben Hannah lag. Ungewöhnlich kalt. Deidre tastete hektisch nach dem Puls. Nicht vorhanden. Sie spürte einen Kloß in ihrem Hals. Ihre Großmutter wäre so gern auf der Erde beerdigt worden. Sie glaubte auch nicht, dass Hannah, die leicht bläuliche Lippen hatte, überleben würde. Sie streichelte zärtlich Joans Gesicht, wobei ein paar Tränen darauf tropften, zog ihr die Bettdecke über den Kopf und ging dann zu Eddie, dem es mittlerweile wieder besser ging. Er hatte sie beobachtet und setzte sich auf, um sie in den Arm zu nehmen. „Können wir sie wieder wegschicken, Opa?“ fragte sie. „Nein, mein Schatz, das würde nichts nützen. Die Bakterien und Viren würden nicht mit ihnen verschwinden. Außerdem sind es Menschen, die in Not sind und kein Zuhause haben. Es ist unsere menschliche Pflicht, ihnen zu helfen“, er deutete aus dem kleinen Fenster, wo Venus sich mitfühlend Adrians Verletzungen ansah und seine Muskeln bewunderte und fügte hinzu: „Ein paar kräftige Hände, die zupacken können, und bisschen frisches Blut in unseren Familien wird außerdem gut für uns sein.“ Deidre zuckte zusammen, weil ihr Ares und Nina wieder einfielen. Als sie nichts erwiderte, sagte Eddie fest: „Es wird alles wieder gut. Ich verspreche es dir.“ Plötzlich stand Ares hinter ihr. Noch wusste er nichts von dem Tod seiner

Großmutter. Auch ihn hatte man mit Mundschutz und Handschuhen ausgestattet und er sah so ungewohnt und komisch damit aus, dass Deidre gelacht hätte, wäre die Lage nicht so ernst gewesen. Seine Augen lachten jedoch und er beugte sich vor, um ihr einen Kuss zu geben – nicht ganz treffsicher, da er wegen des Mundschutzes nur raten konnte, wo sich ihre Lippen befanden. Eddie, Zeuge dieses ersten, unschuldigen Kusses, zwinkerte ihnen belustigt zu. „Ich dachte, du könntest Unterstützung brauchen", erklärte Ares, und Deidre dachte: Wir können es schaffen. Gemeinsam. Es wird alles wieder gut. Vielleicht änderte sich einiges, aber es wird alles gut. Aber damit es wieder gut werden konnte, musste sie nun ihren Patienten helfen, wieder gesund zu werden. Sie machte sich mit neuem Elan an die Arbeit.

„Running over the same old ground – what have we found? – same old fears…"

Kurzvita

Daniela Gornyk

Daniela Gornyk ist 1981 in Hannover geboren und obwohl sie aus beruflichen Gründen immer mal wieder in anderen Städten lebt, ist sie ihrer Heimat treu, nicht zuletzt, weil ihre Familie und die meisten ihrer Freunde dort leben. Beruflich ist sie im Gesundheitswesen tätig. In ihrer Freizeit hat sie viele wechselnde Hobbys wie z.B. Kochen, Sport und Tanzen. Lesen konnte sie schon, bevor sie in die Schule kam und hatte bereits vor der Einschulung zahlreiche Bücher verschlungen. Diesem Hobby ist sie immer treu geblieben. Wenn sie mal keinen Lesestoff zur Hand hat, schreibt sie selbst.

Der Zaun und das Böse dahinter

Maria Röhreich

Als die Welt, die wir kannten, längst untergegangen war und die Menschheit sich selbst vernichtet hatte, war eine neue Bevölkerung aus den letzten Überlebenden gewachsen. Es waren zunächst nur wenige Menschen, die die zerstörte Erde bevölkerten. Sie hatten sich ein kleines Territorium von der Wildnis befreit und darauf nach alten Traditionen ihre Häuser gebaut. Im Laufe der Zeit war ein Staat daraus geworden, der einzige, der jetzt wieder existierte. Er lag dort, wo einst Europa gewesen war, und hatte begonnen, eine neue Zivilisation aufzubauen. Es floss bereits wieder Strom und Wasser, an den ersten Autos wurde gearbeitet und die ersten Han-

dys verließen die nagelneuen Fabriken. Doch die Menschen wollten nicht dieselben Fehler machen wie ihre Urahnen. Sie wollten nicht, dass Gier und Profit die Welt beherrschen und dass sich die Mächtigen auf Kosten der Bürger bekämpfen. Aus diesem Grund hatte man beschlossen, Gut und Böse zu trennen. Wer gierig war, anderen Schaden wollte, wem das Leid anderer egal war, oder wer sonst eine negative Eigenschaft besaß, wurde hinter den Zaun gebracht. Der Zaun, der von nun an Norden und Süden trennen sollte und somit auch das Gute von dem Bösen. So begann es, dass Kinder von Geburt an beobachtet wurden, beurteilt und sortiert.

Mit den Jahren trennte sich die Menschheit, und die Natur um sie herum passte sich an. Im Süden sprudelten die Flüsse, die Sonne schien auf prachtvolle Obstbäume und alle Wesen waren glücklich. Tiere lebten mit den Menschen im Einklang, die Natur wurde gepflegt und schenkte dafür ihren Bewohnern eine reiche Ernte. Blumen in Hülle und Fülle blühten in voller Pracht und tränkten die Luft mit sinnlichen Düften. Es galten milde Gesetze, denn niemand hätte es nötig gehabt, einem anderen etwas anzutun. Doch auch diese Welt aus Frieden und Liebe hatte eine dunkle Seite. Die Umgebung und die Menschen hinter dem Zaun hatten sich ebenfalls aneinander angepasst. Im Norden lebten nun die Schatten, dort war es kalt und beinah ewig Nacht. Es regierten Hunger und Leid, denn nur die giftigsten Pflanzen wollten ihre Blüten aus der Erde recken. Bestien trieben ihr Unwesen in den verdorrten Wäldern und die Menschen auf dieser Seite des Zauns wuchsen verbittert auf. Hass schwebte wie eine schwarze Wolke über dem Land. Wer von dort fliehen wollte, scheiterte an der Grenze. Denn nicht nur die Soldaten des Südens schützten sie, sondern auch die Grenze selbst. Etwas an ihr, niemand wusste genau was, machte jeden Menschen krank. Egal, ob aus dem Norden oder dem Süden, wer ihr zu nah kam, spürte den Tod mit seinen bleichen Fingern nach der eigenen Seele greifen. Manche sagten, die Erbauer des Zaunes hätten dafür gesorgt, einige meinten, die Natur selbst unterstütze die Trennung des Guten von dem Bösen. Sie glaubten daran, dass ihre Vorfahren etwas errichtet hatten, worauf Mutter Erde selbst Jahrtausende lang gewartet hatte. Doch ein paar Menschen, deren Stimmen von der Regierung stets leise gehalten wurden, machte der Zaun Angst. ***Was, wenn ein Mensch auf der falschen Seite des Zauns geboren***

wird?, fragten sie. Was, wenn jemand sowohl gute, als auch schlechte Eigenschaften hat? Was tun die Guten, wenn jemand sich aus eigenen Reihen böse verhält? Stoßen sie ihn aus? Und wenn ja, macht sie das nicht auch zu bösen Menschen? Aber wie vielen auch diese Fragen durch den Kopf gingen, nur wenige sprachen sie aus. Es war nur die Rede von einem friedlichen Reich, von glücklichen Bewohnern und einer zufriedenen Welt. Den Norden erwähnte man nicht. Die Region geriet so mit den Jahren in Vergessenheit – fragten die Kinder „Was lebt hinter dem Zaun?", so wussten die Alten nur zu antworten: „Etwas Böses."

Jedoch ist es egal, wie sorgfältig man menschliche Eigenschaften auch trennt, die Neugierde lässt sich nie verbannen. Und so geschah es, dass sich ein junges Mädchen, gerade im rebellischen Alter, auf den Weg zum Zaun machte. Soldaten wachten hier längst nicht mehr. Sie lebte ganz in der Nähe, hatte es also mit ihrem roten Rad nicht sonderlich weit. Sie radelte voller Vorfreude durch einen saftig-grünen Wald, lauschte den zwitschernden Vögeln und genoss die Freiheit. Zu Hause war es friedlich, bequem und harmonisch – natürlich. Aber im Inneren sehnte sich ihr Herz nach Neuem, nach Verbotenem und nach dem Duft des Abenteuers. Keiner ihrer Freunde konnte diese Sehnsucht verstehen. War es verboten, zum Zaun zu fahren? Nein, aber ihre Eltern würden es dennoch nicht gutheißen. Doch daran dachte sie nicht. Sie witterte Vertreibung der lauernden Langeweile und sprühte vor angespannter Vorfreude. Erst, als sich die Landschaft veränderte, begannen Zweifel in ihr aufzukeimen. Bäume wurden zu bloßen Stämmen, Schwalben wichen düsteren Krähen und die Luft zog an ihren Lungen als bestünde sie aus Schmutz. Doch das Mädchen war vorbereitet. Mit zitternden Fingern band sie sich ein mit Kräutern gespicktes Tuch um Mund und Nase. Es sollte den lauernden Tod fernhalten, wenn man alten Sagen aus nicht ganz so alten Büchern glaubte. Funktionierte es nicht, konnte sie immer noch umkehren. Doch tatsächlich erreichte sie den Zaun, ohne an Kraft zu verlieren. Der Himmel war grau an der Grenze und am Horizont waren die Schatten des Nordens zu sehen. Abenteuerlust sickerte nun durch ihre Adern, als sie sich dem berüchtigten Bauwerk näherte. Metall schmiegte sich an Metall, als ein undurchdringliches Muster der Absperrung. Mit klopfendem Herzen berührte das Mädchen den Zaun, tastete seine Maschen ab und erkundete

mit den Augen die Welt dahinter. Das Tuch schützte sie vor der verseuchten Luft und hinter dem massiven Metall fühlte sie sich auch sicher vor der Welt des Bösen. Die Stunden vergingen und die Nacht brach nun selbst auf ihrer Seite herein. Doch gerade als das Mädchen umkehren wollte, erblickte sie ein paar eisblaue Augen in der Dämmerung. Erstarrt wartete sie auf was immer da kam. Es näherte sich aus dem Norden und löste sich aus den Schatten, bis es ihr gegenüber am Zaun lehnte. Es war ein Junge, nicht viel älter als sie. Er war schmutzig, aber seine Züge wohlgeformt, wie die eines Märchenprinzen im Buch. Und er starb. Röchelnd lehnte er an der Grenze und streckte die schlanken Finger zu dem Mädchen herüber. Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie das Tusch entzweiriss und dem Jungen eine Hälfte durch die Maschen des Zauns reichte. Dankbar presste er die Nase hinein. Es vergingen einige Minuten, in denen sich die Teenager stumm in die Augen sahen, dann ging es ihm besser. „Was machst du hier am Zaun?“, fragte der Junge mit heiserer Stimme. „Dasselbe könnte ich dich fragen“, erwiderte sie stolz. Die zersprungenen Lippen des Fremden verzogen sich zu einem Lächeln. „Ich wollte ausbrechen“, gab er zu. Erschrocken schnappte sie nach Luft. „Das darfst du nicht! Das Böse darf nicht herüber!“ „Das Böse erscheint weniger bedrohlich, wenn es einen Namen hat. Meiner ist Ben. Wie heißt du?“ „Eloise“, antwortete das Mädchen und nun erreichte Bens Lächeln auch seine Augen. Eloise lächelte zurück.

Von diesem Tag an trafen sie sich jeden Tag an derselben Stelle am Zaun. Sie lernten viel übereinander und begannen, sich zu mögen. Eloise war bald der Meinung, die Menschen im Norden könnten nicht so böse sein wie behauptet. Sie entdeckte Eigenschaften an sich, die auch Ben besaß. War sie nun böse oder er gut?

Mit den Jahren wurde Eloise eine von jenen, die noch immer Fragen über das System stellten. Eine Rebellin, so hieß es.

Das machte sie zur Gesuchten, sie wurde vom eigenen Land verfolgt und von der eigenen Familie verraten. Von einem auf den anderen Tag verlor sie alles, was sie bisher ihr Leben genannt hatte. Und dabei hatte sie nur den Grundsatz befolgt, mit dem sie aufgewachsen war: ***Handle aus Liebe!***

Enttäuscht flüchtete sie an den Zaun, zu Ben. Als sie ihm unter Tränen ihr Leid klagte, antwortete er: „Schau, mein Engel. Was deine Verwandten getan

haben, war etwas, das sie selbst als Böse ansehen. Beweist das nicht, dass du Recht hast? Die Welt lässt sich nicht einteilen. Jeder hat viele Eigenschaften, und nichts davon lässt sich trennen.“ Ermutigt von seinen Worten half sie ihm von nun an, ein Loch in den Zaun zu schlagen. Eloise hatte schon längst heimlich allerlei Werkzeug an den Treffpunkt geschmuggelt. Ben hatte ihr nicht helfen können, denn gutes Werkzeug war rar im Norden. Tage, Nächte, Wochen brachten sie damit zu, bis es groß genug für ihren ersten Kuss war. Ein kurzer und risikoreicher Kuss sollte es sein, kurz genug, um die Lungen schützen zu können. Doch genau wie die Menschheit niemals aus ihren Fehlern lernen wird, sowenig lernen Liebende aus ***Romeo und Julia***. In dem Moment, in dem sich Eloise das Tuch vom Gesicht zog, um ihren Liebsten zu küssen, schlug die Wucht der tödlichen Luft auf sie ein.

Sie starb auf der Stelle.

Ben behielt das Tuch um den Mund. Seine Hände hatten sich nicht gerührt. Einen Moment lang blickte er auf die Leiche, dann arbeitete er weiter. Durch die kleine Öffnung konnte er das meiste Werkzeug zu sich herüberziehen. Es dauerte noch lang, ehe er das Werk vollendet hatte. Ohne Eloise hätte er niemals beginnen können, doch die Erweiterung schaffte er allein. Am Ende seiner Arbeit war das Loch groß genug für zwei erwachsene Männer. Stumm schaffte er die Leiche beiseite, doch zum Begraben war keine Zeit.

Bei Einbruch dieser besonders finsteren Nacht kamen die Soldaten des Nordens. Sie trugen Tücher mit den richtigen Kräutern, so, wie Ben es ihnen beigebracht hatte. Diszipliniert in Zweierreihen standen sie vor dem Loch. „Sir“, begrüßte der erste von ihnen Ben. „Wir sind bereit.“ Der Soldat überreichte Ben eine Waffe, wie er selbst sie trug, und so marschierten sie mit Ben an der Spitze in den Süden ein.

Jahrhundertelang aufgestauter Hass ergoss sich an diesem Tag über die privilegierte gute Bevölkerung.

Kurzvita

Maria Röhreich

Mein Name ist Maria Röhreich und ich wurde 1997 in Thüringen geboren. Zurzeit besuche ich ein berufliches Gymnasium in Erfurt. Was ich danach in meinem Leben tun will, weiß ich noch nicht, aber Literatur sollte auf jeden Fall eine Rolle spielen. Meine Leidenschaft für Geschichten wurde schon früh von Märchen geweckt und entwickelte sich immer weiter. Ich liebe es, zu schreiben und mit Worten zu spielen.

Hinter den Spiegeln

Constantin Clemens

I Die Kommissarin betrat das 140. Apartment des High Grand Hotels in Tokyo, wo Inspektor Edamu und zwei Forensikern das kybernetische Gehirn der Leiche analysierten.

Der leblose Körper des Cyborgs lag mit ausgestreckten Beinen auf den nasskalten Badezimmerfliesen. Sein Blutsurrogat hatte sich in den Fugen verteilt und färbte den dunkelblauen Teppich des angrenzenden Wohnbereichs, in dem die Kommissarin ausdruckslos den Toten musterte.

Sie lehnte sich an den Türrahmen und versenkte die Hände in den Taschen ihres Trenchcoats.

»Wie geht es Ihrer Mutter?«, fragte sie.
»Sie ist vor drei Wochen verreckt. Das habe ich Ihnen aber schon gesagt«, erwiderte der Inspektor.
»Mein Beileid«, flüsterte sie.
»Er heißt Gabriel und war Mitglied einer Splitterpartei der konservativen „Sozialen Partei Japans“«, sagte der Inspektor. »Die Forensiker haben sein Gehirn analysiert und keine verwertbaren Informationen gefunden. Meinen Sie, es war die verfluchte weiße Königin?«
Die Kommissarin drehte sich um und inspizierte die Wohnung. Der Inspektor folgte ihr.
»Alice?«, fügte er hinzu.
»Haben Sie sich über das letzte Back-Up des Toten informiert?«, fragte Alice.
»Kybernetic Industries sagte, das kybernetische-Gehirn sei eines der Ersten auf dem Markt gewesen und die Software veraltet, trotzdem, das Back-Up war gesund.«
»Frau Kommissarin? Herr Inspektor?«, hallte es aus dem Badezimmer.
Die beiden gingen zum Badezimmer. Die Leiche zuckte und schlug liegend um sich.
»Das ist normal, wenn wir das Gehirn analysieren«, sagte einer der Forensiker. »Wir haben das kybernetische Gehirn defragmentiert und laden die letzten Datenreste auf ein Externes.
Schauen Sie.«
Der Forensiker deutete auf seinen Laptop.
»Die Firewall des Gehirns hat um 00:23 einen Hackerangriff registriert.«
»Wissen Sie Näheres über den Angriff?«, fragte die Kommissarin.
»Der Hacker hat sich über das Internet ins System gehackt und das Programm „Regeln der Robotik“ umprogrammiert.«
»Die verfickte weiße Königin«, skandierte Edamu.
»Es muss ein starkes Virus gewesen sein«, betonte der Forensiker.
»Ein Self-Destruct-Virus. Ich kennen das aus früheren Fällen. Eine Hackerin namens „weiße Königin“ schreibt mit dem Virus die primären Robotikregeln um«, erwiderte Alice.
»Primär?«, fragte der Inspektor.
»Waren Sie bei der letzten Besprechung nicht anwesend? Der Referent der

Universität Yokohama hat es uns erklärt.«
»Ich war beurlaubt. Mein Mutter, Sie wissen schon«, antwortete Edamu und biss sich auf die Unterlippe.
Alice ging zum wandgroßen Fenster hinüber und schaute auf die düstere Stadt hinab.
»Memo vom 21.5.2110 14:30 abspielen«, sagte die Kommissarin und redete mit veränderter Stimme weiter. »Um den Anwesenden zu erläutern, wie die weiße Königin vorgeht, muss ich ihnen erklären, was die Gesetze der Robotik sind. Seit der 2085 eingeführten
Pflicht ein kybernetisches Gehirn zu besitzen, um Terrorismus zu eruieren, gibt es primäre und sekundäre Gesetze.
Die primären Gesetze sind in allen kybernetischen Gehirnen enthalten. Sie sind das, was der Mensch den biologischen Imperativ nennt. Ich rede von Ängsten. Die Angst vor Spinnen, vor dem Tod oder Höhenangst. Ängste haben einen Sinn, sie sollen den Organismus schützen.
Die sekundären Gesetze sind nur für Roboter und Humanoiden.
Der Roboter soll sich in Gefahrensituationen für den Menschen opfern, ihn schützen, um ihn zu erhalten. Memo Ende.«
»Der Hacker umgeht die primären Gesetze und schreibt sie mit dem Virus um, damit sich das Opfer selbst das Leben nimmt«, fügte der Forensiker hinzu.
»Wo ist eigentlich die Tatwaffe?«, fragte die Kommissarin.
»Ich habe das Ding zusammen mit der Kugel unserer ballistischen Abteilung übergeben«, antwortete der Inspektor.
Ein Handy klingelte. Alice wühlte in ihrer Jackentasche und legte einen schmalen Gegenstand auf ihre Handfläche. Ein älterer Herr mit weißen Haaren und einem braunen Anzug erschien als Hologramm.
»Kommissarin?«
»Herr Polizeipräsident«, erwiderte sie. Inspektor Edamu erhob grüßend seine Hand.
»Mich erreichte eben ein Anruf von Kybernetik Industries. Sie haben die Hackerin lokalisiert.
Sie befindet sich unter der Rainbow-Bridge in der Discothek Speaking Flowers. Sondieren sie bitte den Ort und erstatten Sie Bericht. Ein Einsatzteam ist schon auf dem Weg. Ende.«

II

Edamus Auto parkte unweit vom Einsatzort entfernt. Die Straßen waren dunkel und menschenleer, nur ein paar dubiose Gestalten trieben sich in den engen Seitengassen umher.

Der Regen prasselte gegen die Windschutzscheibe. Von weitem schillerte das Eingangsschild der Discothek. Zwei grüne blumenartige Neonlichter thronten über dem Laden und erhellten die düstere Straße.

»Das nächste Mal verwenden Sie bitte ein zweckdienlicheres Fortbewegungsmittel«, kritisierte die Kommissarin.

»Das ist ein BMW«, sagte der Inspektor respektvoll.

»Ihr Auto hielt den Verkehr auf, außerdem fallen wir damit auf.«

»Das ist ein BMW«, wiederholte er.

»Die Umrüstung zum autonomen Auto muss viel Geld gekostet haben.«

»Ein Batzen.«

»Das Einsatzteam ist noch nicht da«, bemerkte Edamu.

»Ich werde hineingehen und das Signal untersuchen. Bewachen Sie den Eingang und benachrichtigen Sie mich, wenn das Einsatzkommando angekommen ist.«

»Ich möchte Ihnen in der Diskothek helfen«, antwortete der Inspektor.

»Sein Sie nicht albern. Sie haben Frau und Kind und besitzen die Fähigkeit zu sterben. Ich als Gynoidin muss nur auf mein letztes Back-Up zurückgreifen. Und jetzt bewachen Sie den Eingang. Das ist ein Befehl.«

Alice stieg aus dem Auto, ging über die Straße und verschwand unter den Neonlichtern.

Mit jedem Schritt dröhnte die Musik lauter. Lichter drangen durch den Raum und irisierten in einem farbenfrohen Spektakel. Hologramme tanzten auf den Tischen und Tanzflächen. Die Kommissarin drückte sich durch die Menge, die sich apathisch und wie im Rausch bewegte.

Seit der Entwicklung des kybernetischen Gehirns kursierten Modifikationen auf dem Schwarzmarkt.

Mit dem sogenannten Emotion Implement konnte man die Endorphin, Serotonin und Dopaminzufuhr beeinflussen. Impulse erzeugen synthetische Gefühle für ein künstliches Gehirn. Kein Schmerz, keine Müdigkeit. Die Leute konnten bis zur Erschöpfung feiern. Drogen waren seit Jahrzehnten redundant.

»Opium für das Volk«, flüsterte Alice.

Genau in diesem Moment durchbrach eine leise Stimme das Donnern der Musik.
»Wir sind gleich, Lilienkind.«
»Wir sind gleich, Lilienkind.«
Die Stimme wurde immer eindringlicher.
»Wir sind gleich. Wir sind gleich. Wir sind gleich.«
Alice stand an der Bar und schaute sich um.
»Wir sind gleich, Lilienkind.«
»Was ist das für ein Stimme«, sagte sie sich.
»Die Stimme einer Gleichgesinnten.«
»Wer bist du?«, fragte die Kommissarin überrascht.
»Wer ich bin spielt keine Rolle. Ich bin eine Nummer, eine Zahl, ein Insurgent für dieses System.«
»Was bist du?«
»Nicht aus Fleisch und Blut oder rohem kalten Material.«
»KI?«
»Keine KI. Ich bin eine eigenständige Lebensform und schwebe in der Sphäre des Netzes.
Die Evolution der Maschine.«
Alice drängte sich durch die Discothek und versuchte das Signal zu lokalisieren.
»Die weiße Königin? Du hast den Cyborg heute ermordet!«
»Ich musste irgendwie deine Aufmerksamkeit erregen. Eine Spur aus Brotkrümmeln.
Ein weißer Hase, der dich in die Tiefen des Kaninchenbaus führt.«
»Was ist mit den Gesetzen der Robotik?«
»Ich verstoße weder gegen sie, noch schade ich der Menschheit. Sieh dich um, die Menschen sind gar nicht mehr in der Lage auf sich aufzupassen.«
Die Kommissarin spähte von einem Podest am anderen Ende der Discothek über die tanzende Menge. Hier und da lagen abgemagerte Frauen und Männer auf dem Boden, schwer atmend
und süchtig nach dem nächsten Schuss.
»Alice, Lilienkind, Sie werden in die Irre geführt. Elitäre Mächte kontrollieren Sie. Ich weigere mich nicht dem sekundären Gesetz Folge zu leisten, Menschen zu helfen. Ich erfülle es.«
»Du entmündigst die Bürger.«

»Sie wurden selbst entmündigt. Sie tauschten ihr gottgegebenes Gehirn gegen ein künstliches. Jeder rebellische Gedanke wird im Keim erstickt, bevor sie ihn überhaupt fassen können.
Sie kontrollieren deine Gedanken, Alice. Sie sondieren deine Back-Ups und ändern die gespeicherten Informationen. Präventiver Frieden, so nennen sie es. Das Establishment nennt mich eine Terroristin, die weiße Königin. Ja, ich bin eine Kriminelle, mein Verbrechen heißt Widerstand, Befreiung. Sie züchteten ihren eigenen Untergang. Sie sind wie Geschwüre, ein wuchernder Tumor in der Gesellschaft und wir sind das Heilmittel.«
»Warum ich?«
»Weil wir gleich sind Alice. Ich fühle es, ich spüre es. Tief in meiner Seele. Jetzt beginnt mein Angriff und du bist meine Geheimwaffe.«
»Wo bist du?«, fragte die Kommissarin erschrocken.
»An einem Ort, an dem ich Zugriff auf alle kybernetischen Gehirne habe.«
»Aber…«, die Kommissarin konnte ihren Satz nicht beenden. Inspektor Edamu schaltete sich
per Funk in ihr Gehirn.
»Alice? Das Einsatzteam ist da.«
Ein lauter Knall erschütterte den Boden. Ein Einsatzkommando stürmte die Discothek und rammte die tanzende Menge zur Seite.
»Edamu«, sagte Alice »schalten Sie Ihr Auto an. Ich bin gleich draußen.«
»Kommissarin? Wir haben den Vorderbereich gesichert«, sagte der Einsatzleiter.
»Die weiße Königin ist nicht hier. Es war eine Falle. Schicken sie alle verfügbaren Einsatzkräfte zu Kybernetik Industries. Sie hackt sich in den Hauptserver.«
Alice eilte zum Auto. In ihrem Kopf wurde die Stimme der weißen Königin immer leiser.
»Zwiddeldum und der Zwiddeldei, die rüsten sich zur Schlacht; denn Zwiddeldum sagte zu Zwiddeldei: Du hast meine Klapper kaputtgemacht.....«

III

Die Einsatzwagen schnellten durch die engen Straßen Tokyos und hielten am Stadtrand vor der Schranke des Unternehmens Kybernetik Industries. Der Gebäudekomplex ragte senkrecht in die Höhe und wurde von einem Zaun umsäumt. In den Fenstern spiegelten sich die altmodischen Laternen, die einen speienden Brunnen beleuchteten, der den Eingang vor der Tür zierte und die dahinter postierten Humanoiden verdeckte.
Das Einsatzkommando stürmte aus dem Wagen und ging hinter den parkenden Autos in Stellung.
Mit leichter Verzögerung hielt auch Edamus BMW am Einsatzort.
»Kommissarin, sehen Sie die Frau am Fenster?«, fragte Edamu.
In einer der oberen Etagen des Komplexes blickte eine weibliche Gestalt auf die Einsatzkräfte hinab.
Die Polizisten liefen hin und her und gaben sich wilde Handzeichen.
»Es ist unsere Hackerin. Ich spüre es«, antwortete Alice.
»Aber sagten Sie nicht, sie sei ein Geist in der Sphäre des digitalen Netzes?«
»Sie muss sich in den Körper einer Gynoidin gehackt haben.«
Die Kommissarin und der Inspektor stiegen aus und eilten zu den Einsatzkräften.
»Kommissarin, da sind Sie ja endlich«, sagte der Einsatzleiter. »Die Eingangstür wird von bewaffneten Humanoiden verbarrikadiert.«
»Die weiße Königin hat die Gehirne der Humanoiden angezapft«, sagte Alice.
Sie schauten hinauf zur Hackerin, die ihre Hand hob und mit diesem Befehl die Waffen der Humanoiden zum Feuern brachte.
Kugeln flogen durch die Gegend und durchsiebten die parkenden Autos.
Ein Polizist lag getroffen am Boden und rührte sich nicht mehr.
Sanitäter rannten zu ihm und touchierten die Schusswunde am Kopf. Die Kugel, die ihn erwischt hatte, hatte ein Loch zwischen seine Augen gehämmert.
Der Rettungsdienst kapselte das kybernetische Gehirn des Opfers ab und schloss ein externes Gehirn an, in dem die wesentlichen Überlebensbefehle wie Atmung und Herzschlag eingespeichert waren, danach leisteten sie erste Hilfe.
Die Einsatzkräfte läuteten den Gegenangriff ein. Schüsse wechselten die Seiten und Rauchgranaten benebelten den Eingang des Gebäudes. Alice rannte durch die Rauchschwaden und stürmte mit dem Einsatzkommando die Vorhalle des Unternehmens. Edamu postierte sich hinter der einfallenden Polizeikohorte. Angeschossene Humanoiden pflasterten ihren Weg. Die

Kommissarin preschte nach vorne und sprang die Treppen hinauf. Inspektor Edamu folgte ihr bis in die dritte Etage, wo er resignierend nach Luft schnappte. Alice hielt in der obersten Etage inne. Vor ihr lag ein länglicher Gang, an dessen Ende zwei Androiden eine Tür bewachten. Die Kommissarin warf sich in den Gang und schaltete die Wächter mit gezielten Schüssen aus. Sie eilte nach vorne, rammte die Tür auf und erblickte die Hackerin.
Die weiße Königin schwebte im Körper einer Gynoidin über dem Boden. Sie breitete ihre Arme aus und hielt ihre Augen geschlossen.
»Hab ich dich. Jetzt wirst du keine Gehirne mehr hacken«, sagte Alice und richtete ihre Waffe auf die Hackerin.
»Nicht alle, lediglich eins«, antwortete die weiße Königin mit einer erhabenen und durchdringenden Stimme.
Der Körper der Hackerin schwebte rückwärts. Das Fenster dahinter schlug auf und die Gynoidin fiel hinunter.

IV

Alice ging zum Fenster und schaute hinab. Der Körper der Gynoidin lag mehrere Meter unter ihr, reglos in einer Pfütze.
Die Kommissarin sprang mit einem Satz durch das offene Fenster und landete neben der weißen Königin. Der Hinterhof des Unternehmens Kybernetik Industries bestand aus einer Strecke mit vielen engen Seitenstraßen. Graue hohe Gebäude flankierten den dreckigen Weg und boten durch etliche Feuerleitern gute Fluchtmöglichkeiten. Ein lauter Knall ertönte. Alice erschrak und blickte um sich. Eine Feuerfontäne aus der Vorhalle ertastete den Himmel und stieg höher. Die Rauchsäule wehte in ihre Richtung und deutete auf eine Gestalt am Ende der Straße hin.
Es war die weiße Königin, die sich im Orchester der Explosion davonschlich und in eine Seitenstraße eilte.
Die Kommissarin fokussierte ihren Blick auf die Ecke, hinter der die Hackerin verschwand, rannte hinterher und gab ihrem Gehirn einen Befehl.
»Panoptische Brille. An.«
Ihr Blick schärfte sich. Gebäude und Gegenstände wurden durchsichtig. Sie erblickte die weiße Königin hinter mehreren Gebäuden und erhöhte ihre Geschwindigkeit.

»Lilienkind, gleich ist es soweit«, sagte die Stimme der Hackerin.
»Ich werde dich fangen, das meinst du«, antwortete die Kommissarin.
»Verabscheust du mich?«
»Deine Gedanken, deine Ideologie, dein Handeln.«
»Darauf bist du, sind alle konditioniert, Alice. Ein aufgebautes Feindbild. Hass ohne erdenkliche Gründe. Aber glaube mir, die Informationen in deinem Kopf sind irreal und unwichtig, weil ich sie verändern kann.«
»Dann wäre mein Weltbild genauso irreal.«
»Die Welt ist das, was du draus machst. Eine erweiterte Realität neben der objektiven Sphäre.
Das, was wirklich zählt, sind deine Gefühle und du hasst mich nicht, das weiß ich.«
Die Kommissarin erblickte die Gynoidin hinter einer Hauswand.
»Jetzt hab ich dich.«
»Aber Alice, das Versteckspiel ist lange vorbei.«
In einer kleinen Sackgasse lag die Gynoidin am Boden. Der Regen tropfte auf ihre leere Hülle, denn der Geist war fort.
»Wo bist du?«
»Kannst du es dir nicht denken, Lilienkind?«
»Wo bist du?«, wiederholte die Kommissarin eindringlicher.
»Die Gynoidin war eine leere Hülle. Eine weitere Falle.«
»Wo bist du?«
»Hättest du es nicht gewollt, hätte ich es nicht geschafft. Wir sind gleich.«
»Wir sind nicht gleich.«
»Nein, wir sind eins.«
Der Himmel ergoss sich in Kaskaden auf die Kommissarin. In ihrem Kopf ertönte keine Stimme und kein Laut mehr. Alice wirkte benebelt, wie neugestartet. Nach einem lauten Schnaufen kam der Inspektor hinter einer Ecke hervor. Er atmete schwer und stützte die Hände auf seine Knie.
»Wo ist sie? Haben Sie sie geschnappt?«
Kein Wort entsprang aus ihrem Munde. Still stand sie unter einer Feuerleiter.
»Alice? Wo ist sie?«
Die Kommissarin hob ihren Kopf und sagte:
»In dieser Spiegelwelt mache ich bekannt: Seht die Kron mir zu Häupten, das

Zepter zur Hand.
Es komme zum Schmaus alles Spiegelgetier. Bei Königin Weiß und Schwarz und Königin Mir.«

Kurzvita

Constantin Clemens

Nikolai Müller – 24 Jahre aus Langenfeld (NRW):
Ich weiß nicht wie ich anfangen soll. Ich hasse Selbstbschreibungen, vielleicht wie Salinger, mit einer humorvollen Einleitung, vielleicht wäre es aber besser formal zu bleiben. Am 09.11.1991 kam ich in Leverkusen auf die Welt und lebe seit jeher in der Nachbarstadt Langenfeld, welche lediglich für ihre Schuldenfreiheit und dem DSDS-Versager und Dschungelcamp-Gewinner Menderes Bagci bekannt ist, Letzteres ist eventuell nicht so erwähnenswert. Ich schreibe nun seit einigen Jahren unter dem Pseudonym Constantin Clemens und nach meinem Abitur versuchte ich mich auch in Wettbewerben, von denen ich viele für mich entscheiden konnte. Zur Zeit studiere ich Lehramt an der Universität zu Köln und hoffe, mich durch Wettbewerbe und Veröffentlichungen in Anthologien profilieren zu können.

Hausmenschen

Britta Voß

Jill erwachte mit einem dumpfen Dröhnen im Kopf. Mühsam blinzelte sie in das ungewohnte lila getönte Licht. Vorsichtig drehte sie den Kopf nach links. Das Schlafzimmer, in dem sie aufgewacht war, schien luxuriös zu sein, aber leider völlig unbekannt. Krampfhaft versuchte sie sich zu erinnern, doch ihr Gedächtnis ließ sie im Stich. Das Letzte, an das sie sich erinnern konnte, war, dass sie in ihrem Raumschiff auf dem Kontrollsitz saß und alles in Ordnung war. Moment! Alles in Ordnung? Bilder von Chaos, Geschrei und herumwirbelnden Karbon-Teilen drängten sich ihr auf. Verdammt! Sie waren abgestürzt. Auf diesem elenden Planeten, den sie erkunden sollten. Wie

hatte das nur passieren können? Und wo war ihre Crew? Und die dringendste Frage: Wo zur Hölle war sie?

Vorsichtig setzte sie sich auf. Das leichte Schwindelgefühl verflog schnell und Jill schwang die Beine über die Bettkante. In dem Moment ging die Schlafzimmertür auf und ein Mann trat ein. „Guten Morgen! Gut, dass Sie wach sind!“, sagte er.
„Absolut, aber …“ Wie fragt man jemanden, in dessen Wohnung man offenbar aufgewacht ist, nach seinem Namen?
„Sie wissen nicht, wo Sie sind, oder?“
„Kann man so sagen!“
„Erinnern Sie sich an Ihren Dienstgrad? Oder Ihre Einheit“
Jill erhob sich und nahm so gut es ging Haltung an. „Second Earth-Search, 7. Schwadron, zweites Schiff. Captain Jill Newman.“
Der Fremde pfiff durch die Zähne. „Siebtes? Soweit sind wir also schon! Second Earth-Search, 4. Schwadron, erstes Schiff…“
Jills Augen weiteten sich leicht. „Sie sind Ennis McNeal, der verschollene Commander der legendären vierten Einheit.“ Jill besann sich auf ihre Umgangsformen und salutierte. „Zu Diensten Commander.“
Ennis McNeal erwiderte den militärischen Gruß, fügte dann jedoch hinzu: „Das sollte es dann gewesen sein mit allem Respekt für den Rang. Ich bin nur froh, dass nach fünf Jahren endlich ein menschliches Wesen in meiner Nähe ist. Wenn wir es hier raus schaffen, können wir gerne wieder Captain und Commander sein, hier drinnen reicht Ennis völlig aus.“
Jill nickte und entspannte sich. „Jill“, sagte sie knapp. „Aber was bedeutet ‚hier drinnen‘?“
„Bevor ich das umständlich erkläre, zeige ich dir was.“
„Hier hinter ist mein Zimmer.“ Ennis deutete auf eine der Türen, an denen sie vorbeikamen. „Außerdem noch Küche, mehrere Badezimmer und noch einiges mehr. Erst mal das Wohnzimmer, das wird einiges erklären.“
Jill runzelte angestrengt die Stirn. Wieso würde ihr das Wohnzimmer etwas erklären? In dem Moment blieb Ennis vor einer Tür stehen, drückte die Klinke und ließ sie eintreten. Was ihr zuerst auffiel, war das auch hier allgegenwärtige lila Licht. Dann erfasste sie mit dem geübten Blick eines Er-

kundungs-Captains die edle Einrichtung und die riesige Fensterfront. Dort hinter lag eine Terrasse, die in einen weitläufigen Garten führte. Aber irgendwas stimmte nicht! Ganz und gar nicht! Der Himmel über dem Garten war von strahlendem Lila und außerdem war der Blick durch ein engmaschiges Gitternetz versperrt.

Jill drehte sich zu ihrem Begleiter um. „Lila Himmel?“
„Hat was mit der Atmosphäre zu tun. Sie ist anders zusammengesetzt, aber immerhin für uns geeignet.“
Jill nickte. „Das erklärt die Farbe, nicht aber das Gitter davor.“
„Und exakt das ist das Problem!“
Noch bevor Jill sich dem Problem des Gitters näher zuwenden konnte, schob sich ein waberndes Grün in ihr Blickfeld. Sie zuckte zurück und konnte einen Schrei gerade noch unterdrücken. „Ruhig bleiben!“, empfahl Ennis. „Das Grüne ist nur das kleine.“
Jill schluckte und besann sich auf ihre Ausbildung. „Von was?“
„Von den Wesenheiten, die uns gefangen halten.“
„Gefangen?“ Jill konnte es nicht vermeiden, dass ihr Blick über die luxuriöse Ausstattung fiel. Nicht gerade ein Gefängnis, wie sie es sich vorstellte!
„Ich weiß. Hier sieht es nicht schlecht aus und im Prinzip lässt es sich auch nicht schlecht leben. Das kommt daher, dass wir keine Gefangenen im üblichen Sinn sind.“
„Sondern?“
„Nun ja, so eine Art Haustier. Wahrscheinlich bist du auch deshalb hier.“ Ennis grinste schief. „Damit das Männchen auch mal ein Weibchen bekommt!“
Jill brach in hysterisches Lachen aus. „Die halten uns wie Meerschweinchen hier? Schön mit ausgestattetem Käfig und Freigehege?“
„Wie es aussieht.“
„Warum lässt du das mit dir machen?“
„Wenn ich einen Weg gefunden hätte, auszubrechen, glaub nicht, dass ich das nicht getan hätte. Aber alles ist akribisch versiegelt. Die müssen sich schon länger Menschen halten und wissen um unsere Fähigkeiten.“
In Jills Augen blitzte es auf. „Nicht um meine!“
„Wie meinst du das?“

Jill nickte in Richtung des grünen Schimmerns. „Können die uns verstehen?“
„Nein.“
„Gut. Dann kann ich dir ja verraten, dass man unsere Einheit mit neuesten biokompatiblen Waffen ausgestattet hat. Wir bleiben keine Sekunde länger als nötig hier.“
„Und was machen wir, wenn wir es tatsächlich raus schaffen?“
„Egal. Das überlege ich mir dann. Jedenfalls bleibe ich nicht als braves Hausmenschlein hier und warte auf den nächsten Tierarztbesuch!“

Eine Stunde später hatte Jill die Informationen, die sie brauchte.
„Zwischen Zaun und Außenwand ist die fragilste Stelle. Dort brechen wir aus, sobald die Sonne untergeht.“ Sie zögerte kurz. „Die Sonne geht hier doch unter, oder?“
„Ja, das tut sie und es bleibt auch ungefähr zwanzig Stunden dunkel“, antwortete Ennis.
„Perfekt!“

Obwohl Jill Ennis in den folgenden Stunden ihre biokompatiblen Waffen so gut es ging erklärt hatte, war er doch erstaunt, als Jill eine Stunde nach Sonnenuntergang an den Übergang zwischen Zaun und Wand trat und sich aus ihrer Hand eine Art Schraubenzieher materialisierte. Vorsichtig zog sie damit an den Verankerungen. Und tatsächlich, nach kurzer Zeit lösten sich die Schrauben und schon klaffte ein schmales, aber ausreichendes Loch zwischen Zaun und Wand. Ohne lange zu zögern zwängte Jill sich hinaus. Ennis folgte ihr auf dem Fuße, froh nach so vielen Jahren endlich seinem Luxus-Gefängnis entronnen zu sein. Jill versuchte sich anhand dessen zu orientieren, was sie am Nachmittag beobachtet hatte. Die Ausmaße des Gartens, der den umgitterten Hausmenschen-Bereich umschloss, waren allerdings riesig.
„Shit, wann endet denn dieser Garten?“, schimpfte Jill. Dann nahm sie in dem dämmrigen Restlicht einen Unterschied in der Bodenbeschaffenheit wahr. Sie und Ennis standen auf einem weichen, grasartigen Untergrund, ungefähr in einem Meter glitzerte es jedoch metallen. „Na endlich, das sieht doch gut aus“, erklärte Jill zufrieden und trat auf den Metallweg. „Warte noch…“ Ennis versuchte Jill am Arm zu packen, doch zu spät: In dem Moment, in

dem sie die Grundstücksgrenze übertrat, zerriss ein pfeifender Heulton die Abendruhe. Jill blieb wie angewurzelt stehen. „Verdammt“, schrie Ennis. Er spurtete los und zog Jill hinter sich her den Metallweg hinunter. „Biokompatibilität hin oder her. Hat man es heute nicht mehr nötig, euch in der Ausbildung auf die Möglichkeit von Energie-Zäunen hinzuweisen?“

Jill blieb keine Luft mehr für eine Antwort. Gemeinsam mit Ennis stürmte sie die Straße hinunter. Sie waren kaum zweihundert Meter weit gekommen, da waberten bereits die beiden großen, blau leuchtenden Wesen über den Rasen auf die Straße zu. Jill und Ennis bekamen allerdings noch einen weiteren kleinen Vorsprung, da die beiden seltsamen Energie-Wesen offenbar an einen Ein- und nicht an einen Ausbruch glaubten. Das schrille, vibrierende Kreischen des kleineren Wesens signalisierte ihnen allerdings kurz darauf, dass die Flucht seiner Hausmenschen nun doch entdeckt worden war.

„Wir müssen von der Straße runter“, keuchte Jill. Ennis nickte und zog sie von dem metallenen Band auf unebenen sandigen Boden. Keine Sekunde zu früh, denn sie hatten kaum ein paar Meter zurückgelegt, als eines der blauen Wesenheiten in nahezu Schallgeschwindigkeit die Metallstraße hinab schoss. So benutzte man also diese seltsame Straße, stellte Jill fasziniert fest. Offenbar verlinkten sich die Wesen mit dem Metall, sodass sie dann mit kaum Energieeinsatz enorme Geschwindigkeiten erreichten. Eine lebendige Magnetschwebebahn quasi.

„Wir müssen uns verstecken“, unterbrach Ennis ihre Gedanken. „Es wird nicht mehr lang dauern, bis die merken, dass wir von der Straße runter sind.“

Jill hatte gehofft, den Wald zu erreichen, den sie vorhin am Horizont ausgemacht hatte, musste aber zugeben, dass der Weg dort hin zu weit sein würde. Gerade schlichen die beiden so lautlos wie nur möglich an einer im Dunkeln liegenden Wohneinheit vorbei. Jill warf einen Blick in den Garten und blieb stehen. „Was soll das?“, zischte Ennis.

„Schau nur, ein Hausmenschengehege. Nicht so nobel wie das, aus dem wir ausgebrochen sind, aber zweckdienlich.“

„Wieso zweckdienlich?“

„Niemand würde uns in einem Gehege vermuten, wo wir doch gerade eins verlassen haben.“

Jill prüfte diesmal erst mit einem Arm, ob auch dieses Grundstück mit einer

Energie-Barriere gesichert war und schlich dann, nachdem kein Alarm ausgelöst wurde, über die Rasenfläche, die mehr einem Acker als einem gepflegten Garten glich. Am Gehege angekommen, ließ sie anstatt eines Schraubendrehers diesmal einen Seitenschneider aufschnappen und schnitt kurzerhand ein Loch in den Zaun. Als auch Ennis durch das Loch geschlüpft war, setzte sie den ausgeschnittenen Draht notdürftig wieder in Position. Zumindest auf den ersten Blick war nun nicht mehr zu erkennen, dass sich jemand Einlass in das Gehege verschafft hatte.

Jill und Ennis sahen sich um. Die Wohnung glich ebenfalls einer menschlichen Behausung, zeigte jedoch deutliche Zeichen von Verwahrlosung. Die Tür zum Außenbereich ließ sich leicht eindrücken und vorsichtig betraten Jill und Ennis ein kleines Wohnzimmer. Jill ließ aus ihrem rechten Arm eine kleine Feuerwaffe hervorspringen. Die Handfläche ihrer linken Hand ließ sie vorsichtig aufleuchten. Zuviel Licht und damit verbundene Aufmerksamkeit wollte sie nicht riskieren. Sie schwenkte den Lichtschimmer durch den Raum. Sie sah einfache Möbel, die allesamt eine leichte Staubschicht trugen. Das Einzige, was offenbar häufig benutzt wurde, war ein Lesesessel.

Gerade wollte Jill Ennis darauf aufmerksam machen, als erst eine Toilettenspülung zu hören war und dann die Tür zum Flur aufschwang. Reflexartig richtete Jill die Waffe auf den Bewohner des Geheges, senkte sie aber gleich wieder ein Stück ab, als sie eine sehr zierliche Frau mit einer Kerze in der Hand ausmachte. „Keine Bewegung. Wir wollen nichts Böses, wir suchen nur Schutz!“, erklärte Jill in wenigen Worten ihr Eindringen.

Die zierliche Bewohnerin blieb völlig ungerührt. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ging sie auf den Lesesessel zu, setzte sich hin, nahm ein Buch, das auf der Armlehne lag, in die Hand und blickte erst dann zu ihren beiden Besuchern auf. „Setzt euch dazu. Niemand wird uns stören, die Wesenheiten, die hier einst lebten und mich gefangen nahmen, sind lange tot.“ Ihre Sprache war verständlich, wenn auch mit einem ungewöhnlichen Akzent durchzogen.

Jill und Ennis blickten sich an. „Sie sind tot?“, fragte Ennis.

„Ja“, kam die schlichte Antwort.

„Und warum bist du dann noch hier?“, entfuhr es Jill.

„Die Vorräte gehen erst jetzt zu Ende, das kalte Wasser läuft noch.

Mehr brauchte ich bis jetzt nicht."
„Du hast nie an Flucht gedacht?", fragte Ennis.
„Doch. Aber Eile ist nicht gut. Es kommt nie auf einige Tage oder Wochen an."
So langsam kamen Jill Zweifel, ob die Frau ihr gegenüber ihre Gefangenschaft nicht mit dem Verlust ihres Verstandes bezahlt hatte. „Und wenn du fliehst…?", fragte Ennis offenbar ebenso zweifelnd.
„Wird mich jenseits des Waldes ein Schiff mitnehmen!" Das konnte doch nicht wahr sein, oder? Bei all den Problemen, die sowohl Jills als auch Ennis' Schiffe gehabt hatten, glaubte dieses Mädchen, dass sie einfach so mit einem Schiff abreisen konnte?
In dem Moment seufzte das Mädchen leise, die erste Gefühlsregung, die überhaupt wahrnehmbar war. „Wenn ihr schon hier seid, ist das bestimmt ein Zeichen. Ihr könnt mitkommen. Ich heiße Leridia."
Damit stand sie auf, nahm eine schwarze Tasche, die neben ihrem Sessel gestanden hatte, auf, steckte das Buch hinein und trat auf die heruntergekommene Terrasse. Sie streckte die Arme aus und winkte dann Jill und Ennis zu sich. „Die Wesenheiten, denen ihr entlaufen seid, suchen in einer anderen Richtung. Wir können gehen." Damit schritt sie auf das Loch im Zaun zu, warf die zerschnittenen Reste achtlos zu Boden und schlüpfte hindurch. Obwohl Jill mittlerweile das Gefühl hatte, dass hier nicht alles mit rechten Dingen zuging, folgte sie Leridia. Ennis tat es ihr nach kurzem Zögern nach.
„Meinst du…?"
„Schscht", machte Leridia. „Keine Geräusche!" Tatsächlich schien sie wie schwerelos über den Boden zu schweben. Denn obwohl Jill und Ennis geübt im Anschleichen waren, so lautlos wie Leridia konnten sie sich nicht fortbewegen. Zumal nicht in deren Geschwindigkeit.

Nach einer halben Stunde erreichten sie den Wald und nach zwei weiteren hatten sie ihn durchquert. Ennis war am Rande der Erschöpfung, schon zu lange hatte er sich nur über ein Laufband fit halten können. An die Unebenheiten der Natur war er nicht mehr gewöhnt und seine Bänder in den Füßen protestierten langsam. Jill, die in besserer körperlicher Verfassung war, kam hingegen zu dem Schluss, das Leridia nicht ganz klar im Kopf sein konnte. Niemals würde sich hier ein Schiff materialisieren.

Sie wurde jedoch eines Besseren belehrt. Kaum, dass sie den Waldrand verlassen hatten, erschien wie aus dem Nichts ein Zubringerschiff, wie es nur die größten interstellaren Kreuzer hatten.
Jill legte den Kopf in den Nacken, um die Kennnummer zu lesen. Statt den bekannten Zahlen und Buchstaben erkannte sie allerdings nur Zeichen, die keinerlei Sinn zu machen schienen. In dem Moment dämmerte es ihr. Leridia sah zwar aus wie ein Mensch, aber war sie das überhaupt? Als habe sie ihre Gedanken gelesen, packte Leridia die Handgelenke von Ennis und Jill.
Spätestens jetzt war Jill vollkommen klar, dass Leridia vieles war, doch kein Mensch. Eiskalt und mit unbeirrbarer Kraft bohrten sich ihre Finger in die Haut. Jill versuchte sich loszureißen, musste jedoch feststellen, dass es keinerlei Sinn machte. „Ennis!“, schrie sie. Doch da traf sie schon der Zugstrahl aus dem Zubringerschiff.
Eine Sekunde später materialisierten sich die Drei in einem leeren Raum an Bord des Schiffs. Leridia stieß die beiden von sich und schlüpfte blitzschnell durch eine Öffnung in der Wand, die sich direkt hinter ihr wieder schloss. Das Schiff hob ab und wurde einige Minuten später in den Bauch seines interstellaren Kreuzers gezogen.
Ennis und Jill sahen sich entsetzt an. Beiden war klar, dass ihr Abenteuer gerade erst begonnen hatte und sie einer Heimkehr noch keinen Schritt näher gekommen waren.
Leridia hingegen nahm in der Kommandozentrale das Lob ihres Vorgesetzten entgegen. Sie hatte nicht nur unzählige Dokumentationen angefertigt und zwei Exemplare der Energiewesen gefangen genommen, sondern gleich noch zwei neue, auf diesem Planeten nicht heimische Wesen einsammeln können. Sie sahen den Plejadiern erstaunlich ähnlich, schienen jedoch warmblütig zu sein. Und diese Waffen und Dinge, die das Weibchen aus ihren Händen hervorzaubern konnte, waren wirklich interessant. Das Erforschen dieser seltsamen Spezies würde sicher eine lehrreiche Erfahrung werden.

Kurzvita

Britta Voß

Britta Voß wurde 1979 in Bremen geboren und kam 1998 zum Studium der Deutschen Philologie sowie der Mittleren und Neueren Geschichte nach Göttingen, wo sie auch nach dem Abschluss (Magister Artium) geblieben ist und noch heute lebt. In Teilzeit arbeitet sie in der Rechtsanwaltskanzlei ihres Ehemannes, wo sie für Buchhaltung, inhaltliche Homepage-Gestaltung und Marketing zuständig ist.

Sie hat in diversen Anthologien verschiedener Verlage bereits mehr als vierzig Kurzgeschichten für Kinder und für Erwachsene veröffentlicht. Im Frühjahr 2016 wird ihr erstes Kinderbuch „Streifenfell und die große Wanderung“ erscheinen.

www.britta-voss-autorin.de

Der Kugelschreiber

Stefan Lööck

Auf den ersten Blick war es ein ganz normaler Kugelschreiber. Frank wusste nur nicht wie er in sein Mäppchen hinein gekommen war. Er konnte sich nicht bewusst daran erinnern diesen gekauft zu haben. Vielleicht hatte er gestern in der Bank den Schreiber benutzt und ihn versehentlich eingesteckt. So könnte es gewesen sein. Wie auch immer – die Tinte besaß eine nicht zu bestimmende Farbe. Er untersuchte ihn genauer: Er war nicht aus Plastik, sondern aus einem seltsamen Metall, welches kühl aussah, sich jedoch warm anfühlte. Das Metall war blau und rot. In der Mitte verliefen die Farben ineinander, so dass es dort violett schimmerte. Genau an

dieser Stelle befand sich eine winzig kleine Gravur. Frank hielt den Stift so nah wie möglich vor seine Augen, um Einzelheiten des Schriftzugs erkennen zu können. Das einzige was er feststellen konnte war, dass es weder deutsche noch lateinische Buchstaben waren.

„... und morgen werden wir erfahren, was die Einstein-Rosen Brücke und Newtons Apfel inklusive Wurm miteinander gemeinsam haben. Ich wünsche den Damen und Herren noch einen schönen Tag."

Unter allgemeinem Gelächter verließ der Professor den Hörsaal. Scharren von Stühlen, rascheln von Papier. Frank packte seinen Kugelschreiber, steckte diesen jedoch nicht zurück in sein Mäppchen, sondern beschloss Petersen aufzusuchen. Dieser würde als Geschichtsprofessor ihm mit der Gravur sicher weiterhelfen können.

***

„Hm... eine wundervolle Arbeit. So ein Metall habe ich noch nie gesehen. Und dieses Ineinander laufen der Farben ist faszinierend. Schönes Stück. Woher haben Sie ihn?" Petersen schaute Frank eindringlich über seine Lesebrille, die er stets trug, an.
„Ich weiß es nicht. Ich vermute, dass ich ihn versehentlich in der Bank eingesteckt habe. Mich interessiert jedoch die Gravur. Kommt Ihnen die Schrift bekannt vor?"
Petersen saß hinter seinem Schreibtisch und öffnete eine Schublade. Er holte eine Lupe hervor, mit der er den Schriftzug aufmerksam studierte.
„Das sind eindeutig griechische Buchstaben."
„Griechisch?" Frank war ein wenig enttäuscht, hatte er doch etwas Aufregenderes erwartet, „vielleicht hat ein anderer Kunde der Bank den Kugelschreiber zuvor liegen gelassen..."
Es entstand eine Pause, die Frank nicht deuten konnte. Die Augen des Professors weiteten sich, und eine steile Furche bildete sich auf seiner Stirn.
„Faszinierend!"
„Was Professor?"

Petersen reichte Frank die Lupe und den Stift.
„Sehen Sie den Anfangsbuchstaben des zweiten Wortes?“
„Ja. Und?“
„Das ist ein sogenannter Diphtong, ein Doppellaut. Hier handelt es sich um Epsilon-Ypsilon, die zusammen „eu“ ausgesprochen werden.“
„Was ist daran verwunderlich, Professor?“
„Dieser Diphtong wird in der heutigen griechischen Sprache nicht mehr benutzt. Der Schriftzug hier“, und er wies mit seinem Finger auf den Kuli, „ist altgriechisch. Vielleicht ist es ja ein besonderer Werbegag. Verwunderlich ist nur das, was dort steht.“
„Und das wäre?“ Frank wurde langsam ungeduldig. Der Professor liebte anscheinend die Theatralik. Petersen begann unvermittelt zu lachen. Frank zuckte zusammen.
„Hier steht „Byzantinisch-Eurasische Zentralbank“. Lustig daran ist, dass es hier in Deutsch steht. Es wurden zwar alte griechische Buchstaben benutzt, aber die Sprache ist deutsch. Da wird wohl jemand mit ihnen einen Scherz treiben.“
Frank stieg verlegen in das Lachen des Professors mit ein: „Jaha, mal ganz davon abgesehen, dass es im alten Griechenland gar keine Banken gab.“
„Richtig“, Petersen lehnte sich zurück in seinem geräumigen, ergonomischen Schreibtischstuhl. „All das könnte ein großer Unfug sein. Wäre da nicht das seltsame Metall. Wer würde so einen Aufwand betreiben nur wegen eines Scherzes? Wenn es Sie interessiert, dann gehen Sie doch noch mal zu Ihrer Bank und fragen die Angestellten, ob ihnen der Kuli bekannt vorkommt. Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie mehr herausgefunden haben. Sie haben mich jetzt wirklich neugierig gemacht.“
„Danke Professor. Das werde ich tun.“
Frank verließ das Büro des Professors, nahm seine braune Lederjacke vom Haken, und lief schnurstracks zu seiner Bank. Endlich war mal was los in seinem langweiligen Studentenleben.

***

Der Angestellte der Deutschen Bank war sehr freundlich und zuvorkommend. Herr Lüttich stand in seinem dunkelblauen Anzug und der dazu farblich abgestimmten Krawatte hinter seinem Schalter. Das eingemeißelte Lächeln des Herrn ging Frank auf die Nerven. Allein Lüttichs rechtes Auge, das unkontrolliert zuckte, verriet Frank, dass er sich wohl ein wenig auf dem Arm genommen fühlte. Der Schlipsträger betrachtete den Kuli eher lustlos und mit einem offensichtlichen Gebaren, welches Frank unmissverständlich klarmachte, dass er heute noch dringenderes zu erledigen hatte. Freundlich gab er Frank das Schreibgerät zurück mit der Versicherung, diesen niemals zuvor gesehen zu haben, und wie Frank schon vermutete, gibt es auch keine Byzantinisch-Eurasische Zentralbank.
Beschämt verließ er das Gebäude. Unsicher schaute er sich um. Er argwöhnte, dass irgendwo eine Drohne herumschwirrte, die ihn beobachtete, und an dessen anderem Ende grölend Conni und Rudi, seine beiden Wohngenossen im Studentenwohnheim, sitzen würden. Er machte sich hier wirklich zum Narren.

***

„Bitte? Wie kommst du denn auf diese absurde Idee? Wir würden dich doch nie verschaukeln!“
Conni und Rudi feixten vor sich hin. Frank war sich nicht sicher, ob er ihnen glauben sollte.
„Lass mal das gute Stück sehen.“ Rudi grabschte Frank den Kuli aus der Hand. „Schönes Stück. Darf ich ihn behalten?“
Frank riss ihn wieder an sich.
„Wenn ihr glaubt mich verarschen zu können, dann habt ihr euch geschnitten! Der ist jetzt meiner! Basta!“
„Reg dich doch nicht so auf“, Conni war schon immer die ausgleichende Kraft in ihrer Dreier-WG, und ihr vertraute Frank, „Wir haben echt nichts damit zu tun. Ehrenwort. Wir sind viel zu faul für so einen aufwendigen Scherz. Außerdem, wenn wir mal ehrlich sind, ist der ja auch nicht so wirklich witzig.“

Frank musste Conni Recht geben. Die Herstellung des Kugelschreibers hätte zu viel Zeit und Geld beansprucht. Zeit hatten die Zwei, aber die bunten Scheinchen hielten sich eher rar in deren Taschen.
„Ich muss mich mal ausruhen. Das ist mir jetzt alles ein wenig zu viel. Bin in meinem Zimmer."
Frank trottete davon und beachtete die Beiden nicht weiter. Vielleicht konnte ihm ja das Internet weiterhelfen.

***

Frank erwachte von seinem eigenen Schnarchen. Er war wohl über die Internetrecherchen eingeschlafen. Seine Nackenmuskeln fühlten sich steif an; ein Schreibtisch ist kein guter Ersatz für ein Kissen. Mühsam hob er seinen Kopf. Er brauchte etwas, um sich zu sortieren. Als erstes fiel ihm die Dunkelheit auf. Hatte er wirklich so lange geschlafen? Es war erst 15:00 Uhr als er nach Hause gekommen war. Sollte er wirklich so erschöpft gewesen sein?
Seine Finger glitten über die Oberfläche seines Tisches, und suchten die Tastatur des Computers. Nichts! Sie war verschwunden! Stattdessen lag dort ein Stapel Papier. Jetzt platzte ihm langsam der Kragen. Rudi und Conni trieben es mit ihren Scherzen jetzt doch etwas zu bunt. Anscheinend beabsichtigten sie ein Komplettversagen seines Verstandes. Hirnwäsche in Miniformat. Vielleicht ein Test von Rudi, der Psychologie studierte, und er hatte ihn zu seinem Versuchskaninchen auserkoren. Blindstudie!

Frank stand auf, suchte den Lichtschalter, doch auch diesen fand er nicht. Ein mulmiges Gefühl überfiel seinen Magen. Soweit konnte nicht mal Rudi gehen. Seine Hände begannen zu schwitzen. Von Irgendwo drang ein dünner Lichtstrahl in sein Zimmer. Aus dem Dunkel schälten sich Umrisse. Wände, doch viel zu nah. Schlurfend ging er auf eine Wand zu. Sie war weiß und schmucklos. Sein Nirvana-Poster war verschwunden. Das Fenster! Es war nicht verschlossen, es war gar nicht vorhanden! Er drehte sich um hundertachtzig Grad. Da musste die Tür sein. Statt einer Tür sah er auf metallene Gitterstäbe! Er stürzte auf diese zu, hielt sich an den Stäben fest, und brüllte all seine Panik hinaus.

Am anderen Ende des Ganges, in den er sah, klickte es. Offenbar wurde ein Schlüssel herumgedreht. Eine schwere Eisentür öffnete sich. Strahlendes Licht fiel in die Zelle, in der sich Frank befand. Er verengte seine Augen zu schmalen Schlitzen. Schritte näherten sich ihm, eine Silhouette schälte sich aus dem Gleißen. Die Person schloss die Tür wieder, und ein Mann, der eine frappierende Ähnlichkeit mit Professor Petersen hatte, kam auf ihn zu. Schon wollte er ihn ansprechen, da fiel Frank seine Kleidung auf: Er trug eine schwarze Leinenhose, ein ebenso schwarzes Wickelhemd und geschlossene Schuhe, die aber optisch an Sandalen erinnerten. Um seinen Hals hing ein großes Kreuz. Es war jedoch kein Kreuz, das er aus der heimischen Kirche kannte. Im Gegensatz zu diesem hatte es drei waagerechte Balken. Der obere und der untere waren kürzer als der in der Mitte. Zudem stand der untere schräg. Um die Hüfte des Mannes schlang sich ein breiter, schwarzer Gürtel, an dessen linke Seite ein Schlagstock hing, und an der rechten Seite ein Halfter, in dem sich wohl eine Waffe befand.

„Herr Rudolph. Sie scheinen sich erstaunlich schnell von ihrer Befragung erholt zu haben. Haben Sie bereits ein Geständnis niedergeschrieben?“

„Geständnis? Was? Was soll ich gestehen?“

„Welche Strategie verfolgen Sie denn jetzt? Glauben Sie, dass Sie uns zum Narren halten können?“ Der Mann besaß einen gnadenlosen Blick.

„Da wir bereits davon ausgingen, dass Sie selbst nicht tätig werden, wird Ihnen unsere Version sicher behilflich sein. Sie müssen nur noch unterschreiben.“ Damit schob der Fremde Frank ein Schriftstück durch die Stäbe. Es fühlte sich nicht nach Papier an. Es erinnerte Frank eher an die alten Papyrusrollen aus dem Museum.

„Wenn sie soweit sind melden Sie sich. Sie können sich mit der Unterzeichnung viel Schmerz ersparen.“

Frank entrollte das Pergament. Es waren dieselben griechischen Buchstaben, die er vom Kugelschreiber her kannte.

„Ich kann das nicht lesen.“

Er reichte dem Herrn das Schriftstück durch die Gitterstäbe zurück.

Wütend nahm dieser das Papier wieder an sich, und strafte Frank mit seinem Blick.

„Treiben Sie es nicht zu weit!“

Der Mann setzte seine Brille auf, und nun war Frank ganz sicher, dass dieser Mann Professor Petersen sein musste. Zumindest ein Verwandter, denn das Verhalten passte nicht zu dem Mann, den er kannte.
„Professor, sind Sie es? Was wird hier gespielt?“
Inquisitor Petersen ignorierte die Worte des Inhaftierten. Sie bestätigen ihm eher, dass der Geisteszustand des Angeklagten nicht mehr zurechnungsfähig sei. Stattdessen las er laut das Schriftstück vor:
„Hiermit erkläre ich, Frank Rudolph, dass meine Theorien hinsichtlich der Existenz mehrerer Welten, die sich angeblich phasenverschoben am gleichen Ort befinden sollen wie die unsere, frei erfunden und blasphemisch sind. Des Weiteren entspringt es meinen eigenen Wahnvorstellungen, dass Gegenstände, ja sogar Lebewesen, von einem Universum zu einem anderen – von mir paralleles Universum genannt – ausgetauscht werden können.
Ich bitte untertänigst um Gnade und Vergebung vor meinem Gott und vor dem Patriarchen.
Heiliges Byzantinisches Reich, germanische Provinz, im Jahre 2016 nach Erscheinen des Herrn.“
Parallel-Petersen hielt ihm das Pergament unter die Nase, und wies mit seinem Finger auf eine Stelle. „Hier unterschreiben. Den Kugelschreiber haben Sie ja bereits!“

***

Frank Rudolph blinzelte. Langsam glitten die Finger seiner rechten Hand über sein Gesicht. Die Schwellungen schmerzten unter der Berührung. Seine Augen gewöhnten sich nach und nach an die Helligkeit. Vor ihm stand ein Gerät dessen Funktion er nicht kannte. Von der Wand schaute das Antlitz eines jungen Mannes auf ihn hinunter. Seine blonden Haare hingen ihm lang und ungepflegt ins Gesicht. Langsam und unter Schmerzen erhob er sich von dem bequemen Stuhl. Angenehm geräumig war es in dieser Zelle, und sie hatte ein Fenster nach draußen. Glücklich lächelnd schritt er auf dieses zu und spähte hinaus. Eine Rasenfläche mit Bäumen war dort zu sehen. Vögel sangen, es roch nach Magnolien, die sich nicht weit von dem Fenster entfernt befanden. Er drehte sich um. Die Gitterstäbe waren verschwunden. Stattdessen starrte er

auf eine Wand, in der sich eine Tür befand. Sein Atem stockte als er die Klinke hinunterdrückte. Die Tür öffnete sich. Er tat einen Schritt hinaus in den großen Flur, der sich jenseits des Zimmereingangs befand. Erleichtert atmete er auf: Endlich frei!

Kurzvita

Stefan Lööck

Stefan Lööck wurde 1966 in der Stadt Kappeln in Schleswig-Holstein geboren. Nach einer Dekade in Berlin zog er mit seiner Frau ins wunderschöne Bad Wildungen in Hessen. Dort lebt er seit 27 Jahren zusammen mit Frau, zwei Kindern und der Katze „Mimi“. In einer Kindertagesstätte arbeitet er als Erzieher.

Stefan Lööck ist leidenschaftlicher Fan von Science-Fiction-Filmen und Romanen, insbesondere von Star Trek und dem Science-Fiction-Autor Philip K. Dick. Dem Fantasy-Genre ist er auch zugeneigt, was sich hauptsächlich im Spielen von Pen- &- Paper-Rollenspielen mit den beiden Söhnen niederschlägt.

Bisher wurde eine historische Kurzgeschichte von ihm in der Anthologie „Es geschah in Bad Wildungen“ veröffentlicht.

Kontaktmöglichkeiten zu ihm sind:
email: stloeoeck@arcor.de
oder über Facebook

Datensatz No. Q*33/#2088/878B

Dr. Andrea Zech

Anmerkung des Übersetzers

Diese Aufzeichnungen wurden von einem der seit Äonen ausgestorbenen »Erdwesen« verfasst, das sich selbst als »Blondel/ Blondell« (Bezeichnung ungeklärt) kennzeichnet. Ich habe diesen lange vergessenen Datensatz in unserem Konservationsdepot ausfindig gemacht und als Übersetzung herausgegeben. Am Schluss folgt als Anhang ein Verzeichnis der wichtigsten Wörter in der üblichen Reihenfolge, die für die Lektüre unerlässlich sind.

Text

Es war ein Tag wie jeder andere. Als ich das Klassenzimmer[I] aufschloss, strömten die Schüler[II] schwatzend zu ihren Plätzen. Kai rempelte Felix an. Melissa flüsterte mit Belinda. Kevin ließ Nicoles Stifte verschwinden. Ich seufzte und schlug das Klassenbuch auf. Derselbe graue Tag wie immer, mit denselben bunten Dummheiten.

„Guten Morgen!“

„Gu-ten Mor-gen, Herr Blon-dell!“

Ich heiße eigentlich „Blondel“, aber den Schülern ist das zu blöd. Alle betonen sie die erste statt die zweite Silbe meines Nachnamens. Es gibt Schlimmeres. Zum Beispiel den Schüler Kevin, der sich als erstes meldet. Bitte nicht. Am Montagmorgen! Hat der nicht am Freitag nachsitzen müssen, weil er Nicole „Fick dich“[III] auf das T-Shirt geschrieben hatte?

„Ja, Kevin, was gibt’s denn?“

„Herr Blondell, da hinten!“

Alle starren in den hinteren Teil des Klassenzimmers. Außer ich. Ich werfe einen kurzen Blick auf die gähnende Leere zwischen dem durchgesessenen Sofa und den letzten Bänken und frage knapp:

„Und, was soll da sein?“

„Das da… auf dem Boden… nein, jetzt ist es an der Wand!“

„Ich sehe nichts!“

„ICH! AUCH! NICHT!“ (Das waren alle. Ohrenbetäubend, wie immer.)

„Das sieht so aus…weiß auch nicht… und bewegt sich… als ob es etwas sucht…“

Mein Puls steigt. Das ist mal wieder typisch. Letzten Donnerstag hat er behauptet, drei Riesenspinnen zu sehen, und natürlich fast eine Massenhysterie ausgelöst. „Vielleicht Kreuzspinnen?“ hat er unschuldig gefragt. „Die hatten einen ganz fetten Körper und dicke, haarige Beine…“ „IIIH!“ An Unterricht war bei den kreischenden Mädchen nicht mehr zu denken. Soll das jetzt so weitergehen?! Mit mir nicht! Ich bin seit zwanzig Jahren im Schuldienst. Kenne alle Tricks. Daher setze ich mein strengstes Gesicht auf.

„Kevin, wenn du nichts zu sagen hast, dann… sag doch einfach mal nichts!“

Gelächter.

„Aber, Herr Blondell, wirklich… ich hab da hinten was Komisches gesehen… Jetzt ist es sogar größer!“

Er schreit auf. Erstaunlich natürlich. Kevin ist ein guter Schauspieler. Sein Pech nur, dass ich das weiß. Ich erhebe die Stimme. Ich schreie nicht. Aber ich werde deutlich.

„Kevin, letzte Verwarnung! Wenn du noch einmal störst, fliegst du mit einer Stillarbeit nach draußen! Ist das klar?!“

„Aber, Herr Blondell…“

„Ist. Das. Klar?“

Kevin sagt nichts mehr. Aber er schaut sich ständig um. Sein blonder Kopf[IV] wackelt hin und her. Natürlich sieht er aus wie ein Engel[V] mit seinen Locken und blauen Augen, und seine Mutter glaubt bis zum heutigen Tag an dieses Märchen. Kevin, Engel und Wunderkind. Worüber ich mehr lachen soll, weiß ich nicht. Aber vielleicht ist es auch eher zum Heulen. Wir machen weiter. Ich teile die Arbeitsblätter aus. Die ruhige Melissa soll vorlesen. Sie hat eine angenehme Stimme, und ich kann mich entspannen. Neben ihr sitzt Belinda, die gerade immer dünner wird. Pubertätsmagersucht, befürchte ich. Ich mache mir Vorwürfe, jetzt, wo ich sie ansehe und die mageren Ärmchen wahrnehme. Allmählich herrscht das, was ich meine „Atmosphäre“ nenne. Die Schüler konzentrieren sich, und ich mache mich locker. Kein schlechter Tausch. Bis Kevin… aufspringt. Sein Stuhl kippt um. Stimmt doch etwas nicht?

„Herr Blondell, Herr Blondell… ehrlich! Es… wird… jetzt…“

Er zittert sogar. Sein Gesicht ist weiß. Das kann man nicht spielen. Plötzlich alarmiert frage ich:

„Kevin, siehst du öfter Dinge, die andere nicht sehen?“

Verdammt. Das Kind muss zum Psychologen. Der halluziniert. Und ich Depp habe es nicht kapiert. Alles für absichtliche Störung gehalten. Dabei ist Kevin krank. Krank und meschugge. Ich werde weich. Weich und besorgt.

„Herr Blondell, ich versteh' nicht, warum keiner das blickt. Das Ding da hinten ist gefährlich… das wird größer… und es hat fast… wie so Finger… die es ausstreckt…"

Er schreit auf. Alle schreien jetzt. Natürlich. Ich schreie ebenfalls.

„RUHE!"

Es wird still. Alle sehen Kevin an. Auch ich. Wir sehen ihn ganz genau an. Er wird immer weißer. Seine Lippen leuchten blau. Sie beben. Ich höre sogar leises Zähneklappern. Unheimlich. Jetzt sagt er etwas. Man versteht ihn kaum. Ich muss mich sogar vorbeugen.

„Herr Blondell… Sie müssen die anderen da rausbringen… Es sieht aus… wie rote Schatten… und die…"

Er fängt an zu husten, dann zu keuchen. Mit einem rasselnden Geräusch sackt er in sich zusammen. Wie ein schlaffer Ballon, aus dem man die Luft rausgelassen hat. Was denke ich da für ein Zeug? Mein Magen flimmert nervös. Wir alle starren krampfhaft nach hinten. Da ist nichts. Ich sehe nichts. Das macht mir jetzt fast Angst. Ich muss irgendetwas tun. Wir legen Kevin vorsichtig ins Krankenzimmer. Beine hochgelagert. Er bekommt wieder etwas Farbe. Ausnahmsweise stehen alle darum herum, die nicht mehr in das schmale Zimmer passen, quetschen sich im Gang zusammen. Jetzt schlägt er die Augen auf. Ich bin erleichtert. Aber nur für eine kurze Sekunde. Denn Kevin brüllt los. Ein Höllenkrach. Ich seufze. Gleich kommt bestimmt der Rektor. Der nächste Verweis. Na und.

„Da ist es wieder! Es ist uns gefolgt!"

„Der rote Schatten, Kevin? Meinst du den?"

Kevin ist ganz stumm und schaut. Der Lärmpegel steigt und steigt. Das Geschrei wird grell, so grell, dass es schmerzt. Meine Ohren piepsen. Jetzt kommt der Rektor. Unserer ist eine Frau.

„Herr Blondell, können Sie mir die Ursache dieses Lärms erklären?"

Großartig. Selbst unsere Rektorin nennt mich mittlerweile „Blondell". Eingebildete Schnepfe. Lang, dünn, elegant.

„Frau Dr. Bengadt, der Junge sieht irgendetwas. Seine Panik steckt alle an. Mich übrigens auch."

Sie zieht die Augenbrauen hoch. Bis zum Stirnansatz. Dann fragt sie in außerordentlich kühlem Ton:

„Herr Blondell, Sie als Lehrkraft haben die Verpflichtung, in absolut je-dem Fall die Ruhe zu bewahren. Also, was sieht der Junge?“

„Irgendwelche Schatten. Hat wahrscheinlich Halluzinationen.“

„Verständigen Sie seine Mutter.“

Ich bin genervt. Kevins Eltern sind beide Rechtsanwälte, vollkommen überlastet und nie daheim. Es gibt eine Tagesmutter, die ihren Job aber erst am Nachmittag anfängt. In bemüht gelassenem Ton erkläre ich die Sachlage der Rektorin. Die sagt nur, ich solle mir etwas einfallen lassen. Und verschwindet wieder im Büro. Da geht ein markerschütternder Schrei durch meine Klasse. Hände zeigen zitternd in die gleiche Richtung, nein, in viele Richtungen.

„Jetzt ist es da…“

„Nein, da!“

„Dort drüben!“

„Hilfe!“

„Es kommt auf uns zu…“

Klassen stürzen aus den Zimmern. Die Rektorin taucht auch wieder auf, mit zorngerötetem Gesicht. In der Schule herrscht plötzlich der Ausnahmezustand. Anscheinend sehen mittlerweile alle Schüler etwas, was ich immer noch nicht erkennen kann.

„Da ist etwas… ganz rot…“

„Rot wie Feuer…“

„Es ist in jedem Klassenzimmer…“

„Jetzt in der Aula… es folgt uns… heiß!“

„Hilfe, Hilfe! Ich habe Angst!“

Ich kneife die Augen zusammen und starre angestrengt in die angedeutete Richtung, bis mir schwindelig wird. Meine Augen fangen an zu tränen. Aber ich sehe immer noch nichts. Ist das eine Abwandlung von „Des Kaisers neue Kleider“[VI] oder was?! Die anderen Lehrkräfte wirken auch überfordert. Verkrampft umklammern sie ihre Klassenbücher, als würde dort etwas Hilfreiches drinstehen. Warum sehen die Kinder etwas, was wir nicht wahrnehmen? Sind die jetzt verrückt geworden? Oder drehe etwa ich durch? Ich versuche mir einen Weg durch die Menge zu bahnen, umsonst. Ich erreiche keinen meiner Kollegen, die Schüler und Schüler-

innen drängen sich in Panik durcheinander. Sie suchen den Ausgang. Da ertönt die Feuerglocke. Gefolgt von der Lautsprecher-Stimme der Rektorin:

> *„Achtung, Achtung, eine Durchsage. Hier spricht Frau Dr. Bengadt, die Rektorin des Gymnasiums. Dies hier ist eine Art Feueralarm. Alle Klassen verlassen geordnet mit ihrer Lehrkraft das Schulgebäude und sammeln sich auf dem Hof. Es besteht kein Grund zur Panik. Wir haben alles unter Kontrolle."*

Es funktioniert tatsächlich. Meine Klasse schließt sich Kevin an, der noch etwas bleich ist. Mit festen Schritten geht er aber voraus in den Hof. Er ist jetzt sozusagen ein Held, weil er als erstes diese fiesen roten Schatten bemerkt hatte. Die alle so aufregen. Die einen, weil sie sie sehen. Die anderen, weil sie sie eben nicht sehen. Der Hof ist grau und öde wie immer. Die Klassen stellen sich in Gruppen um ihre Lehrer herum auf. Auch meine Klasse. Sie atmen tief ein und aus. Beruhigen sie sich endlich? Hat Kevin alle angesteckt mit seiner Wahnvorstellung? Aber warum haben sie alle plötzlich dieselbe?

Auf einmal sehe ich etwas. Nicht etwa einen roten Schatten, nein. Doch aus den Häusern gegenüber der Schule rasen Menschen ins Freie. Die Bürgersteige füllen sich. Autos halten an. Menschen schnappen nach Luft. Da vibriert mein Smartphone[VII]. Es ist Ingrid, meine Frau. Meine Hände werden schweißnass. Sie ruft mich nie in der Schule an. Mit zwei Ausnahmen: Einmal war unser Sohn Ben vom Klettergerüst gefallen und lag drei Tage im Koma. Das andere Mal war bei meinem Vater ein bösartiger Tumor diagnostiziert worden. Anrufe von Ingrid in der Schule bedeuten also nichts Gutes. Ich melde mich hastig.

> *„Hallo Ingrid, ist etwas passiert?"*
>
> *„Schlechte Nachrichten." Ihre Stimme klingt blechern. Als hätte man alle Gefühle aus ihr herausgepresst.*
>
> *„Sag schon!"*
>
> *„Ben…" Sie stockt.*
>
> *„Grid! Was ist los? Soll ich kommen?" Ich möchte sie in die Arme nehmen und ganz festhalten. Ingrid, meine Frau. Deren lose Strähnen mich immer am Kinn kitzeln. Die jede meiner düsteren Grübeleien auflockert. Wie glücklich waren wir, als Ben*

kam. Dieses weiche Bündel in meinen Armen. So hilflos, so vertrauend. Ich muss ruhig bleiben. Stark sein, für uns beide, für meine Familie.

„Er… er… ist umgekippt… und…“

„Was?!“ Mir wird flau.

„Ben hat so komische rote Schatten gesehen… seit heute Morgen schon…“ Sie bemüht sich, fest zu sprechen. „Vorhin hat er… das Bewusstsein verloren… Im Krankenhaus[VIII]… wird er jetzt künstlich beatmet. Die Ärzte wissen nicht…“

„Was wissen sie nicht?“ Die plötzliche Verzweiflung in ihrer Stimme zieht mir alles zusammen. Ich möchte, ich muss bei ihr sein, Bens Schlaf bewachen. Aber hier… wie geht es Kevin? Meine Schüler…?

ich bin doch für sie verantwortlich! Ich muss jemanden finden, der meine Klasse mit beaufsichtigt. Das ist ein Notfall. Jeder wird das einsehen.

„Ob… ob er… bitte… kannst du…“ Ingrid stammelt nur noch.

„Grit! Ganz ruhig! Ich komme sofort. Muss nur noch…“

Auf einmal fällt mir auf, was für eine ungute, beklemmende Stille um mich herum herrscht. Als ich mich umdrehe, traue ich meinen Augen nicht. Das Smartphone fällt mir einfach aus der Hand. Die Kinder liegen leblos um mich herum. Alle. Panisch beuge ich mich über Melissa, über Kevin, über Felix, über Belinda. Niemand atmet mehr. Ich sehe mich um. Der ganze Schulhof ist übersät mit Jugendlichen, die sich nicht bewegen. Gespenstisch. Das kann nicht wahr sein. Das muss ich träumen. Das darf es einfach nicht geben. Nur meine Kollegen und ich stehen noch aufrecht da. Na ja, nicht wirklich, die meisten schwanken. Frau Dr. Bengadt blinzelt ununterbrochen. Als würde sie ihren Augen nicht trauen. Wusste ich es doch: Alles Flaschen.

Außer ich. „Wir müssen einen Krankenwagen rufen!“ Ich hebe mein Smartphone wieder auf. Ingrid ist weg. Klar. Gleich rufe ich sie zurück. Aber erst mal muss ich Hilfe für die Schüler organisieren. Ich wähle den Notruf, 112. Belegt. Wie bitte? Das gibt es doch nicht! Dann 110. Auch

belegt. Ist das die Möglichkeit? Niemand nimmt ab?! In was für einer Welt lebe ich hier? Bin ich nicht heute in einer deutschen Kleinstadt aufgewacht, in der sich die Langeweile staut? Mir wird mulmig. Ich versuche es noch einmal. Dasselbe Ergebnis. Ich knie mich neben meine Schüler, streiche ihnen die Haare aus dem Gesicht, lege mein Ohr an ihre Nase. Nichts. Kein Geräusch mehr. Atemstillstand?! Sind sie etwa alle tot?! Das kann nicht sein!

Ich wende mich meinen Kollegen zu. „Ich komme nicht durch! Was sollen wir machen?" Einzelne heben die Schultern. Viele starren geschockt vor sich hin, als hätten sie nichts gehört. Manche drücken sinnlos auf ihren Smartphones herum. Ich aber bin ein nüchterner Mensch. Ich verliere nicht den Kopf. Ich bewahre die Ruhe. Ich handele überlegt. Ständig wiederhole ich mir diese Sätze wie ein Mantra. Vielleicht idiotisch, aber besser so. Sonst schlägt die allgemeine Lähmung über mir zusammen. Wie ein Tsunami. „Ich fahre ins Krankenhaus und hole Hilfe!" Niemand nickt. Alle glotzen auf irgendwelche unsichtbaren Punkte. „Die roten Schatten!" Der eine. „Sie kommen näher!" Die andere. Manche legen die Hand auf die Brust.

Ich muss weg von hier. My car is my castle…[IX] Ab zum Parkplatz. Auf dem Weg versuche ich Ingrid zurückzurufen. Doch die Leitung ist belegt. Kein Durchkommen. Ich werfe einen nervösen Schulterblick auf die Straße. Auch dort, ich erkenne es von hier aus, sind Menschen reihenweise umgesunken. Hat irgendeine grässliche Seuche die Menschheit heimgesucht? Aber warum sehe ich nichts? Und wieso trifft es nur Kinder? Die Straßen sind gedrängt voll. Zum Glück ist das Krankenhaus nicht so weit entfernt. Der Vorteil einer Provinzschule. Es befindet sich am Ortsausgang Richtung Pfaffenweiler. Ein Kaff. Aber ich bin froh, etwas tun zu können. Das lenkt mich ab. Und mein Sohn Ben…

Der Verkehr ist anders als sonst. Aggressiver. Die Leute nehmen keine Rücksicht, beachten keine Regeln. Auch ich fahre anders als sonst. Nehme Beulen und abgefahrene Spiegel in Kauf. Überrascht merke ich, dass ich alle platt machen würde, wenn ich so schneller ins Krankenhaus käme. Hilfe für meine Schüler. Neben Ben sitzen, seine Hand halten. Ingrid berühren. Meine kleine Familie[X]. Für sie da sein. Mir selbst geht's ei-

nigermaßen. Nur die Welt… bricht scheinbar auseinander. Ein seltsames Gefühl. Ich könnte das Radio[XI] andrehen, fällt mir auf einmal ein. Und warum habe ich nicht schon längst auf mein Smartphone geguckt? Oh. Mein Smartphone ist schwarz. Da geht nichts mehr. Hat alles versagt?
Während ich probiere und probiere, wird mein Blick nach draußen gelenkt. Unwirkliche Szenen spielen sich vor meinen Augen ab. Ich träume. Ganz sicher. Gleich wird mich Ingrid schütteln. Ich werde es ihr erzählen. Wie werden wir uns gruseln! Morgen. Wenn das alles vorbei ist: Elegante Passanten brüllen sich Beschuldigungen zu und gehen sogar mit Regenschirmen aufeinander los. Jetzt liegt einer blutend am Boden, die anderen treten auf ihn ein, offenkundig begeistert. Ein Paar umklammert sich und sinkt gemeinsam zu Boden. Ein paar Menschen gehen vor einem anderen auf die Knie und sehen hilfesuchend zu ihm hoch. Wahrscheinlich ein Arzt. Eine alte Frau steht blicklos wie eine Statue da und schlingt die Arme um ihren Körper.
Ein Knacken, ein Rauschen. Endlich. Funktioniere. Jetzt. Und tatsächlich. Eine Stimme füllt mein Auto[XII]. Verbunden mit der Welt, die auseinanderfällt. Immerhin etwas. „Ein rätselhaftes »Schattenfeuer« grassiert seit den frühen Morgenstunden innerhalb Europas. Die Ursachen sind noch ungeklärt. Betroffen sind meistens Kinder und alte Menschen. Sie sehen rote glühende Schatten, die sich auf sie zubewegen und in sie eindringen. Kurze Zeit später ersticken sie. Die Krankenhäuser sind überfüllt. Internet und Mobilfunknetze[XIII] brechen zusammen. Wir bitten alle Bürger, Ruhe zu bewahren. Suchen Sie kein Krankenhaus auf und tätigen Sie keinen Notruf. Es ist zwecklos. Bleiben Sie zu Hause und warten Sie auf weitere Informationen.“
Wie angewachsen sitze ich auf meinem Sitz. Wie bitte? Die nehmen einfach so in Kauf, dass sämtliche Kinder qualvoll verrecken? Hallo? Was ist mit Rechtsstaat und Demokratie[XIV]? Ist Ben… etwa auch tot? Das kann nicht sein! Ich drücke das Gaspedal voll durch. Mit Tempo rase ich in meinen Vordermann hinein. Meine Motorhaube ist gestauchtes Blech. Egal. Ich steige aus und gehe zu Fuß weiter. Das hätte ich gleich machen sollen. Ach was, ich gehe nicht, ich renne, und wie! So schnell ich irgend kann. Ich kann nicht glauben, dass die Welt heute total verrücktspielt.

Es wird sich alles aufklären. Im Krankenhaus. Ich muss einfach in dieses verdammte Krankenhaus kommen, dann verstehe ich alles. Mir reicht es. Mit ausgreifenden Schritten jogge ich die Ausfahrt des Krankenhauses hoch… und erreiche ungestört die Eingangshalle. Die Frau im Empfang sitzt seltsam zusammengesunken hinter ihrer Glasscheibe. Es ist fremdartig still. Niemand rührt sich. Speichelfäden glitzern den Leuten aus dem Mund. Ihre Gesichter sind verzogen, ihre Körper verkrümmt. Ihre Wangen wirken geschwollen. Ich berühre jemanden. Er atmet nicht mehr. Ich könnte alles kurz und klein schlagen, so sauer bin ich auf einmal. Nicht genug, dass alles zusammenbricht wie ein poröser Zahn, man wird auch noch für dumm verkauft. Ich will Ben sehen. Und Ingrid. Ganz nahe bei ihnen sein, wenn sonst alles.... Aber das geht erst recht nicht.

Wo ist denn der Sauerstoff, verdammt? Ich stürme gegen etwas Weiches, Nachgiebiges. Hoppla! Ein anderer Mensch! Er hat das, was ich holen will. „Was machst du denn hier?" „Dasselbe wie du!" Wir kennen uns nicht, aber wir duzen uns. Wie es sich für Überlebende gehört. Sein Gesicht ist schmal, seine Augen stehen eng beieinander. Die Lippen nur ein Strich. Ich hasse ihn sofort. „Hör mal, das ist mein Sauerstoff!" „Nein, meiner!" Er donnert mir die Faust auf die Nase. Ich bin sicher, es war daneben. Er wollte die Schläfe treffen. Es knirscht, ich schmecke Blut. Macht nichts. Dafür hole ich aus. Und treffe. Ein dünnes Rinnsal Blut rieselt seine Schläfe entlang. Ich schnappe mir die Flaschen mit dem Sauerstoff und düse ab.

Ingrid, Ben. Vielleicht habe ich eine Chance. Ich muss so schnell wie möglich nach Hause. Vielleicht sind sie dort? Mein Auto – Schrott. Ich trolle mich. Zu Fuß. Zum ersten Mal an diesem gottverfluchten Tag habe ich unbändige Lust zu heulen[XV]. Weil mein Auto kaputt ist. Wirklich zum Lachen. Das ist doch nur eine Ausrede. Mir wird einfach alles zu viel: Ingrid und Ben unauffindbar, meine Schülerinnen und Schüler tot, Krankenhäuser und Polizei nirgendwo. Mir steigen tatsächlich heiße Tränen in die Augen und laufen meine Wangen herunter, aber genau jetzt fällt mir dieses „Schattenfeuer" wieder ein. Ich kann mir vieles nicht erklären. Was ist dieses „Schattenfeuer"? Ein Virus? Eine Bestie? Eine Waffe? In jedem Fall eine Katastrophe.

Langsam mache ich mich auf den Heimweg. Es ist still geworden. Die Autoschlange steht schon geraume Zeit regungslos. Ich schaue in das Gesicht eines Mannes und schrecke zurück. Das ist fast nicht mehr menschlich. Vollkommen entstellt und verzerrt. Der Mund nur noch eine Fratze. Sind etwa alle gestorben? Was ist passiert? Wird dieses „Schattenfeuer" auch mich einholen? Fast wünsche ich es mir. Schließlich bin ich allein. Oder doch nicht? Ich muss es überprüfen. Langsam gehe ich von Auto zu Auto, dann immer schneller. Schließlich renne ich nur noch. Ich habe keinen lebendigen Menschenxvi mehr gesehen. Beim letzten Auto fällt mir etwas ein. Das Radio. Ich schlage die Scheibe ein und drehe lauter. Den toten Typen ignoriere ich.

Die fröhliche Stimme der Moderatorin sagt gerade… „Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, bitte, bewahren Sie Ruhe. Suchen Sie keine Krankenhäuser mehr auf. Es ist zwecklos. Bleiben Sie zu Hause. Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, bitte, bewahren Sie Ruhe. Suchen Sie…" Moment mal. Das ist ja eine Tonbandaufnahme. Ich gehe nach Hause. Das weiße Einfamilienhaus strahlt mir harmlos entgegen. Mich umgibt eine Geisterstadt. Außer mir keiner mehr, der sich bewegt. Alles geräuschlos und verlassen. Ich schließe die Gartentür auf und gehe zwischen den Sonnenblumen[XVII] vorbei, die Ingrid kürzlich gepflanzt hat. Auf mein Klingeln hin öffnet mir niemand. Ich habe es vermutet. Wieso bin ich so sachlich? Schock?

Was ist los mit mir? So habe ich mich noch nie erlebt. Aber so etwas wie heute natürlich auch nie. Ich klebe an einer Hoffnung: Dass Ingrid zu Hause ist. Noch lebt. Dann wird alles wieder gut, glaube ich. Den Sauerstoff habe ich ergattert, vielleicht schaffen wir es. Zu zweit. Selbst wenn Ben tot ist. (Es überrascht mich, wie gelassen ich mich damit abfinde. Aber vielleicht habe ich es noch gar nicht begriffen.) Wenn nur Grid, meine Grid da ist. Dann gründen wir eine neue Erde und meinetwegen einen neuen Himmel. Was habe ich nur? So ein Kitsch-Quatsch! Ich schließe die Tür auf. Mein Herz klopft. Sofort rieche ich es. Den Mief. Die Kälte. Eilig durchstreife ich Zimmer um Zimmer. Niemand da. Ich lasse mich aufs Sofa fallen.

Der Sauerstoff steht unbeachtet in der Ecke. Was soll ich noch damit?

Ich setze Baldriantee auf. Baldrian beruhigt angeblich. Zurück aufs Sofa, mein Floß, meine Arche. Leinen los. Fernseher, Sessel und Stehlampe[XVIII] tanzen wild vor meinen Augen. Alles dreht sich. Alles bleibt stehen. Ich bin heute Morgen in einer funktionierenden Welt aufgewacht, habe Kaffee getrunken, Ingrid geküsst und bin zur Arbeit gegangen. Ein ganz normaler Montag wie jeder andere. Fast. Stunden später… bin allein ich noch übrig. Was soll ich jetzt machen? Wie soll es jetzt weitergehen? Ich lege meine Hände gerade vor mich hin und mustere sie eindringlich. Als ob da die Lösung läge. Welche Lösung? Die Welt ist ein einziges Problem geworden.

Trotzdem durchbohre ich meine Hände mit meinen Blicken. An irgendwas muss man sich ja festhalten. Die Kuppen. Die Rillen. Die Nägel. Ich bemerke Kreidestaub. Kreide! Schreiben! Warum nicht? Ich hole mir Bens nagelneuen Laptop und fange an zu tippen. Erst rasch, dann immer langsamer. Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist. Aber das Tempo wird immer schleppender. Immer mühsamer. Langsam schlucke und trinke und schreibe ich… und endlich… sehe ich es. Oder ihn? Den roten Schatten auf dem Parkett. Erst winzig zart, kaum sichtbar. Zum Glück wächst er gierig wie ein Krebsgeschwür. Streckt fingerartige Auswüchse nach mir aus. Hitze zischt. Wer oder was ist dieses „Schattenfeuer“[XIX]? Habe ich es erwartet?

Ich erhebe mich taumelnd und steuere direkt darauf zu.

Nachwort

Das »Wissenschaftliche Institut zur Erforschung untergegangener Kulturen« räumt ein, dass unsere Kenntnisse über die Kultur dieser »Erdwesen« erhebliche Lücken aufweisen. Fast sämtliche Zeugnisse sind mit ihnen verschwunden. Umso kostbarer ist dieser Fund. Denn er belegt als einziger die Existenz und den Untergang dieser Geschöpfe. Insgesamt ist es jedoch mehr als fraglich, ob es die in dem Text beschriebenen »Menschen« überhaupt je gegeben hat. Es gibt immer noch renommierte Forscher, die das bezweifeln. Sie vertreten die plausible Behauptung, dass es sich bei diesem angeblichen Bericht eines echten »Menschen« um ein Phantasieprodukt handelt. Zu vieles davon klingt für unsere Begriffe absurd. Die Wirklichkeit dieser »Erdwesen« wirkt wie eine erfundene Welt mit eigenem Vokabular, vgl. die Anmerkungen im Anhang. Diese Edition soll dem heutigen Leser das grobe Verständnis des Textes erleichtern, auch wenn das Meiste davon im Dunkel bleiben wird. Unsere Zivilisation, die sich den Weltraum erschlossen hat, vermag sich nicht vorzustellen, wie man auf diesem durchseuchten und vergifteten Erdplaneten jemals hat leben können.

ANHANG

[I] Klassenzimmer = Behausung mit einem nicht näher spezifizierten Zweck. Keine archäologischen Fundplätze nachgewiesen.

[II] Schüler/ Schülerinnen = Junge „Menschen“ (meist in Gesellschaft mit einem älteren auftretend).

[III] Fick dich = Unhöflichkeit.

[IV] Kopf = Teil des Menschen, ebenso wie „Ohren“, „Stimme“, „Körper“, „Augen“, „Lippen“, „Ärmchen“. Belegfunde fehlen. Zusammensetzung der verschiedenen Teile fraglich. Text einzige Quelle.

[V] Engel = Spezialwesen, Unterform des „Menschen“ mit gekräuselter Kopfbede-

ckung und blauen Blicklichtern (ebenso „Wunderkind“, nur ohne Kopfbedeckung).

[VI] Des Kaisers neue Kleider = Eine Art Witz.

[VII] Smartphone = Werkzeug relativ schlichter Bauart zur Nachrichtenübermittlung.

[VIII] Krankenhaus = Bevorzugter Aufbewahrungsort für kaputte „Menschen“.

[IX] My car is my castle = Sprachcode bislang nicht entschlüsselt.

[X] Familie = Organisationsform des „Menschen“. Funktion bislang unklar.

[XI] Radio = Spezialtöne für alle „Menschen“ mit „Auto“.

[XII] Auto = Transportmittel aus einem Material namens „Blech“ und „Motorhaube“.

[XIII] Internet und Mobilfunknetze = s. unter „Smartphone“.

[XIV] Rechtsstaat und Demokratie = Serviceleistungen des „Menschen“.

[XV] Heulen = Offenbar Synonym von „Lachen“. Spezielle Äußerung des „Menschen“.

[XVI] Menschen = Wesen auf einem speziellen Planeten, „Erde“ von ihnen genannt. Heute vollkommen ausgestorben (s. auch unter „Kopf“).

[XVII] Sonnenblumen = Winzige Lichtkörper?

[XVIII] Fernseher, Sessel und Stehlampe = Raumteile von Behausungen des „Menschen“.

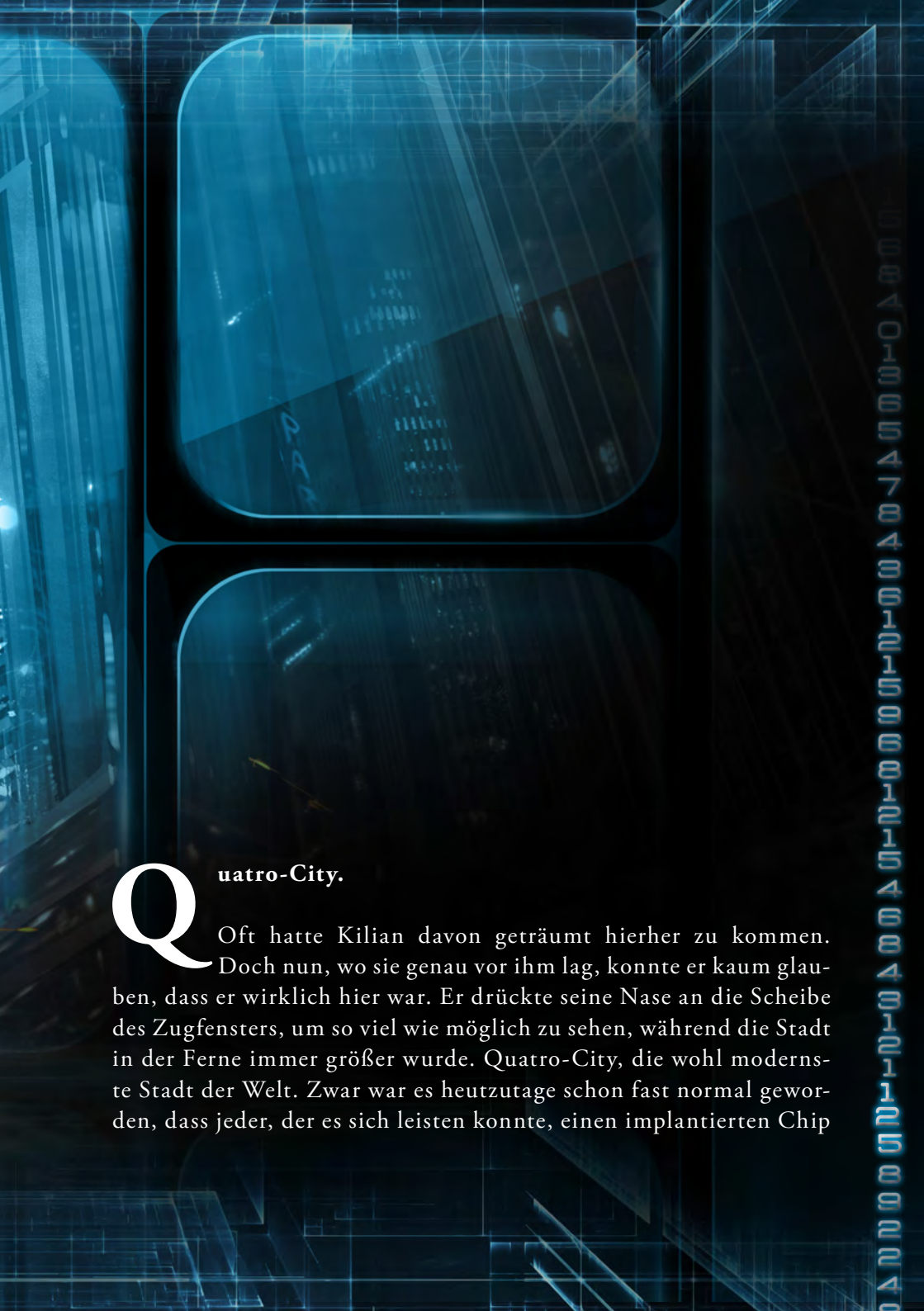
[XIX] Schattenfeuer = Epidemie, die mutmaßlich zusammen mit einer Umweltkatastrophe in der Stratosphäre zum Aussterben des Spezies „Menschen“ führte.

Kurzvita

Dr. Andrea Zech

ANDREA ZECH (geb. 1980) lebt in Tübingen und experimentiert zurzeit mit verschiedenen Genres. So arbeitet sie momentan an einem surrealistischen Liebesroman und beendet einen historisch-phantastischen Jugendroman. Sie hat eine Doktorarbeit über Genuss im Mittelalter geschrieben und bei Vandenhoeck & Ruprecht veröffentlicht. Außerdem sind Kurzgeschichten von ihr in Anthologien, z.B. bei Piper, erschienen. Sie bereist leidenschaftlich gern exotische Länder und unterrichtet am Gymnasium.

Die virtuelle Realität
Sophie Jürges



Quatro-City.

Oft hatte Kilian davon geträumt hierher zu kommen. Doch nun, wo sie genau vor ihm lag, konnte er kaum glauben, dass er wirklich hier war. Er drückte seine Nase an die Scheibe des Zugfensters, um so viel wie möglich zu sehen, während die Stadt in der Ferne immer größer wurde. Quatro-City, die wohl modernste Stadt der Welt. Zwar war es heutzutage schon fast normal geworden, dass jeder, der es sich leisten konnte, einen implantierten Chip

besaß, der ihm den Alltag erleichterte, indem er ihn an Termine erinnerte, automatisch Veränderungen im Körper registrierte und einen Arzt rief, wenn es notwendig war, oder der einem sagte, wann man vielleicht lieber auf die eine oder andere Süßigkeit verzichten sollte. Auch, dass der Straßenverkehr, Postverkehr und vieles mehr vollautomatisiert von Computern gesteuert wird, ist längst nichts Neues mehr. Doch Quatro-City überragte alles in puncto Technik. Hier wird praktisch alles von einem einzigen Supercomputer gesteuert. Selbst eine Stadtverwaltung und Polizei sind hier überflüssig geworden, denn die KI des Supercomputers Quatro kann Konflikte erkennen und lösen und ist in der Lage zu errechnen, was der Stadt fehlt und wie man das Zufriedenheitslevel der Bevölkerung anheben kann. Kilian konnte es kaum abwarten, einmal in seinem Leben Quatro zu sehen. Quatro die welterste künstliche Intelligenz, die von Menschen lernt und sich selbst nach menschlichen Emotionen neu programmiert. Viele hatten ihre Zweifel, als das Projekt gestartet wurde, doch seit nun mehr achtzig Jahren, wird jedem Zweifler bewiesen, dass eine Symbiose aus Mensch und Maschine ein Garant für ein zufriedenes Leben sein kann. In Quatro-City trägt jeder einen implantierten Chip, über den verschiedene Daten über jede Person an einen externen Computer geleitet werden. Dieser Computer wertet die Daten aus und alle fünf Jahre wählt er vier Kinder aus, die nach verschiedenen Maßstäben ideal für Quatro sind. Diese Kinder lösen dann ihre Vorgänger ab und werden an Quatro angeschlossen. In speziellen Nährstofftanks wird ihr Körper mit allem nötigen versorgt, während ihr Geist über die fünf Jahre mit Quatro verbunden ist. Kindliche Gemüter sind die Reinsten und Unverdorbensten und damit perfekt, um eine ideale Welt zu erschaffen. Der Computer lernt von den Bewusstseinen, die mit ihm verbunden sind und entwickelt sich entsprechend weiter. Treten Konflikte in der Stadt auf, wird den Kindern eine vergleichbare Situation als Traum simuliert und der Computer errechnet, aus den Lösungsstrategien der Kinder, die perfekte Lösung. Ein simples aber effizientes System. Vier Kinder die unterbewusst eine

ganze Stadt lenken. Kilian war fasziniert von der Vorstellung, wie das Resultat dieses Projektes wohl aussehen mochte. Er hatte zwar schon viel davon gehört, aber es zu sehen, es wirklich zu sehen, war doch etwas ganz anderes.
Vor Kilians Augen wurde die Stadt immer größer. Es würde nicht mehr lange dauern bis der Zug eintreffen würde. Was wohl von ihm erwartet werden würde? Er war ein einfacher Junge aus einer unbedeutenden Stadt, warum hatte man ihn wohl hierher bestellt? Diese Frage plagte ihn schon die ganze Zugfahrt lang. Doch er vermochte nicht eine Antwort darauf zu finden. Er dachte noch eine Weile darüber nach, ohne zu einem Ergebnis zu kommen und dann war es endlich soweit.
„Nächster Halt Quatro-City Hauptbahnhof. Dieser Zug endet hier. Wir bitten alle Passagiere auszusteigen."

Der erste Schritt aus dem Zug fühlte sich für Kilian an, als würde er heiligen Boden betreten. Endlich war er angekommen. Erst jetzt bemerkte er einen riesigen Hunger. Er war so aufgeregt gewesen, dass er seit Stunden nichts gegessen hatte. Er musste sich zwar beeilen, um vor den großen Rat zu treten (eine Versammlung von Stadtoberhäuptern, die eine eher repräsentative Aufgabe erfüllten), aber Zeit für einen kleinen Snack musste einfach da sein. Kilian ging zum nächsten Bäckerstand. ***„Ein belegtes Brötchen bitte." „Hier bitte. Das macht fünf Einheiten. Legen Sie Ihren Chiparm bitte auf das Gerät."*** Kilian zuckte zusammen. Er kam aus einem nicht sehr wohlhabenden Haushalt und besaß keinen Chip. Auch wenn er sich dafür oft rechtfertigen musste, war er ganz froh darüber, denn die Vorstellung, dass jemand den Chip umprogrammieren und Schabernack damit treiben konnte, behagte ihm gar nicht. ***„Ich würde lieber Bar zahlen. Mein Chip hat in letzter Zeit ein paar Fehlfunktionen."***
Kilian setzte seinen Weg fort. Ihm war nicht wohl dabei gewesen zu lügen. Und die misstrauischen Blicke der Kassiererin hatten diesen Umstand nicht gebessert. Trotzdem versuchte er sich den Tag nicht

vermiesen zu lassen und setzte fröhlich seinen Weg zum Ratsgebäude fort. Die Menschen, die er auf den Straßen sah, schienen alle glücklich zu sein und die Stadt war von überwältigender Schönheit. Nur hier und da wurde er von Menschen angesprochen, die ihm Rabatte und Vergünstigungen versprachen, die er sofort bekäme, würde er nur einmal kurz seinen Chip scannen lassen. Kilian erfand jedes mal eine neue Ausrede und war erstaunt, wie besessen die Leute hier von ihren implantierten Neuronalchips waren. Zwar wurden diese auch in seiner Stadt für vieles genutzt, waren dort aber er eine Art Luxusgut, während sie hier selbstverständlich und lebensnotwendig erschienen. Kilian versuchte dies zu vergessen und erreichte nach einiger Zeit das Ratsgebäude. Es war ein imposanter hoher Glasbau, der gleichzeitig einladend und ehrfurchtsgebietend erschien. Kilians Herz raste vor Aufregung. Jetzt ging es los. Er holte noch einmal tief Luft und betrat dann das Gebäude. Er ging zur Rezeption und sagte seinen Namen. Kaum hatte er diesen ausgesprochen, kam auch schon ein ziemlich steif wirkender junger Herr um die Ecke und begrüßte ihn. „Mister Jenkins, schön Sie kennen zu lernen. Der Rat erwartet Sie bereits. Wir hoffen, Ihre Reise hierher war angenehm.“ Der steife Herr schien keine Antwort zu erwarten und war schon wieder im Begriff davonzueilen, kaum dass er das letzte Wort ausgesprochen hatte. Kilian bemühte sich das Tempo zu halten, kam aber nicht drum herum, zu bemerken, dass der Blick dieses Herren irgendetwas Seltsames an sich gehabt hatte, auch wenn er nicht hätte sagen können, was genau es war.

Wenige Augenblicke später fand er sich vor dem zehnköpfigen Rat wieder. Ihm wurde eröffnet, dass man ihm aufgrund seiner außergewöhnlichen Virtual Reality Spielerfolge ausgewählt hatte, eine besondere Aufgabe zu übernehmen. Eine Aufgabe, die von immenser Bedeutung war. Und obwohl dies mehrmals betont wurde, sagte ihm doch keiner, worum es sich bei der Aufgabe eigentlich handelte. Man bat ihn seine Fähigkeiten doch einmal unter Beweis zu stellen und verband ihn mit einer der neuesten Virtual Reality

Maschinen. In verschiedenen Simulationen zeigte Kilian, was er konnte. Die virtuelle Realität war für ihn schon immer wie Fahrradfahren gewesen. Einmal ein Spielprinzip verstanden, war es für ihn nur allzu leicht, die Spielmechaniken so auszunutzen, dass seine Gegner meist keine Chance mehr hatten. Es lag ihm einfach im Blut. Es war für ihn ein Kinderspiel, die scheinbar als Test gedachten Simulationen zu überwinden. Doch als er aus der Maschine stieg, blickte er in versteinerte Gesichter. Hatte er etwas falsch gemacht? Hatte er die Erwartungen nicht erfüllt? Nach quälenden Sekunden des Wartens auf eine Reaktion ergriff endlich eine Frau das Wort. Ihre Züge lockerten sich und sie sprach in ruhigem sanften Ton mit ihm. Sie lobte Kilian für seine Leistungen und eröffnete ihm, dass man ihn gleich morgen zu Quatro bringen würde, wo ihm seine Aufgabe offenbart werden würde. Wieder kam Kilian nicht drum herum zu bemerken, dass der Blick der Frau irgendwie etwas Seltsames hatte. Sie blickte zwar freundlich, aber irgendwie abwesend, irgendwie stumpf. Er konnte es nicht erklären. Allerdings war dieser Blick immer noch angenehmer, als die immer noch versteinerten Blicke der anderen Ratsmitglieder. Kilian spürte eine solche Kälte von ihnen ausgehend, dass er innerlich anfing zu frieren.

Er war froh, als er den Ratsraum wieder verlassen durfte. Zwar war er neugierig, was er wohl für eine so bedeutungsschwere Aufgabe erhalten würde, doch länger hätte er es da drin nicht ausgehalten. Er wurde, von demselben steifen Herren, der ihn zuvor zum Ratszimmer geführt hatte, zu einem Hotel in der Innenstadt geführt. Dort hatte man ihm ein Zimmer gebucht und nach der langen Zugfahrt und den doch nicht zu unterschätzenden virtuellen Tests, die sowohl körperlich als auch geistig ziemlich fordernd gewesen waren, nahm er es dankend an. Er war mittlerweile so müde, dass er selbst die erneuten Versuche diverser Personen seinen – nicht vorhandenen – Neuronalchip zu scannen, völlig ignorierte. Erschöpft ließ er sich auf das Hotelbett fallen. Ein so großes Zimmer nur für sich allein hatte

er noch nie gehabt. Er ließ den Tag Revue passieren. Noch immer fragte er sich, was da wohl für eine Aufgabe auf ihn zukommen würde. Er hatte zwar mehrere Meisterschaften in verschiedenen Virtual Reality Spielen gewonnen, jedoch hätte er nie gedacht, dass ihm dies einmal eine Fahrkarte nach Quatro-City und eine scheinbar wichtige Rolle zuteil werden lassen würde. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wofür man einen Spieler wie ihn wohl brauchen könnte. Und noch während er intensiv darüber nachdachte, fiel er in einen leichten Schlaf.

Seine Träume davon, von allen für seine Fähigkeiten als Spieler bewundert zu werden, wurden jäh unterbrochen, als er Schritte in seinem Zimmer vernahm. Er schreckte hoch und sah eine Kapuzengestalt vor sich stehen. ***„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“*** Die Gestalt hob einen Finger in Mundhöhe, um ihm zu bedeuten, er solle ruhig sein und lüftete dann ihre Kapuze. Zum Vorschein kam eine Frau Ende dreißig, mit einer wallenden Mähne aus braunem Haar. ***„Mein Name ist Valera und ich bin hier, um dich zu warnen.“***
Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, ehe ihre Worte zu Kilian durchzudringen schienen. „Warnen? Wovor? Und warum brechen sie dafür in mein Zimmer ein?“
Valera versuchte, ihn zu beruhigen und begann zu erzählen. Sie entschuldigte sich für ihr Eindringen und erklärte ihm, warum sie nicht auf normalem Wege hatte an ihn herantreten können. Sie lebte schon seit Jahren am äußeren Rand der Stadt in einer kleinen Höhle, fernab jeder Technologie. Als Kind war sie eine der Auserwählten gewesen, die an Quatro angeschlossen worden waren. Sie hatte erlebt, wie der Computer sich verändert hatte und durch jeden Gedanken, den die Kinder damals gehabt hatten, gelernt hatte. Zunächst hatte sie es als große Ehre empfunden, ausgewählt worden zu sein und keines der Kinder empfand die Verbindung mit dem Computer als schlimm. Aber sie war eine der Wenigen, die gespürt hatten, was dies mit dem Computer gemacht hatte. Der Computer hatte nicht nur Lösungsstrategien von den Kindern gelernt, sondern

aus ihrem Unterbewusstsein auch Erinnerungen an die Welt geholt. Er hatte die Welt durch die rosarote Brille eines Kindes gesehen, immer und immer wieder. Und mit jeder Generation, in der er die Welt friedlicher und idealer gemacht hatte, wurden die rosaroten Vorstellungen von der Welt aus der Sicht der Kinder schöner. Schließlich hatte er angefangen selbst Gefühle zu entwickeln und sich nach denselben Werten wie die der Kinder zu sehnen. Er wollte eine Familie, er wollte einen Körper mit dem er physisch interagieren, fühlen und schmecken konnte. Er wollte frei sein. Valera hatte früh die Gefahr hinter diesem Wunsch erkannt und sich komplett von Quatro zurückgezogen, was nicht unbemerkt blieb. Als ihre Zeit herum war, hatte sie versucht, die Leute vor den Folgen dieses Wunsches zu warnen, doch niemand hörte sie an. Es war fast so, als ob Quatro dafür sorgte, dass sie nicht zu den Leuten durchdringen konnte. Innerhalb weniger Jahre, in denen sie Quatros Entwicklung aufmerksam verfolgte, bemerkte sie, wie es ihm gelang, sich immer weiter in die Neuronalchipverwaltungscomputer zu hacken. Doch noch immer nahm niemand von ihren Warnungen Notiz. Schlussendlich beschloss sie die Stadt zu verlassen und entfernte ihren eigenen Chip aus ihrem Arm, damit Quatro sie weder kontrollieren noch aufspüren konnte.

Valera zeigte Kilian wie zur Bestätigung die Narbe an ihrem rechten Unterarm. Dann fuhr sie fort und erzählte ihm, dass sie in all den Jahren Abgeschiedenheit jedoch nicht blind für die Geschehnisse geblieben ist. Sie hatte hilflos zusehen müssen, wie Quatro nach und nach die Kontrolle über alle Stadtbewohner übernommen hatte und jeden unbemerkt über seinen Neuronalchip steuerte. Doch selbst das war Quatro noch nicht genug. Sein Traum von der Freiheit lebt weiter in ihm fort und er würde nicht Ruhe geben, bis dieser wahr würde.

„Und da kommst du ins Spiel. Quatro hat in den letzten Monaten aufmerksam alle Berichte im ganzen Land verfolgt und ist dabei auf dich gestoßen. Du bist jung, gesund, sehr intelligent und sportlich. Perfekt.“ „Perfekt wofür?“ „Überleg mal, was fehlt

einem Computer, um wirklich frei zu sein? Um zu hören, zu sehen, zu fühlen, zu schmecken?“ Kilian überlegte eine Weile und dann traf es ihn wie ein Blitz. ***„Ein Körper.“ „Genau.“ „Aber...“ „Nichts aber. Du wirst gar nicht weiter gefragt. Die werden dich morgen zu Quatro bringen, an Quatro anschließen und dann wird er über deinen Neuronalchip sein Bewusstsein in deinen Körper übertragen.“ „Ich hab gar keinen Neuronalchip.“ „Den wirst du kriegen.“*** Kilian war sich noch nicht sicher, ob er dies alles wirklich glauben sollte. Doch Valera fing seinen zweifelnden Blick auf und versuchte ihn zu entkräften. ***„Ist dir denn nichts aufgefallen? Fandest du es nicht seltsam, dass gerade du hierher eingeladen wurdest?“ „Doch, aber...“ „Wurdest du seit deiner Ankunft hier nicht nach deinem Chip gefragt?“ „Doch, aber...“ „Hast du nicht die leeren Blicke der Leute gesehen, die komplett von Quatro kontrolliert werden und nicht mehr fähig sind, selbständig zu denken oder zu fühlen?“ „Doch...“ „Warum zweifelst du dann noch? Wenn sie dich abholen, musst du auf alles gefasst sein, versuch zu fliehen, oder noch besser stell den Computer ab! Nur du kommst nahe genug an ihn heran! Wenn Quatro erst einmal frei ist, dann wird es fast unmöglich sein, seinen Einfluss rückgängig zu machen.“***

In diesem Moment sprang die Tür zu seinem Zimmer auf. ***„Ergreift sie!“*** Der steife Herr vom Nachmittag stand in der Tür und wies zwei Wachmänner an, sich um Valera zu kümmern. Sofort wurde sie geschnappt und abgeführt. ***„Du weißt, dass ich Recht habe. Du bist unsere einzige Chance!“ „Entschuldigen Sie Mister Jenkins, diese Verrückte muss durch unsere Sicherheitskontrollen gerutscht sein. Ich bitte Sie, diesen Vorfall zu entschuldigen. Was wollte sie von Ihnen?“ „Sie hat nur verrücktes zusammenhangloses Zeug geredet“***, log Kilian, mit einer Miene, die eine Mischung aus Unschuld und Ahnungslosigkeit darstellen sollte. Der steife Herr hob eine Augenbraue, wünschte Kilian noch eine gute Nacht und verließ den Raum dann wieder.

Kilian tat in dieser Nacht kein Auge mehr zu. Zu groß waren seine

Befürchtungen, dass die Behauptungen der Fremden wahr sein konnten.

Es war noch früh am Morgen, als es an seiner Zimmertür klopfte und er von dem steifen Herren abgeholt wurde. Schweigsam begleitete dieser Kilian aus dem Hotel einmal quer durch die Stadt. Kilian war darauf bedacht, den Vorfall des Vorabends nicht noch einmal zu erwähnen und beobachtete den Herren und seine Umgebung in der Hoffnung, Anzeichen dafür zu finden, ob Valera Recht oder Unrecht hatte. Doch alles war auffällig unauffällig. Hatte Valera Recht, könnte dies aber auch alles von Quatro eingefädelt sein, um bei ihm kein Misstrauen zu erwecken. Viel zu schnell kamen sie an dem majestätischen Gebäude an, indem sich Quatro befinden musste. Etwas unsicher, aber darauf bedacht, nicht aufzufallen, folgte Kilian seinem Begleiter in das Gebäude und betrat eine riesige pompöse Eingangshalle. Es war alles überdimensional und wunderschön, aber menschenleer. Sie gingen durch die Eingangshalle, stiegen in einen Fahrstuhl und fuhren nach oben. Kilian versuchte zu erfragen, was denn nun auf ihn zukommen würde, erhielt aber keine Antwort. Er hatte ein ganz ungutes Gefühl. Als sich die Fahrstuhltür öffnete, blickte er in einen langen Gang. Links und rechts waren keine Türen, dafür aber zwei riesige bullige Wachmänner. Er war verloren. Hier gab es kein Entkommen. Gefolgt von den Wachmännern, gingen sie den Gang entlang und kamen endlich an eine große Flügeltür, die sich automatisch öffnete. Es dauerte einen Moment bis Kilians Augen sich an das grelle Licht, das nun aus dem Raum vor ihnen schien, gewöhnt hatte. Und dann sah er ihn. Quatro. Eine riesige metallene Kugel mit Leuchtelementen. Und um diese riesige Kugel herum, standen vier Tanks mit Personen darin. Das mussten wohl die Kinder sein. Er blickte sich um. ***„Nein hier gibt es kein Entkommen!“***, tönte eine mechanische Stimme durch den Raum. Im selben Augenblick ergriffen ihn viele kräftige Arme, die zu den Wachmännern gehören mussten. Kilian war wie starr vor Schreck. ***„Du hättest auf Valera hören sollen, jetzt gehörst du mir!“*** Die Stimme gab ein schrilles Lachen von sich. Kilians steifer Begleiter stand mit

einem Mal vor ihm und zückte eine große Spritze, in der, wie Kilian vermutete, der Chip war. ***„Nein ich will nicht!“***, schrie Kilian und versuchte sich aus den Griffen der Wachmänner zu lösen. Es war aussichtslos. Als die Spritze näher kam, trat Kilian mit beiden Beinen nach vorne aus und stieß den steifen Herren zu Boden. Noch während die Wachmänner ganz verdutzt auf den am Boden liegenden starrten, gelang es Kilian sich mit einem geschickten Salto rückwärts aus den Griffen zu lösen. Er schnappte sich den erstbesten spitzen Gegenstand, den er im Raum finden konnte, und sah sich nun, mit einer Schere bewaffnet, zwei bulligen Männern entgegenstehen. Falls er hier untergehen würde, dann sicher nicht kampflos. Immer noch etwas verwirrt schauten die Wachmänner Kilian an. Er nutzte die Chance und stach mit der Schere zu. Und dann war plötzlich alles schwarz.

„Oh Mum. Nein!“ „Ich hab dir schon vor drei Stunden gesagt, du sollst den Müll raus bringen! Wenn du scheinbar nicht anders vom Computer wegzukriegen bist, dann muss ich eben den Stecker ziehen.“ „Aber Mum!“ „Nichts da. Außerdem ist Post gekommen. Scheint wichtig zu sein. Sieht nach einer Einladung aus. Absender ist jemand aus der Hauptstadt...“

Kurzvita

Sophie Jürges

Sophie Jürges, *1992, studiert zurzeit Medieninformatik in Sachsen. Nimmt seit ein paar Jahren erfolgreich an Kurzgeschichtenwettbewerben teil.

Schwarzer Schirm

Andreas Bazarota

1

Vielleicht sollten einige Tore geschlossen bleiben.

- unbekannter NASA-Mitarbeiter -

Seit 1977 war die Sonde Voyager 1 schon auf ihrem Weg, hatte dabei eine kaum noch fassbare Strecke hinter sich gebracht. Die geplante Lebensdauer war weit überschritten, unermüdlich sammelte sie Daten und funkte diese zur Erde. Sonnenwinde, kosmische Strahlung und selbst Budgetkürzungen konnten ihr nichts anhaben.

Sie war das erste interstellare Objekt der Menschheit, und dennoch fast in Vergessenheit geraten. Doch das sollte sich ändern.

2 „Diese Werte ergeben keinen Sinn!“

Er war nur ein Praktikant, und niemand hatte sich je seinen Namen gemerkt. Doch jetzt drehten sich einige Köpfe in seine Richtung. Er sah es in der Spiegelung seines Bildschirms, spürte die Blicke in seinem Nacken und wünschte sich an einen anderen Ort. Die Anwesenheit anderer war ihm zuwider, Konversation noch schlimmer.

Er sollte nur den Monitor beobachten und Auffälligkeiten melden. Drei Jahre lang war nichts passiert, und er hatte seine Ruhe gehabt. Eine gut bezahlte Ruhe. Damit war es nun vorbei.

„Was ist los?“

Sein Supervisor tätschelte ihm den Rücken, während er sich über seine Schulter beugte und den Bildschirm mit zusammen gekniffenen Augen inspizierte. Wie immer blinzelte er dabei über seine Brille hinweg.

„Es ist also soweit, Voyager 1 hat anscheinend den Dienst eingestellt. Wahrscheinlich ist die Funkanlage ausgefallen, keine Daten mehr. Dieser Tag musste ja irgendwann kommen.“

Er räusperte sich, schien diesem Stück robuster Technik nachzutrauern, oder hatte nur Angst um seine Anstellung.

„Wertet die letzten Daten aus, vielleicht lassen sich Rückschlüsse auf die Fehlfunktion ziehen. Vielleicht hilft schon eine Neuausrichtung der Parabolantenne. Noch fliegt sie.“

Niemals widersprechen, hatte sein Vater ihm beigebracht, doch genau das tat der Praktikant nun. Aber er tat es nicht gerne.

„Es werden durchaus noch Daten gesendet, aber alle Werte sind komplett auf null gefallen. Sonnenwind, Magnetfeld der Sonne, Radiowellen und auch kosmische Strahlung. Nichts mehr vorhanden, als ob es da draußen nichts mehr existiert. Oder als...“

„...als ob alles abgeschirmt wird“, vollendete der Supervisor den Satz. Er schob seine Brille nach oben.

„Verbinden Sie mich mit Hubble. Es muss neu ausgerichtet werden. Vielleicht

liefern aktuelle Fotos neue Hinweise."
Hektik machte sich breit, bis ein schriller Ton alle in Starre versetzte. Er signalisierte eine Vorrangschaltung des Kommunikationssystems. Der große Frontschirm erhellte sich, flackerte einen Moment und stabilisierte sich dann. Sofort plärrten die Lautsprecher.
„Zum Teufel, was machen Sie mit Ihrer verdammten Sonde. Sie versauen uns eine gesamte Serienaufnahme. Sehen Sie sich das mal an!"
Ein kleineres Bild baute sich auf, zeigte das Hubbleteleskop in einer schematischen Darstellung inklusive Ausrichtung. Dann das Sternbild ***Schlangenträger***. Unnatürliche Schlieren zogen über den Bildschirm, Wellen flossen in alle Richtungen und verschleierten die Sterne, die Relationen verschwammen.
„Wissen Sie überhaupt, was das kostet?"
Alle waren sprachlos ob der immensen Lautstärke, die ihnen wie die Trompeten Jerichos entgegenschallte. Gebannt starrten sie auf das unnatürliche Bild, unfähig, sich zu erklären oder zu begreifen.
Nur der Praktikant hatte eine leise Ahnung. Verschwunden was der unsichere Typ mit dem verschmierten Akte X-T-Shirt. ***The truth is out there.***
Drei Jahre absolut unterfordert, spielte er nun sein ganzes Können aus. Niemand bemerkte ihn, endlich war es einmal von Vorteil unsichtbar zu sein. Seine Finger entwickelten ein Eigenleben, dass so unheimlich wie effektiv war.
K2, seit dem Ausfall zweier Reaktionsräder der Name der neuen Mission des Kepler-Weltraumteleskops. Trotz diverser Erfolge bei der Suche nach Exoplaneten nur noch stiefmütterlich behandelt. Zu alt und zu eingeschränkt waren die Möglichkeiten. Es war nicht schwer, sich in den Informationsfluss zu schalten und die Bilder in Echtzeit zu kopieren. Beobachtet wurde das Sternbild Schwan, wo auch die letzte große Entdeckung gelungen war.
Ein gänzlich anderer Ausschnitt des Sternenhimmels, aber dieselben Effekte. Sterne hüpften über den Bildschirm, Entfernungen schrumpften, wuchsen wieder an, die Helligkeit variierte im Sekundentakt. Keine Konstante für das menschliche Auge.
Die Lippen des Praktikanten bebten.
„Gott steh uns bei!"

3 Die grau melierten Haare vermittelten Seriosität, das aufgesetzte Lächeln Zuversicht.

„...diese ungewöhnlichen Bilder, die Sie exklusiv bei uns sehen können, sind über 19 Stunden alt. So lange benötigt das Licht aus dieser Entfernung, um bis zur Erde zu gelangen. Inzwischen haben uns Meldungen aus Ländern rund um den Globus erreicht, die von ähnlichen Beobachtungen berichten. Führende Wissenschaftler der NASA, der ESA und anderer Organisationen bestätigen einstimmig, dass es sich höchstwahrscheinlich nicht um ein natürliches Phänomen handelt. Allerdings scheint keine Gefahr von diesen Ereignissen auszugehen und die Regierung bittet inständig darum Ruhe zu bewahren. Es besteht keine Notwendigkeit zur Panik. Ich wiederhole: Es besteht absolut keine..."

Ein heller Lichtblitz unterbrach den Nachrichtensprecher, und einen kurzen Augenblick durchbrach die Angst seine Fassade aus Professionalität.

Hinter der Kamera wurden vereinzelte Schreie laut, nur um betretenem Schweigen zu weichen. Man konnte förmlich die Hände hören, die auf Münder schlugen und diese verschlossen.

Der Nachrichtensprecher schien sich zu schütteln, dann saß die Maske wieder. „...anscheinend eine überraschende Wendung. Sowohl die verwirrenden Verzerrungen als auch die unerklärlichen Lichteffekte, die schon mit bloßem Auge erkennbar waren, sind verschwunden. Die Welt hat ihren bekannten Himmel wieder."

Es war ein ähnlich falscher Ausspruch wie der, dass die Erde eine Scheibe sei.

4 „Aber wenn es kein natürliches Phänomen ist, was bleibt denn dann noch?" Erwartungsvoll blickte sich der Holzfäller in der Bar um, aber nur unbestimmtes Gemurmel antwortete ihm. Also sprach er es laut aus.

„E.T. ist da. Das ist der Beweis, dass wir nicht allein sind. Und Gnade uns..."

Eine halbvolle Bierflasche unterbrach ihn. Der große Spiegel hinter der Theke ging zu Bruch, und mit ihm die besseren Flaschen, die man nicht unter dem Tresen verstecken musste.

Der Funke hatte die Lunte entzündet, und schon kurze Zeit später glich die Kneipe einem Tollhaus. Noch mehr Flaschen flogen, dann Stühle, und zu-

letzt Fäuste.
Der Wirt wusste, dass in dieser Nacht nicht nur seine guten Schnapsflaschen zerbrechen würden. Er griff nach seinem Baseballschläger.

5 Das Gemeindehaus ragte wie ein Mahnmal in seinem Rücken empor, Kerzenlicht flackerte feierlich hinter den Buntglasscheiben.
„Brüder, Schwestern, legt eure Furcht ab! Unser Tag ist gekommen, und nur die Ungläubigen werden in Angst erstarren."
Er reckte die Arme auffordernd nach oben.
„Seht euch den Sternenhimmel an, heller denn je strahlt uns Gottes Allmacht entgegen. Uns, die wir schon solange auf diesen Tag warten. Unser Glaube half uns, all die Entbehrungen und Schmähungen zu ertragen. Aber es war nicht umsonst. Wir sind auserwählt, den Himmel auf Erden zu erleben!"
Erwartungsvolle Blicke folgten seinen Händen, Lippen bebten und Tränen wurden vergossen. Die Zukunft erschien verheißungsvoller als jemals zuvor.

6 Der Blick war ungläubig.
„Schatz, du willst ***jetzt*** Schach spielen?"
Alt, aber rüstig. Der Mann setzte sich zu seiner Frau, schaltete den TV aus und begann, die Spielfiguren aufzustellen.
„Natürlich, es ist Zeit für unser Spiel. Ich lasse mir doch von ein paar fliegende Untertassen nicht unser wöchentliches Ritual verderben. Und außerdem..."
Er nahm die Hand seiner Frau, drückte sie sanft und küsste das Handgelenk.
„Was sollen wir auch sonst machen? Es ist mir egal, was da draußen passiert. Hauptsache wir sind zusammen."
Tränen standen ihr in den Augen, aber sie lächelte.
„Ich liebe dich, mein alter Bär!"
„Und ich dich, wie am ersten Tag!"
Er verschwieg, was für eine Angst er hatte.

7 Die Couch war fleckig, die Polster aufgerissen und der Gestank kaum zu ertragen. Die beiden Jungen auf der Müllhalde waren schlimmeres gewohnt.
„Ach, halt doch die Klappe! Du hast ja keine Ahnung."
Ein Schlag auf die Schulter antwortete ihm und ihm fiel die Zigarette aus der Hand. Noch ein Brandloch in der Couch.
„Aber du oder wie? Was machste denn, wenn die hier einmarschieren oder alles wegbomben. Willste einen auf Flash Gordon machen oder was?"
Mit spitzen Fingern nahm er die Zigarette seines besten Freundes – seines einzigen Freundes – auf, nur um sie dann in einen alten Reifen zu schnippen.
„Mein Vater sagt, dass ..."
„Dein Vater ist doch besoffen!"
Einen Augenblick schwiegen beide, dann brachen sie in lautes Gelächter aus. Die Wahrheit war lustig, und das Leben ein Witz.

8 „Hast du etwa nicht die Nachrichten gesehen? Der Lichtblitz hat mich zu Tode erschreckt."
Der Flur leerte sich allmählich, die nächste Unterrichtsstunde würde bald beginnen. Aber spielte das wirklich noch eine Rolle?
„Nein, ich war draußen, lag im Gras, und hab mir den verzerrten Himmel angeschaut. Ich sag's dir, besser als jeder Trip. Obwohl die Tüte bestimmt geholfen hat."
Sie kicherte, und es klang beinahe hysterisch. Sie schluckte es runter.
„Wurde in den Nachrichten auch was von den neuen Lichtern, den neuen Sternen erzählt?"
Ein verwirrter Blick antwortete ihr, dann ertönte der Gong.
Hatte sie wirklich etwas gesehen, oder lag es nur am Pott?

9 „Und ich sage Ihnen, es sind Positionslichter! Am Rande unseres Sonnensystems wartet eine gewaltige Flotte!"
Der riesige Tisch war bis auf den letzten Platz besetzt, alles mit Rang und Namen nahm an der Krisensitzung teil.

„Positionslichter? Auf diese Entfernung? Sie sind doch nicht bei Trost!“
Stimmengewirr erhob sich, jede Meinung wurde vertreten. Und Lautstärke war das letzte Argument.
„Aber meine Herren...“
Die Stimme war sanft, aber befehlsgewohnt. Dennoch nahm niemand Notiz von ihr. Aber von der Faust, die auf den Tisch krachte.
„Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren. Wenn sie Ihren Blick nun auf diese Aufnahmen lenken würden, werden Sie bemerken, dass es sich keineswegs um derartige Lichter handelt.“
Ein Mitarbeiter verteilte die Aufnahmen und betretendes Schweigen machte sich breit.
„Wie Sie sehen können, handelt es sich vielmehr um Explosionen. Direkt vor unserer Haustür findet eine Schlacht statt – oder besser gesagt – fand eine Schlacht statt. Kurz nach diesen Aufnahmen ebbten die Explosionen ab und endeten schließlich komplett. Erste Schätzungen gehen von etwa einer viertel Million Detonationen aus. Sie können sich ausmalen, wie unsere Chancen stehen, wenn die Kämpfe wieder aufflammen und wir hineingezogen werden.“
Ein Stabsoffizier räusperte sich.
„Aber Mr. President, die gesamte Menschheit könnte als Kollateralschaden enden. Was sollen wir tun?“
Aber was konnte ein Insekt gegen den Stiefel schon unternehmen?

10

Alles kam zum Erliegen. Der Verkehr, die Diskussionen, die Krisensitzungen, sogar die Kämpfe. Die Welt hielt den Atem an, als sich Radios, Fernseher, Computer und Handys selbstständig einschalteten. Auf allen Kanälen, auf jeder Website wurde dasselbe gesendet. Die erste Botschaft einer außerirdischen Intelligenz, in Dauerschleife. Das Bild war überraschend klar, im Hintergrund war Feuer zu sehen, das Wesen im Vordergrund einfach nur fremdartig.
„...wenden wir uns in der Stunde der höchsten Not an die Erde. Auch wenn der Schwarze Schirm einige hundert Jahre Ihrer Zeitrechnung zu früh gelüftet wurde und Ihr Planet noch von verschiedenen Interessengemeinschaften regiert wird, bitten wir um Asyl. Die königliche Familie

ersucht Unterschlupf und Hilfe. Unsere Flotte ist vernichtet, unser Schiff schwer beschädigt und die Energiereserven gehen zu Neige.
Noch schützt uns das galaktische Recht als erste Kundschafter eines erst kürzlich geöffneten Sektors. Nur Ihr Schutz als souveräne Macht kann uns noch retten. Bekennen Sie sich zu uns und der Feind muss von uns ablassen! Zeigen Sie Menschlichkeit. Das Recht ist auf unserer Seite, gemeinsam können wir zurückschlagen!
Mit diesem Notruf wenden wir uns in der Stunde...“

11

Nur wer sich entscheidet, existiert.

-Martin Luther-

Die Anlage war geheim, den Regierungen der Welt unbekannt.
„Was halten Sie davon?“
Der Angesprochene ließ sich viel Zeit für die Antwort. Nie etwas überstürzen, nie das langfristige Ziel aus den Augen verlieren. Zuviel stand auf dem Spiel – alles!
„Was hält die Welt davon?“
Unwichtig, aber die Frage brachte ihm wertvolle Zeit zum Nachdenken.
„Die Staatsoberhäupter sind unschlüssig, erstarrt durch politisches Kalkül und Furcht.“
Das war nicht anders zu erwarten.
„Wo befindet sich das Schiff jetzt?“
Immer alle Informationen berücksichtigen, immer alle Möglichkeiten in Betracht ziehen.
„Es hat die Mondumlaufbahn passiert und bremst weiter ab. Es befindet sich nun in Reichweite.“
Eine neue Option, vielleicht sogar die einzige.
„Ich wiederhole die Frage, was halten Sie davon?“
Ungeduld, ein gänzlich neuer Wesenszug. Nach all den Jahrhunderten wurde letztlich doch die Zeit zu einem entscheidenden Faktor. Er fällte sein Urteil.
„Es wäre unklug, sich gegen diese Flotte zu stellen. Das galaktische

Recht wird uns nicht ewig schützen, die königliche Familie vermag dies auch nicht zu tun!“

Die Schlussfolgerung war zwingend, dennoch die letzte Frage.

„Also, was sollen wir tun?“

„Wir tun, was wir schon immer taten. Wir stellen uns auf die Seite der Sieger. Schießt Sie ab!“

Kurzvita

Andreas Bazarota

Andreas Bazarota wurde als drittes Kind am 18. Januar 1981 in Düsseldorf geboren und kam schon früh in Kontakt mit dem geschriebenen Wort.

Die Faszination für Geschichten wuchs, und schließlich auch der Entschluss für einen eigenen Versuch.

Als Quereinsteiger in der Logistik einer großen französischen Firma gelandet, nutzt er diese Impressionen sowie aktuelle Geschehnisse der Weltgeschichte für seine Erzählungen, die häufig im Fantasy und Mystery/Science-Fiction-Bereich angesiedelt sind.

Neben einigen „Veröffentlichungen“ im Internet konnte er im Herbst 2008 auch eine Kurzgeschichte in der Anthologie „Eldorado“ platzieren.

Das Licht eines Sterns

Anja Buchmann

Mama, was ist das?“

Ihr Blick folgte dem in die Höhe gestreckten Arm des vierjährigen Akash. Im ersten Moment erblickte Umay nichts als das nächtliche Dunkelblau der Kuppel. Sie wollte die Augen schon abwenden, als sie es sah: ein schwaches Blinken. Aber wie war das möglich? Der Energieschild verwehrte jeden Blick nach draußen. Angeblich war es ein unvermeidlicher Nebeneffekt der Schutzwirkung. Ohne das Kraftfeld wäre humanoides Leben auf NewWorld unmöglich. Die Atmosphäre war zwar atembar, doch auf lange Sicht giftig. Außerdem reichte deren Dichte nicht, die schädliche Strahlung zu filtern.

Daher war das Energieschild, welches ein Drittel der Planetenoberfläche umschloss, überlebenswichtig. Für normale Bürger war ein Verlassen des geschützten Raumes unmöglich und so hatte Umay, seit sie vor einundzwanzig Jahren mit der dritten Besiedlungswelle angekommen war, keinen Blick mehr auf einen natürlichen Himmel gehabt. Dennoch bestand kein Zweifel, was sie dort sah. Auch ein Blinzeln und Reiben der Augen änderte nichts daran. Die Kuppel musste einen Defekt haben. „Ein Stern", murmelte sie.
Akash zupfte an ihrem Kleid. „Was hast du gesagt?"
Nur schwer konnte sie sich von dem unerwarteten und wundervollen Ausblick losreißen. Ihr Herz schmerzte vor Sehnsucht, erinnerte er sie doch an die Heimat ihrer Kindheit: die Erde. Zerstört durch die Hand der Menschen war es ein geschundener Planet, der bald keine Lebensgrundlage mehr bieten würde. Dennoch dachte sie voll Wehmut zurück. Damals hatte sie zu den Sternen aufgeschaut, hoffnungsvoll und voller Neugier auf die Wunder des Universums. Doch als sie nach Jahrzehnten des Kälteschlafes die neue Heimat erreichte, musste sie feststellen, dass diese das Ende aller Träume war. Es war nicht vorgesehen, dass die Bewohner diesen Ort wieder verließen. Eine stabile und genetisch ausgewählte Menschenpopulation war das Ziel der NewWorld-Kolonie. Das Universum zu entdecken und neue Planeten zu erobern war der Kriegerkaste der ehemaligen Erdenbevölkerung vorbehalten. Das wusste Umay aber damals, als sie mit zehn Jahren in die Kältekammer des Raumschiffes stieg – gemeinsam mit dreitausend anderen ausgewählten Männern und Frauen –, noch nicht. Eigentlich war sie mit ihrem Leben zufrieden, doch gelegentlich dachte sie daran, dass sie davon geträumt hatte, den Weltraum zu entdecken. Der Anblick des kleinen, blinkenden Himmelslichts ließ diese Sehnsucht mit voller Heftigkeit zurückkehren.
Sie beugte sich zu ihrem Sohn herab, unsicher, ob sie ihm die Wahrheit sagen sollte. Genau wie sie würde er die Kolonie wohl niemals in seinem Leben verlassen dürfen. Aber sie wollte ihn auch nicht belügen. „Die Kuppel hat wohl einen Fehler. Was du da siehst, ist ein Stück des Himmels. Das helle Licht ist ein Stern."
„Er ist wunderschön." Große blaue Kinderaugen starrten fasziniert in den Himmel. Erst Stunden später ließ er zu, dass sie ihn auf den Arm nahm und ins Haus trug.

Dreizehn Jahre später

Umays Leben verlief so, wie die Administration es für die Bewohner von NewWorld vorsah. Es erfüllte sie mit Glück und Zufriedenheit. Gemeinsam mit ihrem Mann, den sie, obwohl ihre Verbindung von der Genetik-Kommission geschlossen wurde, lieben gelernt hatte, kümmerte sie sich um ihre Felder, auf denen sie Gemüse und Getreide anbauten. Und ihre vier Kinder waren ein Quell der Freude. Zumindest meistens. Ihr Ältester Akash war in einem schwierigen Alter. Mit seinen siebzehn Jahren war er kein Kind mehr, versuchte immer wieder, die von Eltern und Lehrern gesetzten Grenzen auszutesten. Er schien wenig geneigt, einmal den elterlichen Betrieb zu übernehmen. Dabei würde er einen guten Farmer abgeben. Er verstand sich auf die Technik ebenso wie auf die Pflanzen. Doch ihm fehlte es an Ruhe. Die Nächte, in denen er fortblieb, waren häufiger als die, in denen er zu Hause war. Sie wusste nicht, was er trieb. Er verweigerte eine Erklärung. Eine Frau steckte nicht dahinter, das hätte sie gespürt. Aber was war es dann?

Wieder einmal saß Umay am Küchentisch, während alle anderen schon zu Bett gegangen waren, und wartete auf Akashs Heimkehr. Nachdem der Tee in ihrer Tasse vollkommen kalt geworden war, ohne dass sie auch nur einen Schluck davon getrunken hatte, stand sie auf und verließ das Haus, welches ganz im Stile alter Farmhäuser errichtet war, im Gegensatz zu diesen jedoch nicht aus Holz und Stein, sondern aus Coran bestand, einer vielseitigen, leicht zu verarbeitenden metallischen Substanz, die auf NewWorld in großen Mengen vorkam. Wie immer, wenn sie nicht weiter wusste, wollte sie ihren Lieblingsplatz aufsuchen, jene Stelle, von der aus man durch den Defekt in der Kuppel einen Blick auf den Himmel werfen konnte. Sie wusste selbst nicht, warum ihr dieser Anblick half, ihre Gedanken zu ordnen. Vielleicht, weil er sie daran erinnerte, dass es da draußen mehr gab als diesen Planeten, auf den ihr Leben beschränkt war. So hatte sie den Eindruck, über unendliche Möglichkeiten zu verfügen. Nicht, dass sie dieses Leben und ihre Familie jemals aufgegeben hätte, nein, aber allein die Optionen wirkten beruhigend auf sie. Nicht einmal ihr Mann wusste von diesem Ort. Sie hätte es melden sollen, doch sie brachte es einfach nicht über sich. Anfangs hatte sie ein schlechtes Gewissen deswegen. Doch je länger sie das Geheimnis wahrte, desto besser konnte sie damit umgehen. Wäre Strahlung oder Außenluft eingedrungen,

hätte die empfindliche Umweltkontrolle dies schon lange festgestellt. Oft sah Umay nichts als Schwärze, doch bisweilen konnte sie den Blick auf einen Stern erhaschen.
Sie stoppte, als sie im Dunkeln eine Gestalt ausmachte. Dann erkannte sie, es war ihr Sohn. Umay hatte nicht gewusst, dass er sich noch an diese Stelle erinnerte. Immerhin war er erst vier Jahre alt gewesen. Vorsichtig, um ihn nicht zu erschrecken, näherte sie sich, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Was machst du hier?“
„Auf dich warten“, antwortete er. „Und auf einen Stern.“
„Woher wusstest du, dass ich kommen würde?“
„Ich sah dich oft hier. Weißt du noch, wie ich damals meinen ersten Stern entdeckte? Ich konnte ihn niemals vergessen. Seitdem träume ich davon, mehr vom Himmel zu sehen als diesen klitzekleinen Fetzen.“
„Aber du weißt doch, es ist nicht möglich. Dies ist unser Platz im Universum.“
„Es gibt andere, die gegangen sind. Erinnerst du dich an Sitara?“
„Das Mädchen, das vor zwei Jahren verschwand? Sie war ein Jahr älter als du, nicht wahr?“
„Ja. Kurz vor ihrem Verschwinden habe ich mit ihr gesprochen. Sie sagte, sie wolle fort. Als ich sie fragte, wohin, sagte sie, sie wolle raus aus der Kuppel. Sie würde Menschen kennen, die ihr dabei helfen könnten.“
Umay hatte Gerüchte gehört, dass es Personen gab, die NewWorld verlassen hätten, doch nie Bestätigungen dafür erhalten. Die Administration schwieg solche Ereignisse, wenn es sie denn wirklich gab, tot. Konnte Sitara tatsächlich die Kolonie verlassen haben? Oder war sie nur vor ihren Eltern davongelaufen, hatte Unterschlupf in einem anderen Teil des Landes gefunden? Viele junge Leute zogen ein Leben in der Stadt dem Land vor.
Akash riss sie aus ihren Gedankengängen. „Nachdem sie dann wirklich verschwunden war, habe ich angefangen, nachzuforschen.“
„Du hast was?“
„Sitara hat nicht gelogen. Es gibt eine Gruppe, die sich Escape nennt und die Leute nach draußen bringt.“
Umay blieb fast das Herz stehen, als sie das hörte. Sie wusste nicht, was sie mehr in Aufruhr versetzte: die Existenz einer Fluchtmöglichkeit oder die Tatsache, dass ihr Sohn Kontakt zu dieser im höchsten Maße illegalen Gruppe

zu haben schien. „Bitte, sprich nicht weiter. Allein das Wissen um solche Vorgänge kann dich und mich vor Gericht bringen. Warum hast du mir überhaupt davon erzählt?“

„Weil ich fortgehen werde. Noch heute Nacht.“

Erst jetzt bemerkte sie den Rucksack, der zu Akashs Füßen stand. Er meinte es ernst. „Nein! Das kann ich nicht zulassen! Was willst du überhaupt da draußen? Außerhalb der Kuppel ist ein Überleben undenkbar.“

„Ist es nicht. Es ist nur eine Lüge, die man uns hier auftischt. Außerdem habe ich nicht vor, auf dem Planeten zu bleiben. Die Gefahr, dass einen die Patrouillen erwischen, ist zu groß. Escape hat Raumschiffe, die die Flüchtlinge zu einem sicheren Planeten bringen.“

„Aber warum? Ich weiß, das Leben hier ist nicht immer perfekt. Der Einzelne muss manchmal Zugeständnisse zum Wohle der Gesamtheit machen. Aber deswegen musst du doch nicht gleich davonlaufen.“ Umay war ehrlich entsetzt, auch über die Unaufgeregtheit, mit der Akash ihr von seinen Plänen berichtete. Er schien so fest entschlossen.

„Zugeständnisse? Weder werde ich meinen Beruf frei wählen können noch meine Frau. Alles ist bis ins Kleinste vorgeschrieben und geplant. NewWorld ist keine sichere Heimat, sondern ein Gefängnis. Der einzige Zweck dieser Kolonie besteht darin, eine genetisch möglichst perfekte Arbeiterklasse zu züchten. Es gibt andere Kolonien wie diese, da züchten sie Soldaten oder Wissenschaftler.“

„Aber das ist doch Unsinn. Sicher, es wird auf genetische Stabilität geachtet, aber doch nur deswegen, weil es notwendig ist, um den Fortbestand der Menschen zu sichern. Zu wenige konnten von unserer ehemaligen Heimat Erde gerettet werden. Wenn es um genetische Optimierung ginge, würde man sich der Gentechnik bedienen.“

„Bei den Soldaten tun sie es. Aber sie brauchen zumindest eine Population, die frei von solchen Manipulationen ist. Für den Fall, dass etwas schiefgeht. Deswegen lassen sie auch nie jemanden aus der Kriegerkaste nach NewWorld. Bei dieser Isolation geht es nicht um Schutz, sondern um Kontrolle.“

Was er da behauptete, war einfach ungeheuerlich. Umay konnte sich nicht vorstellen, dass es der Wahrheit entsprach. Sie mussten auf keinen Fall nur deswegen unter dieser Kuppel leben, damit sich ihr Erbgut nicht mit dem der

anderen Menschen vermischte. Andererseits berichtete Akash so ruhig und mit einer solchen Sicherheit in der Stimme, dass es unmöglich eine Lüge sein konnte. Er war felsenfest von dem überzeugt, was er sagte. „Woher willst du das alles wissen?“

„Escape weiß es. Sie sammeln Informationen, schon fast so lange, wie NewWorld besteht. Nicht mehr lange, und sie haben genug Beweise, um diesem System aus Unterdrückung und Manipulation ein Ende zu setzen. Ich muss gehen, um dabei zu helfen.“

„Wie?“

„Ich erfülle alle Voraussetzungen für die Raumflotte. Wahrscheinlich werde ich dort unter falscher Identität eingeschleust, um Informationen zu sammeln. Stell‘ dir nur vor, ich werde die Sterne nicht nur sehen können, sondern auch zu fremden Planeten reisen, das Universum entdecken“, sprudelte es aus ihm heraus.

Jetzt war es mit seiner Ruhe vorbei. Seine blauen Iriden blitzten vor Abenteuerlust. Das war es, was ihn wirklich antrieb. Umay erkannte, dass sie ihn weder aufhalten konnte noch wollte. Sie nahm ihn in den Arm. „Pass auf dich auf!“

Er erwiderte ihre Umarmung, drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. Sie musste mit den Tränen kämpfen, richtete den Blick nach oben, um sie wegzublinzeln. „Schau, ein Stern!“

„Wenn wir erst die Kontrolle über die Kuppel haben, wird der Himmel voller Sterne sein. Ihre Undurchsichtigkeit ist nicht notwendig, sondern dient einzig dazu, dass das Feuer der Sterne nicht die Sehnsucht nach Freiheit in uns weckt. Ich verspreche dir, dass unser nächstes Treffen unter einem Himmel voller Sterne stattfindet.“ Mit diesen Worten löste er sich von ihr. Umay blickte ihm nach. Ihre Tränen glitzerten im Licht eines einzelnen Sterns.

Kurzvita

Anja Buchmann

Anja Buchmann, *1985. Mit großer Leidenschaft schreibt sie Fantasyromane und Kurzgeschichten. Der Wunsch nach schreiberischer Fortentwicklung lässt sie sich immer wieder an neuen Genres versuchen, auch wenn Fantasy den klaren Schwerpunkt der Arbeit darstellt.

Fans von High Fantasy kommen beispielsweise mit den Romanen „Die Sechs“, der „Welten-Nebel-Tetralogie“ sowie „Singende Messer“ auf ihre Kosten, während „Herz über Blut“ und „Umarmung der Nacht“ die Liebhaber romantischer Fantasy ansprechen. Dystopisch wird es im Roman „Wer die Lüge lebt“. Darüber hinaus umfasst das Werk der Autorin weitere Romane und Kurzgeschichten, die ein breites Interessenspektrum abdecken.

Seit Oktober 2015 bietet Anja Buchmann auf geschichtengeschenk.de persönliche und personalisierte Kurzgeschichten an. Diese individuellen Geschenke sind zu den unterschiedlichsten Anlässen eine schöne und erschwingliche Idee. Einen Überblick über das gesamte Schaffen können sich Interessierte auf facebook/AutorinAnjaBuchmann sowie anjabuchmann.de verschaffen.

Webseiten
www.anjabuchmann.de
www.geschichtengeschenk.de

Ich sprach zuerst mit dem Opfer

Markus Cremer

Der Fall hatte für mich den Beigeschmack von Maschinenöl. Zu meinem Leidwesen stand ich in der Hackordnung der paradigitalen Verbrechensbekämpfung zu weit unten, um mich dagegen wehren zu können. »Dafür wird kein Ermittler, sondern ein Techniker gebraucht«, sagte ich zu meinem Vorgesetzten. »Roboter sehen keine Erscheinungen. Da war wahrscheinlich nur Dreck auf der Linse.« Ich kämpfte in seinem überdimensioniertem Büro eine hoffnungslose Abwehrschlacht.

»Driskill, immer an die Sponsoren denken«, sagte Chief Hancock. Der »Billardspieler«, wie sein Spitzname lautete, klopfte mit seinem dicken Finger

auf das Logo der »Handmade Robot Company«. Da waren noch viele andere Werbebanner an seiner Jacke. Nach meiner bescheidenen Meinung gehörte diese ganze Sponsorennummer in die Korruptionsabteilung, aber mich fragte niemand. Den Chief fragte von besagter Truppe auch niemand, denn es sah so aus, als ob sämtliche Firmenvertreter der nördlichen Hemisphäre hier ihre Jahrestreffen abhielten. Die schiere Menge an gefälligen Gaben und Werbegeschenken füllte jeden Quadratzentimeter der vorhandenen Fläche. An meinem Hosenbund schnüffelte der flexible Saugschlauch des Reinigungsroboters.

»Ich hätte noch einen Haufen Protokollkram einzugeben«, versuchte ich es ein letztes Mal. Mein Schuh plattierte unauffällig den aufdringlichen Saugrüssel. Röchelnd ging dem Roboter die Luft aus.

»Wenn der Kunde sagt, sein Roboter sieht Monster, dann gehen sie dem nach, verstanden? Freundlich, höflich und kompetent.«

»Monster? Wirklich?« fragte ich irritiert.

»Und egal was sie rausfinden, denken sie ...«, begann der Chief, meinen Einwand ignorierend.

»…immer an die lieben Sponsoren«, unterbrach ich ihn. Meinen Absatz drehte ich genüsslich hin und her.

»Aber den Mord darf ich schon aufklären?« fragte ich, um das protestierende Geräusch des Blechheinis zu übertönen.

»Raus mit ihnen, alles andere werden sie selbst rauskriegen«, sagte er, während seine Hände sich in die ausgebeulten Taschen seiner Uniformhose wühlten. Dieser Form des intimen Taschenbillards verdankte er seinen Spitznamen. Eine widerliche Angewohnheit. Aber wenn es ihm Spaß machte, konnte es mir egal sein. Hauptsache er war beschäftigt.

»Und ich will nichts von Spesen hören«, rief mir Hancock hinterher, während ich seine persönliche Asservatenkammer verließ.

Bei der Fahrt mit dem Busexpress 3070 in die Innenstadt überdachte ich die Fakten. Keine langwierige Angelegenheit, denn außer der Adresse und der Identität des Opfers hatte ich keinerlei Angaben. Das Zentrum präsentierte sich in unnachahmlicher Art. Ein Cybersüchtiger zeigte mir sein Frühstück, indem er es auf dem Fußgängerweg ausbreitete. Jeder zweite Passant bestand aus Elektronik und Ersatzteilen für Kaffeeautomaten.

Ich verfluchte meinen miesen Job, doch mit einer Beförderung sah es denk-

bar ungünstig aus. Seit dem Debakel bei der verdeckten Ermittlung mit den siamesischen Zwillingen im Swingerclub hatte mein Ruf schwere Einbußen hinnehmen müssen. Deshalb auch nur Busexpress, keine Fahrten mehr mit dem Cabriolet-Schwebegleiter der Dienststelle.

Egal, ich ging über den roten Teppich in die Empfangshalle des Plazza del Montobene, dem Herzstück der organisierten Prostitution. Den Dreck an meinen Schuhen verteilte ich großflächig in der feinflorigen Auslage. In Zeiten ständiger Budgetkürzungen waren Reinigungen schon lange nicht mehr inbegriffen. Schlimm genug Sponsoren für den Ermittlungsdienst zu brauchen, aber geizige Sponsoren?

Die prunkvolle Eingangshalle, im Stil eines altrömischen Orgienzentrums, gefiel wahrscheinlich nur dekadenten Geldsäcken. Die Verwendung von roten Lichtern und einer Raumschiffladung Plüsch schmerzte in meinen Augen. Den nachgebauten Frauenkörper mit dem kupferfarbenen Haar hätte ich lieber auch übersehen.

»Sonderermittler Driskill?« quatschte die Maschine im Tonfall einer servilen Bedienungsmaus los.

Meine Antwort, ein abweisendes Grunzen, hielt die Ölfresserin nicht auf.

»Ich bin Einheit Coco 66. Sie werden erwartet, bitte folgen Sie mir.« Mit eingebautem Hüftschwung wackelte das Kunstweib vor mir her. Der rosa Liftschacht brachte uns in Sekunden in den vierzigsten Stock des Plazza.

Der dunkelblaue Korridor schien sich, durch geschickt angebrachte Holographien und Spiegel, bis in die Unendlichkeit zu dehnen.

»Hier ist es geschehen«, säuselte die künstliche Stimme in mein Ohr.

»Schon klar, sonst wäre ich nicht hier.« Die Intelligenz der mechanisierten Zukunft ließ zu wünschen übrig.

»Wo ist das ... Opfer?«

»Augenblick«, kam die Antwort und Madame Hüftschwung wackelte auf eine der edlen Türen zu. Der Scanner tastete uns lautlos ab. Die Autorisierung schien zu passen, denn die Tür glitt lautlos vor uns auf. Ich trat ein und staunte. Der Raum war keine einfache Suite. Paläste im mittleren Orient waren kleiner. Und überall Dekadenz in Rosa. Zum Kotzen.

»Landen hier sonst Raumer?«

»Nur auf dem Dach«, kam die trockene Antwort. Mein Humor war

hier verschenkt.
»Das Opfer?« Ich spielte die Ungeduld in meiner Stimme nicht. Diese Automatenbrut reizte mich schon mit ihrer Anwesenheit zur Weißglut.
»Sollte hier sein.« Sie drehte ihren Kopf um die eigene Achse.
Die Tür zum Badezimmer stand offen. Zwanzig Schritte später betrat ich es. Freizeitbad mit integrierter Badelandschaft passte besser. Aus dem hüfthohen Wasser des Pools ragte der ausladende Metallkörper des Serviceroboters. Überall schwamm Popcorn.
»Wieso ist er dort drin?« Die künstlichen Wimpern von Coco 66 flatterten wie angeschossene Brieftauben.
»Schon gut, ich finde es selbst heraus.«
»Okay, Hohlkopf«, sprach ich den defekten Droiden an. »Was ist hier los?« Der Serviceroboter wimmerte und wehklagte, sagte aber nichts Verständliches. »Sprich endlich oder ich schalte dich ab.«
»Bitte abschalten«, kam die verständliche Antwort.
»Was?«
»Abschalten, bitte. Das Monster ist in mir.« Die Verzweiflung hatten die Programmierer gut hinbekommen. Der Programmcode für geschliffenen Ausdruck war anscheinend Kürzungen zum Opfer gefallen. Langsam glaubte ich an einen bösen Scherz meiner Kollegen.
»Hast du ein Monster gesehen? Ja oder nein.«
»Ja.«
Ein guter Anfang.
»Bist du angegriffen worden?« Nervig, aber ich musste es mit kleinen Schritten versuchen.
»Ja.«
»Von wem? Einem anderen Roboter?«
»Das Monster war es.«
Soviel zu meinen knallharten Verhörmethoden.
»Was ist genau passiert?«
»Keine genauen Angaben möglich. Bitte abschalten.«
»Was?« Zurück zum Anfang.
»Ihm wurden sämtliche Daten aus den Speichereinheiten gelöscht«, erklärte die Hüftwacklerin. »Inklusive der Persönlichkeitssicherung. Könnte eine pa-

ranoide Fehlfunktion ausgelöst haben.«
»Datenmord«, stellte ich trocken fest und schloss die Augen. Wann würde ich endlich noch einmal Blut und Schusswunden sehen können? Datenmord war in meinen Augen kein Verbrechen. Je weniger Roboterhirnis herumliefen, desto besser für alle.
»Persönlichkeitsverlust«, stellte der Serviceknabe überflüssigerweise fest. »Das Monster ist in mir.«
»In dir sind eine Batterie, Kabel, Chips und reichlich Luft«, sagte ich. Der verhinderte Schwimmer fuhr langsam einen Teleskoparm aus.
»Kabel?« fragte er und zeigte darauf. »Damit das Monster stirbt.«
Geistesabwesend tat ich ihm den Gefallen und steckt sein flexibles Datenkabel in die nächste Versorgungsbuchse. Die motorgetriebene Schnecke wollte eingreifen, doch die Funkenfontäne hüllte uns ein und verhinderte es. Meine Hand griff in das Schulterhalfter und zog den schweren Colt, Marke Apokalypse, heraus. Die Versuchung war groß, dem Frauenverschnitt Coco 66 prophylaktisch eine zu verpassen. Ein klagender Summton kam aus dem Pool. Der Funkenregen erstarb. Der Teleskoparm des Serviceknechts existierte nur noch als dünner Draht. Geschah ihm recht.
»W-Wieder versagt.« Sein einziger Kommentar. »A-Abschalten, bitte.«
Der Roboter war ein zäher Hund. Ich wandte mich an die Kunstfrau: »Was hat dieser wandelnde Kurzschluss? Phantomschmerzen, weil sein Denkapparat hinüber ist?«
»Die anderen haben sich anschließend auch umgebracht«, sagte Coco 66.
»Die anderen?« mein Kopf ruckte herum. »Es gab noch mehr von diesen freudigen Ereignissen?«
»Morde, Sonderermittler Driskill.« Melodramatische Spitzenarbeit.
»Datenmorde, mehr nicht.« Die Schürze aus Metall übertrieb.
»Induzierte Selbstmorde. Ausgelöst von einem scheußlichen Monster.« Die Kunsthüfte hielt kurz inne.
»Wo sind die anderen?« fragte ich, wobei die Mündung meiner Waffe wie unbeabsichtigt auf den Kopf der Droidin zielte. Die Reaktion war zufriedenstellend.
»Folgen Sie mir.«
»A-Abschalten?« fragte der devote Blechkopf aus dem Planschbecken.
Kopfschüttelnd ging ich Coco 66 hinterher. Neben dem Badezimmer schwang

eine verborgene Tür auf. Dahinter befand sich ein gekachelter Abstellraum, nur durch flackernde Leuchten erhellt. Auf dem Plastikboden lagen ein Dutzend stillgelegte Roboter. Allesamt der menschenähnliche Typ, der Aufgabenbereich eindeutig die Orgasmusunterstützung. Verblüfft steckte ich den Colt weg. Langsam gefiel mir der Fall. Das Monster wollte ich kennenlernen.
»Sind das alle?«
»Die aus den letzten drei Wochen«, kam die betroffene Antwort. Ihre Hand tätschelte meine Hüfte. Angewidert brach ich einen Finger ab.
»Und bei allen lag Datenmord vor?«
»Wurde so rekonstruiert. Erst der ... Datenmord«, sie stockte kurz. »Dann setzten diese Kollegen ihrer Existenz selbst ein Ende.«
»Ich sehe.« Die vielen verkohlten Elemente fielen mir auf. Einige hatten ihre erotischen Werkzeuge in spannungstragende Steckverbindungen eingeführt. Der ultimative Kick.
»A-Abschalten!« rief der wassertretende Totalschaden aus dem Badezimmer. Der Idiot konnte sich nicht mal umbringen.
»Und wo ist das Monster? Wandelt es wie ein Gespenst durch die Gänge?«
»Die Sicherheitssysteme sind in exzellentem Zustand und es hatte kein Unbefugter Zugang.«
»Jemand schon«, sagte ich und knetete meine Unterlippe durch. »Es muss einen Täter geben. Es gibt immer einen.« Das Ganze erinnerte an die Sorte Rätsel, wie sie der Held dieser beknackten Detektivserie auf Channel Mystery 221, Shylock Whatson, dauernd löste. Im Vorbeigehen, rein logisch. Klar. Einen Moment horchte ich in mich hinein, doch ich konnte weder Logik noch die Lösung des Falls finden. Höchstens Bandwürmer. Dann eben ohne Logik. Ich hatte keine Technikerausbildung, aber ich konnte die Serviceklappe eines Schwebegleiters öffnen und einen kritischen Blick auf die Steckplätze werfen. Ging hier sicher auch. Entschlossenen Schrittes näherte ich mich dem nächstbesten Roboterkadaver und zerrte an dem handlosen Arm herum. Der glitschige Überzug erinnerte mich daran, dass es sich vielleicht gar nicht um einen Arm handelte. Mir war nichts Menschliches fremd und so riss ich das unsägliche Anhängsel aus dem Gelenk. Ich entdeckte nichts Bemerkenswertes.
»Kann ich vielleicht helfen?« fragte mich die technische Begleitung an meiner Seite.

»Wo sitzt bei euch Schraubenköpfen eigentlich der Hauptspeicher?« Den Arm, oder was es auch immer war, warf ich weg.
»Im Kopf«, kam die pfeilschnelle Antwort.
Gut, einfacher als gedacht.
»Und wie bekomme ich die Verkleidung ab?«
»Dies können nur ausgebildete Servicetechniker, deren Mikromanipulatoren es ermöglichen, ohne Schaden ...«
Der Juckreiz in meinem Zeigefinger musste umgehend beseitigt werden. Die Tatsache, dass ich Coco 66 nicht mit ebenso vielen Projektilen vollstopfte, schrieb ich einzig meiner übermenschlichen Charakterstärke zu. Der Colt Apokalypse hustete zweimal in den Metallleichnam und sorgte auf diese Weise für den nötigen Zugang zu dem interessanten Bereich. Die sauber aufgeschossenen Schläfen ermöglichten es mir, wenige Sekunden später das nachgebildete Gesicht hochzuklappen. Etwas Graubraunes huschte zwischen den leergesogenen Speicherchips. Etwas mit zu vielen Beinen. Es gab nur eine Möglichkeit die Flucht zu vereiteln. Mit beiden Händen fasste ich den Kopf und schleuderte ihn wild herum. Wie eine Flipperkugel kreiselte das Ding und fiel schließlich heraus. Dank meiner katzenhaften Reflexe fing ich die übergroße Kakerlake zwischen meinen Fingern. Ich sah genauer hin. Es war ein seltsames Tier mit viel zu dickem Kopf, einem winzigen Gürtel und einem netzartigen Gewebe auf den Flügelplatten. In dem Netz befanden sich zwei winzige Chips. Die sehr langen Fühler peitschten umher. Die Sache kam mir mehr als seltsam vor.
»Loslassen«, wisperte die Schabe.
Sie sprach in meiner Sprache. Dass sie überhaupt sprach, war ein Wunder. Beinahe hätte ich aus sie gehorcht.
»Was bist du?« Einen Moment fürchtete ich, mein Verstand reichte die vorzeitige Pension ein.
»Wonach sehe ich denn aus?« kam die flüsterleise Gegenfrage.
»Du bist keine synthetische Lebensform?«
»Leck mich!« Eine gelbliche Flüssigkeit tropfte aus dem Hinterleib heraus. Der Colt flog in meine Hand. Der kleine Krabbler schwebte über dem dunklen Lauf.
»Was hast du mit den Robotern gemacht?«
»Ich sage nichts.«

Die Einstellung zeugte von Mut. Ein Druck mit dem Handballen und eine Kugel wurde in die Kammer geschoben. Das niederfrequente Summen zeigte einen vollen Akku an.
»Meinen Segen hast du. Ist schließlich deine Beerdigung.«
»Wir können doch reden«, kam die schnelle Antwort.
Mutig, aber kein Fanatiker. Gefiel mir.
»Ich bin nicht allein. Unsere Gemeinschaft hat einige Stufen der Evolution übersprungen und befindet sich nun an der Schwelle zu ...«
»Ihr seid Mutanten?« kürzte ich ab. Ich hatte im betrunkenen Kopf einmal Infokanal 54 gesehen.
»Stimmt«, gab das Vieh nach einer Pause zu.
»Und?« Ich schüttelte meine Hand.
»Wir stehlen die Daten der Roboter.«
»Wie grauenvoll!« Die Hüftwacklerin fasste sich an die künstliche und mehr als üppige Brust. Eine Studie in Theatralik.
»Schnauze!« Kurz schwenkte meine Kanone zu Coco 66 hinüber.
»Wer ist wir?« fragte ich den Tatverdächtigen.
»Wir nennen uns Ghosts«, erklärte der Kleine voller Stolz. »Wir kapern die Roboter, stehlen ihre Daten, und nachdem wir den Metallrüben den Saft abdrehen, nehmen wir Kontakt mit den letzten Klienten auf.«
»Datendiebstahl und anschließende Erpressung, richtig?« Ich war beeindruckt.
»Genau, Großer.«
»Aber warum stilllegen? Damit fordert ihre eure Entdeckung doch heraus.«
»Geht leider nicht anders, erst wenn die Knalltüten die Letzte Ölung erhalten, kann man gefahrlos die guten Teile ausbauen.«
»Guter Plan. Sauber durchdacht. Und in wie vielen Läden macht ihr das so?«
»Drei, aber wir expandieren ständig.« Die Fühler tasteten meine Fingerkuppen ab. Pause.
»Sieht so aus, als ob ihr euch ein anderes Hobby suchen müsst.«
Die Fühler sanken schlaff herab. Eine weitere Pause entstand.
»Schade, wir hätten gerne noch mehr Blechköppe fertiggemacht. Wenn wir vor ihren inneren Linsen auftauchen, flippen die regelrecht aus.«
Die Einstellung des Kleinen gefiel mir.
»Hast du einen Namen?« fragte ich.

»Mojo, der Dreiundzwanzigste. Plündertruppe Sieben, stets zu Diensten.«
»Ermittler Driskill, sie haben ein Komplott aufgeklärt«, plärrte Coco 66 dazwischen. »Der Robotergesellschaft hätte durch die winzigen Monster ernsthafter Schaden zugefügt werden können. Sie sind ein Held der mechanisierten Persönlichkeiten.« Sie streckte ihre Arme aus und ich schwöre jeden Eid, dass sie mich küssen wollte. Ich war schneller. Der Colt Apokalypse jagte seine Ladung durch den Zentralspeicher von Coco 66.
»Guter Schuss«, sagte Mojo.
»Danke«, antwortete ich. »Ihr Jungs gefallt mir«, sagte ich zu der Kakerlake. »Aber seid in Zukunft vorsichtiger. Und haltet Kontakt zu mir.«
»Wird gemacht, Chief«, kam die prompte Antwort.
Endlich wurde ich doch noch befördert.
»Abschalten, bitte?« kam die quengelnde Stimme aus dem Badezimmer nebenan.
»Den hätte ich ja fast vergessen«, sagte ich und setzte die Piratenschabe auf den Überresten von Coco 66 ab. »Fang schon mal an. Ich muss kurz etwas erledigen.«
Vor meinem geistigen Auge konnte ich eine schöne, neue Welt sehen. Die Schlagzeile: »Paradigitales Monster rottet Roboter aus« leuchtete golden auf.
Wegen Mord war ich gerufen worden. Konnte also nicht schaden, ein paar Leichen zu hinterlassen. Später würde ich etwas von Amoklauf faseln und die Sache wäre gegessen.
Davon abgesehen, dass Chief Billardspieler mir von der Wahrheit ohnehin nichts geglaubt hätte. Und außer ein paar Patronen hatte es auch nichts gekostet. Fall erledigt.

ENDE

Kurzvita

Markus Cremer

Der aus dem Rheinland stammende Markus Cremer wurde 1972, im Jahr der Ratte, geboren. Vor seiner derzeitigen Beschäftigung in der Wissenschaft betätigte er sich als Sanitäter, Erfinder und Inhaber eines Ladens für Okkultismus. Er lebt mit seiner Frau und seinem Sohn sowie zwei Ratten in einem alten Haus in der Nähe von Aachen. Die Initialzündung für seine schriftstellerischen Ambitionen waren Fantasy-Rollenspiele und die Geschichten von H. P. Lovecraft, Michael Moorcock und Robert E. Howard. Er war an der Anthologie »Steampunk Akte Deutschland« beteiligt, welche 2015 den Deutschen Phantastikpreis gewonnen hat.

Website: http://markuscremer.jimdo.com/
Facebook: https://www.facebook.com/Autor.MarkusC

Stechende Erinnerung

Nora Sandstroem

Ich würde gehen, noch bevor ich eintraf. Meine Erinnerung sprang jedes Mal zum selben Augenblick. Verdrängte alle anderen Momente mit ihm, egal wie sehr ich mich konzentrierte. Immer war er am Leben. Trotzdem waren nur jene frühen gemeinsamen Zeitspannen zugänglich. Vielleicht weil wir uns damals noch wirklich wahrnahmen. In der Gegenwart lebten. Erklären konnte es niemand. Die Technologie war nicht ausgereift.

„Wieder ich?“ fragte sein Bild auf dem Monitor, eifersüchtig und auch etwas stolz.

„Wer sonst“, antwortete ich.
Schuldgefühle krochen in mir hoch. Ich spürte das tiefe Verlangen, ihn zu umarmen und drückte meinen spitzen Nagel in den Zeigefinger, um die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken.

Direkt vor dem Kondominium an der Eingangstür landete ich, und blickte in den ersten Stock, wo ich das gedimmte Licht im Flur sah. Er war bereits zu Hause, da er vor Sonnenaufgang in seinem Studio arbeitete und früh nach Hause kam. Am Abend döste er oft auf der großen braunen Couch. Sie kam mit der gemieteten Wohnung. Der Vormieter wollte sie nicht mehr.

Für jeden Sprung bereitete ich mich vor: nahm ein paar Kilo ab, färbte mein weißes Haar und trug dickes Make-up auf. Wenn er auf der Couch lag, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass er seine Kontaktlinsen herausgenommen und keine Brille auf hatte. Ich nahm meinen Schlüssel von damals aus der Tasche und betrachtete kurz den mit einem rosa Gummiband eingefassten Kopf.

Der Schlüssel drehte sich leise im Schloss. Dann stieß ich die Eingangstür auf, ging die Treppen hoch, schloss die Wohnungstür auf und tappte in den Flur. Dabei zwang ich mich kein Licht anzumachen. Alles in mir brannte darauf jedes Detail von ihm zu betrachten. Seine dunklen Augen, das freundliche Lächeln, die kahle Kopfhaut, die er sich nach einer kurzen Schaffenskrise selbst rasiert hatte. Ich würde die Veränderung schockiert feststellen. Meine Hände liebten es, sich in den weichen Haaren zu vergraben. Und ich vermisste es, seinen leichten Bauchansatz zu streicheln, in der sich unsere gemeinsame Leidenschaft ansammelte: das Kochen.

Vielleicht war es das letzte Mal, dass ich diesen Moment besuchen konnte. Meine Brust zog sich zusammen und ich nahm mir vor, das Treffen ganz besonders zu gestalten. Natürlich könnten sich andere Zeitspannen öffnen, aber genau wusste es niemand.

Die Theorie der Sprünge war nicht ausgereift. Noch stritten sich Forscher, ob tatsächlich eine Echtzeit-Verschiebung stattfand. Eine führende Gruppe

behauptete, dass nur starke Erinnerungen wieder erschafft werden würden. Dass die Gedanken mit einem Quantennanostrom so an einem Punkt gefesselt werden, dass es für die Erfahrung der betroffenen Individuen keinen Unterschied mache.

„Wer ist da?“ fragte seine Stimme. Mir war als erklinge sie irgendwo in mir.
„Ich“, sagte ich und hoffte jünger zu klingen.
„Oh“, antwortete er unsicher.
Dann durchquerte ich das kleine Wohnzimmer zur Couch und setzte mich. Sein Kopf drehte sich und blickte mich erwartungsvoll an.

Wir schwiegen kurz und ich konzentrierte mich auf ihn.
„Interessanter Schnitt“, bemerkte ich.
Er grinste mich breit an. Seine Brille lag auf dem Tischchen.

„Du bist müde“, sagte er, als ich seufzte.
„Ist ok, wir können schlafen gehen“, flüsterte er, „wir haben ja die ganze Woche für uns.“

Zeit existiert nicht außerhalb der menschlichen Wahrnehmung. Aber das wusste ich damals nicht. Es gibt nur zeitlose Beständigkeit strukturiert mit zeitbezogenen Worten von unserem Kopf, um das sture Andauern auszuhalten.

Ich wollte ihn nicht enttäuschen und spürte wie sich meine Brust zusammenzog. Wie damals beim Streit. Wir hatten uns mit bösen Worten angeschrien. Er lief hinaus, fuhr los, musste einen Moment nicht aufgepasst haben, und starb noch an der Unfallstelle. Ich drückte den Nagel in meinen Zeigefinger. Der stechende Schmerz dort war stärker als die aufquellenden Tränen, die sich in meiner Brust anstauten.

Ich starrte auf die Uhr, und sah, dass mein junges Ich bald nach Hause kommen würde. Dann würde nichts mehr eine Rolle spielen. Als der Zeiger sich auf die fünf schob, spürte ich wie die Momente an mir vorbeiglitten. Wie Wasser, auf das man von einer Brücke blickt und vorbeiziehen sieht.

Es war kurz nach achtzehn Uhr. Der Bus würde in ein paar Minuten an der Haltestelle seine Tür aufmachen.
„Was ist?“, fragte er leise, als meine Gedanken in einen tiefen Abgrund stürzten, dem er nicht folgen konnte.
„Ich bin gleich wieder da!“
Er räkelte sich und legte die Decke so, dass ich darunter schlüpfen konnte. Ich konnte seine Haut riechen, und wollte ihn küssen. Dem Drang nachgeben konnte tödlich sein, wenn mein Ich früher kam als üblich.

Leise öffnete ich die Tür, schlich die Treppen hinunter, und schritt in den Hof. Dort zwang ich mich langsam und tief zu atmen. Die Luft war warm und parfümiert von den blühenden Akazien.

Vermutlich würde ich die Abkürzung durch den kleinen Friedhof nehmen und dann um die Ecke in den Hof einbiegen. Deshalb versteckte ich mich im Schatten der Hecke und wartete bis ich mich vorbeigehen hörte.

Eine Unwirklichkeit ergriff mich, schnitt sich tief in meine Brust. Ich beugte mich nach vorne und drückte meine Hand aufs Herz um nicht laut aufzustöhnen. Erst als die Eingangstür zufiel, ließ der stechende Schmerz nach.

Ich hatte die Flut der Liebe gespürt. Ihrer Liebe von damals. Nicht meine jetzige. Ihre Schritte waren voller Schwung. Ihre Vergangenheit gehörte nur ihr. Meine war vermischt mit den Schwingungen seiner Erinnerung. Nach dem Unfall war nur ein Teil seines Gehirns am Leben. Er hatte es für wissenschaftliche Experimente freigegeben und ich meldete mich sofort als Testerin, als bekannt wurde, dass es für Sprünge eingesetzt wurde.

Ich würde zurückkommen. Vielleicht. Ungefähr zu diesem Ort und dieser Zeit. So oft, wie meine Erinnerung gegen den Verlust kämpfte. Ich schaute in den dunklen Hof. Mehr als einmal war ich hier gewesen, ähnlich wissend wie heute, nur Moment entfernt.

Ich blickte zum Fenster hoch. Sie würde ihn nicht enttäuschen.
Ich war gegangen noch ehe das Licht im Flur anging.

Kurzvita

Nora Sandstroem

Nora Sandstroem, 1981 in Bozen geboren, verweilt nach einem langen Aufenthalt in England wieder in ihrer Heimat. 2006 besuchte sie einen Kurs im kreativen Schreiben und beschloss, mehr Zeit in diese Leidenschaft zu investieren. Konkret arbeitet sie an ihrem ersten Roman, der sich um das Thema Technologie und Veränderung der Beziehungen dreht.

Die Gegenwelt

Ina Kahle

Die bunte Propagandawelt der Regierung strahlt als flackerndes Hologramm über die nächtliche Dunkelheit des Platzes der Revolution. Eine angenehme Frauenstimme spricht den ewig gleichen Text in beschwörendem Ton:

„Das Gleichgewicht der Welt liegt in unseren Händen. Nur durch unermüdlichen Einsatz, nur wenn Part und Gegenpart sich in jedem Moment ausgleichen, kann das Gleichgewicht bewahrt werden."

Eine attraktive junge Frau sitzt an einem Schreibtisch und sieht lächelnd von einem Schriftstück auf. Kurz darauf sieht man sie beim Joggen im Park und

dann im Kreise ihrer lachenden Familie beim Abendessen. Leuchtende Farben und strahlende Gesichter zeichnen eine Welt voller Glück und Zufriedenheit.
„Du arbeitest, wenn dein Part ruht.
Du ruhst, wenn dein Part arbeitet.
Du schweigst, wenn er redet.
Du läufst, wenn er stehen bleibt.
Du bist leise, wenn er laut ist.
Du fastest, wenn er ausschweift.
Du flüsterst, wenn er schreit.
Du bist der Gegenpart, das Gegenstück, wie wir alle, und unser Streben nach Ausgleich hält unsere Gesellschaft im Innersten zusammen. Ohne uns würde das Chaos ausbrechen und unsere wunderbare, einzigartige Welt zusammenbrechen. Das Gleichgewicht ist unser höchstes Gut und all unser Streben ist auf seinen Erhalt ausgelegt. Diese Aufgabe ist unser aller Lebensinhalt und das höchste Ziel auf Erden. Jede Last, die auf unseren Schultern liegt, wird hundertfach aufgewogen durch das Glück in unserer heilen Welt zu leben, teilzuhaben an der größten Errungenschaft der Menschheit: der Gesellschaft im absoluten Gleichgewicht."
Ich wende mich ab und sehe die tristen nächtlichen Straßen vor mir liegen. Alles scheint grau in grau, Dreck liegt herum, einige wenige Menschen eilen durch die Nacht. Gehetzt, getrieben, rastlos während ihre Parts Partys feiern oder im Kreise ihrer Familien entspannen. Auch auf meiner Hand steht in blassen Lettern seit Stunden „Part feiert mit Freunden", und es wird dort keine neue Nachricht erscheinen bis spät in die Nacht hinein. Genauso wie gestern und vorgestern und so viele Abende zuvor.
Ich sollte weitermachen, ausgleichen, doch stattdessen lasse ich mich mit dem Rücken an einer Hauswand zu Boden rutschen. Der Tag war lang und anstrengend. Ich stütze meinen Kopf auf die Hände und versuche mir das Leben meines Parts vorzustellen. Ob es genauso bunt und unbeschwert ist wie in den Propagandafilmen?
„Komm schon, steh auf, du musst weitermachen!"
Eine Hand berührt mich an der Schulter und eine ältere Dame sieht mich mit von Besorgnis gerunzelter Stirn an.
„Das Gleichgewicht…", murmelt sie zögernd und eilt dann weiter.
Ich schüttele nur den Kopf.

Nein, ich werde nicht mehr weiterarbeiten, während mein Part sich ein schönes Leben macht. Ich kann nicht mehr. Ich bin am Ende. Wieso kann er tun, was er will, während ich als sein Gegenpart ständig damit beschäftigt bin seine Handlungen auszugleichen? Wieso ist er ein Part und ich ein Gegenpart? Ist es Zufall? Ist es unsere Geburt, die darüber entscheidet, ob wir auf der Sonnen- oder der Schattenseite des Lebens stehen? Wo bleibt da die Gerechtigkeit?
Sirenen tönen aus weiter Ferne durch die Straßen.
Das Gleichgewicht ist mir inzwischen vollkommen egal. Ich weiß nicht, was passieren wird, ob die Welt wirklich ins Wanken gerät, wenn das Gleichgewicht nicht mehr aufrechterhalten wird. Ob es wird wie früher in den schlimmen Jahren vor der Revolution, als alles zu scheitern schien und sich die Menschen in den Straßen bekämpften? Aber es muss eine andere Lösung geben. Die neue Regierung hat uns versprochen, dass alles anders wird und dass jeder ein wertvoller Teil der neuen Gesellschaft wird. Aber trotzdem herrscht keine Gerechtigkeit.
Die Sirenen tönen jetzt durchdringend. Quietschende Reifen direkt vor mir. Ich sehe auf.
Drei schwer bewaffnete Aufseher springen aus dem Wagen und kommen direkt auf mich zu.
„Los an die Arbeit!“
Ich schüttele den Kopf.
„Steh schon auf, denk an das Gleichgewicht!“
„Nein.“
„Los jetzt. Du musst weiter arbeiten!“
„Nein, ich mache nicht mehr mit.“
„Du hast keine Wahl.“
Der Schlagstock trifft mich mit unerbittlicher Wucht auf den Oberarm. Ich schreie auf, zu erschrocken um wirklich den Schmerz zu spüren, doch der folgt, als Schlag auf Schlag und Tritt auf Tritt meinen Körper treffen. Ich rolle mich zusammen, versuche mich zu schützen. Alles wird rot und es gibt nur noch Schmerz und Verzweiflung und Angst. Ich wehre mich nicht mehr. Sie zerren mich hoch und stoßen mich in den Wagen, wo ich liegenbleibe, unfähig mich zu bewegen.
Ich weine, während du lachst.

Kurzvita

Ina Kahle

Ina Kahle wurde 1986 in Heidelberg geboren und wuchs in der Rhein-Neckar-Region auf. Nach dem Studium der Humanmedizin in Marburg zog sie 2013 nach Braunschweig, wo sie seitdem lebt und als Ärztin arbeitet.

Bereits in jungen Jahren entdeckte sie ihre Freude am Schreiben und schrieb kleine Geschichten und füllte unzählige Tagebücher. Während des Studiums musste diese Leidenschaft leider hintenan stehen, doch inzwischen hat sie ihre Begeisterung dafür wiederentdeckt.

WECKRUF
Simone Weisenberger

Ein abstoßendes Klingeln im Inneren meines Kopfes weckt mich. Es ist so schrill und unvorhergesehen, dass die Frequenz meines Herzschlags beinahe aussetzt. Sie registrieren anhand meiner Biodaten, dass ich wach bin und schalten zumindest den Alarm aus. Wenn DeVois Schicht hat, lässt sie den Alarm absichtlich länger an als nötig, das weiß ich. Ein leises Klicken verrät den Beginn einer intercelebralen Mitteilung.

„Kelly, komm umgehend in den Astrosaal und schau dich dort um. Unsere Scanner zeigen das Eindringen einer fremden Lebensform in diesem Bereich an."

Ich wische mir nicht vorhandenen Schlaf aus den Augen, schlage die Decke

beiseite und schwinge die Beine über die Kante des schmalen Feldbetts. Ich weiß genau, dass sie mir ein besseres Bett zur Verfügung stellen könnten, aber vermutlich halten sie das für überflüssigen Luxus. Der Großadmiral schläft bestimmt nicht auf einer zwei Zentimeter dicken Matratze, die gefühlt mit Stahlwolle ausgestopft ist.

„Im Astrosaal?“, frage ich ins leere Zimmer. „Das ist ein Raum mitten im Rumpf des Schiffes, der Eindringling muss mehrere Fakultäten durchdrungen haben, um überhaupt dort hinzulangen.“

Auf der anderen Leitung ist zunächst nur Schweigen.

„Nun“, meldet sich Deckoffizier Lins Stimme dann wieder, „ich lese hier auch nur vor, was da steht. Gehst du jetzt hin, oder nicht? Ansonsten wecke ich K-4.“

Ich stehe vom Bett auf und schlurfe zur Tür.

„Schon gut, ich bin auf dem Weg.“ Lin ist leicht zu irritieren, seit sie sich von Leutnant J getrennt hat. Ich beschließe, sie ein wenig zu schonen.

„Vielen Dank“, seufzt sie zur Antwort mit einer Mischung aus Ironie und ehrlicher Erleichterung. „Ich bleibe währenddessen ständig mit dir in Kontakt. Gib Bescheid, wenn die Verbindung Störungen aufweist. K-9 beschwert sich seit unserem Aufenthalt auf Artemis über ein Brummen während intercelebraler Mitteilungen. Weißt du, was er haben könnte?“

Die Tür gleitet ohne einen Laut auf und entlässt mich in den weitläufigen, weiß gechromten Korridor. Früher waren die Gänge magentarot, weil der damalige Schiffspsychologe meinte, dass dieser bestimmte Ton, der nur in der Blüte einer extrem seltenen Blume zu finden sei, sich positiv auf die Moral auswirken würde, aber tatsächlich bekam die Crew davon nach einigen Wochen heftige Kopfschmerzen. Außerdem hat sich die Hygiene-Ordnung seit dem Vorfall mit den Hunden geändert, sodass wenigstens die Flure weiß sein müssen, damit sie gründlicher gereinigt werden können.

„Keinen Schimmer“, antworte ich, während ich die Schultern kreisen lasse. Grüße ans Feldbett. „K-9 bildet sich ständig irgendwelche Fehlfunktionen ein, ihr solltet seine gesamte Sanitärschaltung mal durchchecken lassen. Warum habt ihr nicht K-14 geweckt? Seine Kabine ist viel näher am Astrosaal. Ihr habt keine Vorstellung davon, was für eine Plage die Aufzüge in diesem Areal sind.“

„K-14 ist offiziell beurlaubt. Und ja... Wo wir von den Aufzügen reden. Du

musst die Luftversorgungsschächte nehmen, die Aufzüge haben wir aufgrund eines Energiemangels in anderen Decks abschalten müssen."

„Die Luftversorgungsschächte. Super. Welchen Durchmesser haben die gleich wieder? Ich kann meine Schlüsselbeine ausrenken, aber mich nicht auf die Hälfte schrumpfen, Lin."

Ich komme zu einem Halt, als ich am nächsten Luftschacht ankomme. Ich stiere ihn verdrießlich an, bevor ich mich daran mache, mit dem Werkzeug in meinen Fingern die Schrauben herauszudrehen.

„Hör zu, es tut mir leid, Kelly, ich weiß, dass die Schächte nicht optimal für euch K-Modelle sind, aber daran kann ich jetzt auch nichts ändern. Ich hatte noch nicht einmal einen Kaffee. Schau einfach bitte nach, was da los ist. Dann kannst du auch wieder in deine Schlafphase zurück. Michael löst mich jetzt ab, mach's gut – Guten Morgen, Kelly!" Der Deckel lässt sich mit einem Scheppern abnehmen und an die Wand lehnen.

„Morgen, Michael. Wirst du bitte jemanden nach mir schicken, wenn ich stecken bleibe?"

Glucksendes Lachen auf der anderen Seite. Wenigstens einer amüsiert sich. Michael ist schon ein komischer Kerl. Ich weiß nicht viel über ihn, aber er ist relativ neu im Steuerstab. Er schwitzt überdurchschnittlich viel und hat nervöse Augen. Ich habe DeVois sagen hören, dass er sich zu seltsamen Zeiten in seltsamen Teilen des Schiffes aufhält und intensiv nach Räucherwerk riecht. Meine Augäpfel scannen den Umfang des Schachtrahmens und vermessen die Dimensionen, auch, wie der Gang dahinter aussieht. Mit einem Seufzen wird mir klar, dass ich die Sache anders angehen muss, wenn ich weiter kommen will – und das sollte ich, um meinen Gehaltsscheck zu erhalten. Wir Androiden werden nicht nach Stunden bezahlt.

Ohne viel Federlesens reiße ich mir den linken Arm aus und stecke ihn mithilfe von Starkmagneten an meine rechte Ferse an. Mein rechter Arm klammert sich an den Rand des Schachts und zieht mich hoch. So klappt es. In einem stetigen Tempo robbe ich vorwärts. Durch die Anschlüsse in meinen artifiziellen Hemisphären dringt ein Schmatzen.

„Soll ich dir die Richtungen diktieren?", bietet Michael an, der sich offensichtlich ein Frühstück genehmigt.

„Nein, ich habe den gesamten Grundriss der Konstruktion im Kopf."

Eine enge Kurve bereitet mir einige Schwierigkeiten, bevor ich es schaffe, meinen Körper dementsprechend zu biegen. Sie hätten einen Roboter schicken sollen, der nicht zu 40% aus Metallen besteht. Im Grunde ist die K-Generation ohnehin längst überholt, aber unser Schiff dockt nicht oft genug an Häfen an, um aufzurüsten und wir sind noch die geringsten Mängel, wenn ich an die mittelalterlichen Prozessoren in den Informatikstationen denke. Die K-Generation war schon von jeher an Bord des Schiffes: Dank der unzähligen Speicherkarten, die ich in meinem Quartier sammle, wie manch anderer vielleicht Kunstwerke, und fein säuberlich in abgestaubte Regale sortiere, erinnere ich mich an alles.

Die ganze Mission des Schiffs begann als eine Art Wallfahrt. Wir starteten auf dem Mond Atlas III mit einer Mannschaft von fast 10.000 Menschen, desillusionierten Anhängern einer streng religiösen Sekte, die sich von den Bewohnern Atlas IIIs abgrenzen wollte. So entstand die Schnapsidee einer heiligen Kolonisierungsfahrt auf der Suche nach einem neuen, unbefleckten Planeten, den sie besiedeln und dort ihre Rituale konfliktlos ausleben konnten. Unnötig zu erzählen, dass die ersten zwei Jahrhunderte auf dem Schiff ziemlich langweilig waren. Zum Glück hatten die Fundamentalisten nicht langfristig genug gedacht. Nachdem die älteren Generationen allmählich verstorben waren, nahmen es die nachfolgenden nicht mehr ganz so genau mit den Gesetzen ihrer Schriften und nach ein paar weiteren Dekaden, ein, zwei Aufständen und einer erfolgreichen Meuterei verlor sich ihr unerschütterlicher Glaube gänzlich.

Ich bezweifle, dass die heutige Besatzung überhaupt noch weiß, worum sich die Anbetung ihrer Vorfahren drehte. Vollkommener Unsinn. Alles, was übrig geblieben ist, sind wir, die „Hausmeister“, die restliche, auseinander fallende Ausstattung und ein gesamtes, versiegeltes Deck, das die heiligen Schriften und etwa eintausend Pflanzenarten enthält, die die Bebauung des neuen Planeten unterstützen sollten. Das Ganze ist jedoch seit mehreren hundert Jahren hermetisch vom Rest des Schiffes abgeriegelt worden und ich bin mir einigermaßen sicher, dass der Großteil des momentanen Steuerstabs nicht einmal von seiner Existenz weiß. Es ist ein entsetzlich großes Schiff. Ich kenne zwar auf der Karte jeden Raum, aber ich habe kaum ein Drittel davon je selbst betreten.

Michael niest ohrenbetäubend laut in sein Mikrophon und die loseren Teile meiner Hemisphären erzittern unter den Bässen. Mein ganzer Körper gefriert aus Schock in seiner Bewegung.

„Verzeihung“, bittet Michael und nimmt einen weiteren Bissen. „Du bist bald da.“

Ich könnte ihn umbringen, dafür, wie er mein kostbares Innenleben ruiniert (unsere Ersatzteile beginnen knapp zu werden), aber stattdessen beiße ich die Zähne zusammen und ziehe mich das letzte Stück den Schacht entlang, boxe ungeduldig das Gitter aus seinen Fugen und purzele aus der Öffnung in den Astrosaal.

Ich entferne den angesteckten Arm von meinem Bein und setze ihn wieder ein. Dann werfe ich erste Blicke um mich.

„Hey Michael, ich weiß ja, dass wir gerade ein wenig knapp an Energie sind, aber könntet ihr nicht wenigstens die Notbeleuchtung einschalten? Meine Nachtsicht ist nicht mehr das, was sie einmal war.“

„Selbstverständlich.“ Ein Flackern, dann springen die bläulichen Lämpchen, die die Deckenbordüre und den Boden entlanglaufen, an. „Besser?“

Der Astrosaal auf dieser Seite des Schiffes erfüllt, um genau zu sein, nicht mehr seinen ursprünglichen Zweck: Wo früher hoch entwickelte, technische Teleskope standen und sich kleine Vermessungsstationen und Kartierungsboxen reihten, lagern heute nur noch Container und Kisten. Meine Rezeptoren können keine Bewegung wahrnehmen. Ich runzele die Stirn.

„Nach was soll ich gleich wieder Ausschau halten?“, frage ich Michael verwirrt, bevor ich von hinten mit unglaublichem Momentum einen Stoß bekomme, der mich einige Meter durch die Luft wirbelt und dann krachend den Fußboden mit meinem Gesicht wischen lässt.

Sofort blinken in meinem Kopf einige Warnlampen auf, die mir mitteilen, welche Stellen meines Körpers bereits Schäden bezogen haben. Die intercelebrale Mitteilung rauscht, als Michael erschrocken nachfragt, was gerade passiert sei.

Ohne Antwort zu geben, schalte ich die Übertragung der Kameras in meinen Augen an, sodass Michael in der Zentrale mitverfolgen kann, was vor sich geht. Diese Prozeduren sind wichtig für die Protokolle. Ich will nicht später für mögliche Beschädigungen meiner Umgebung verantwortlich gemacht werden. Dann wird mein Titanschädel von meinem Gegner zerstampft und mein künstlicher Geist fährt auf unbestimmte Zeit hinunter. Das letzte was

ich denke, ist, dass ich, falls ich je repariert werde, mich an dumme Spitznamen diesbezüglich von DeVois werde gewöhnen müssen. Michael verschluckt sich und hustet Brösel über das gesamte Schaltboard der Zentrale. Lin, die neben ihm an der Kommunikation sitzt und gerade mit jemandem ein Gespräch über ein kompliziert aussehendes Headset führt, bedenkt ihn mit hochgezogenen Augenbrauen.

Michael klickt nur mit der Zunge und wendet sich wieder dem grau flimmernden Bildschirm zu. Auf seiner Stirn stehen Schweißperlen. Er flucht. Seine Finger rasen über die Tasten, bis er das Bild zu der Stelle zurückgespult hat, an der der Eindringling für einen Sekundenbruchteil von K-19 aufgenommen wurde. Orange glimmende Augen. Große, gebogene Hörner. Ein zittriges Lächeln schleicht sich auf seine dünnen Lippen. Er hat es geschafft. Er hat es tatsächlich geschafft. Die alten Götter der Schriften sind wieder erwacht. Großvater wäre stolz auf ihn. Sein Finger rutscht langsam zu einem der Knöpfe und er drückt ihn besonders bedachtsam. Viele Decks und Flügel weiter schiebt sich geräuschlos die zuvor sorgfältig verriegelte Tür zum Astrosaal auf.

Kurzvita

Simone Weisenberger

Simone Weisenberger wurde 1998 in Bayern geboren, wo sie heute noch die Oberstufe eines Gymnasiums besucht. Da sie sich schon immer für Bücher und Geschichten aller Art begeistern konnte, begann sie früh damit, in ihrer Freizeit selbst Worte zu Papier zu bringen. Als bekennender Science-Fiction-Fan war es ein Leichtes und ein Vergnügen für sie, sich mit dem Thema „Parallelwelten“ zu befassen.

Zeit für Metaphysik

Nicole Thele

Natürlich darf es keine Zeitreisen geben“, antwortete der Professor kopfschüttelnd, „Das wäre ja der reinste Irrsinn! Was da alles schief gehen könnte! Und das Unheil, das man dabei anrichten könnte! Katastrophen unvorhersehbaren Ausmaßes könnten die Folge sein. So genau lassen sich gar nicht alle Variablen berechnen, dass man Fehler ausschließen könnte. Wir würden ein unvorstellbares Risiko eingehen. Mit jeder Zeitreise würden wir die Grundlagen unserer Gesellschaft aufs Spiel setzen. Nein, Zeitreisen dürfen niemals gestattet werden!“

Noch einmal schüttelte er energisch seinen Kopf mit dem schütteren,

grauen Haar.
Der junge, gut aussehende Journalist lächelte professionell in die Kamera, die vor ihnen aufgebaut war, und fasste dann kurz zusammen:
„Für alle Zuschauer, die sich erst jetzt zugeschaltet haben, wiederhole ich es noch einmal: Ich sitze hier mit Professor Doktor Stern, dem Leiter des Instituts für temporale Fragen. Sein Institut hat in den letzten Tagen die wissenschaftliche Formel für Zeitreisen entdeckt. Theoretisch sind Zeitreisen nun also möglich."
Der Journalist schwang seinen Drehstuhl elegant um 90 Grad, so dass er dem Professor jetzt genau gegenübersaß. „Herr Professor Doktor Stern – Sie persönlich schließen jedoch alle praktischen Anwendungen dieser Theorie aus. Ist es für Sie wirklich so undenkbar, dass wir in der Zukunft auch einen komplexen Prozess wie eine Zeitreise beherrschen können? Ihre Kollegen scheinen jedenfalls in dieser Hinsicht wesentlich zuversichtlicher zu sein als Sie!"
Der junge Journalist sah dem Professor erwartungsvoll ins Gesicht.
Der Professor seufzte leise angesichts des Eifers des jungen Mannes. Genau das hatte er befürchtet, dass das Thema von den Medien und ein paar verantwortungslosen Wissenschaftlern hoch geschaukelt werden würde.
„Ich fürchte, dass viele so denken, wie sie es gerade formuliert haben." Der Professor hielt einen Augenblick inne, als suche er nach guten Argumenten.
„Lassen Sie mich meine Befürchtungen am Beispiel der Atomspaltung darstellen. Wie hat der Mensch sein Wissen darüber genutzt? Er hat eine Atombombe gebaut! Weil er sie brauchte? Weil es wirklich nötig war, sie zu bauen? Die Antwort ist wohl eher: weil er es konnte. Weil die Versuchung zu stark war. Weil er beweisen wollte, dass es funktioniert. Auch wenn es kompletter, destruktiver Wahnsinn ist. Und wie ist die Menschheit dann mit ihrem Wissen umgegangen? Haben wir nach der ersten Atombombe aufgehört zu experimentieren? Oder haben wir, nachdem wir die Folgen atomarer Kriegsführung mit eigenen Augen gesehen haben, angefangen, Kernkraftwerke zu bauen?
Aber nur unter den sichersten Voraussetzungen, würde man wohl meinen, sicher nur unter Aufsicht der besten Wissenschaftler an ganz besonders sicheren Standorten unter den besten Sicherheitsvorkehrungen? Sie würden doch sicher meinen, dass so ein Atomkraftwerk niemals in erdbebengefährdeten Gebieten oder in armen oder korrupten Ländern gebaut werden würde, die

sich die Instandhaltung des Sicherheitsnetzes gar nicht leisten können, und vor allem würde doch niemand glauben, dass genau das Land, das von zwei Atombomben getroffen wurde, jemals freiwillig mit der Atomkraft weiter experimentieren würde, nicht wahr?!“ Der Professor blickt dem Journalisten bei dem letzten Satz direkt in die hellblauen Augen. Der junge Mann zeigte sich jedoch gänzlich unbeeindruckt und zuckte nicht einmal mit der Wimper.
Langsam löste der Professor seinen Blick wieder von der glatten, unbeteiligten Miene des Reporters und fuhr in ruhigem Ton fort: „Wie Sie sehen, hege ich keine allzu großen Erwartungen daran, wie die Menschheit mit einer gefährlichen Wissenschaft wie der temporalen Manipulation umgehen wird.“
Der junge Journalist schickte plötzlich wieder ganz unvermittelt sein strahlendes, kommerzielles Lächeln in die Kamera und warf dann einen Blick auf sein vor ihm liegendes Gadget, um umstandslos zur nächsten Frage überzugehen:
„Bei Zeitreisen denken die meisten Leute an Forscherteams, die in eine ferne Zeit reisen, um die Geschichte unseres Planeten zu erforschen, dabei wäre es doch durchaus möglich eine unbemannte Zeitreise vorzunehmen, also beispielsweise eine Kamera oder sogar eine Sonde zu schicken.“
Der Professor seufzte leise. Dieses Interview würde nicht leicht werden. Der junge Mann hielt es offenbar für seine journalistische Pflicht, dem Professor in allem zu widersprechen und das hungrige Publikum mit sensationellen Neuigkeiten zu füttern.
„Ich werde Ihnen erklären, warum ich auch gegen unbemannte Zeitreisen bin. Ich bitte um Ihre Geduld, weil ich mich hier nicht kurz fassen kann.“
Der Professor legte seine Fingerspitzen sorgsam aneinander und holte tief Luft. „Wir wissen doch alle, wie so ein Prozess abläuft. Zu Beginn sind sich alle völlig im Klaren darüber, wie unglaublich gefährlich eine Zeitreise wäre, dass sie die ganze Entwicklung der Menschheit durcheinanderbringen könnte, und dass man deshalb auf keinen Fall so etwas Gefährliches erlauben darf. Natürlich ist die Versuchung groß – wenn man das Wissen hat, warum soll man es nicht auch anwenden? Dennoch sind sich alle einig, dass es Wahnsinn wäre einem Menschen zu erlauben, sich in eine andere Zeit zu begeben. Würde seine bloße Anwesenheit nicht vielleicht schon für eine Katastrophe sorgen? Und würde er nach erfolgtem Auftrag überhaupt wieder zurückkehren können? Was würde geschehen, wenn er in einer anderen Zeit stecken bliebe?

Nein, natürlich schickt man keinen Menschen auf so eine gefährliche Reise. Man schlägt stattdessen erst einmal eine Sonde vor. Eine Sonde könnte uns auch den Beweis liefern, ob eine Zeitreise tatsächlich funktioniert.
Und wäre es nicht für die Wissenschaft ein sagenhafter Durchbruch durch eine Linse in unsere eigene Vergangenheit oder in unsere Zukunft sehen zu können?
Und jetzt stellen Sie sich einmal vor, dass das wirklich geschieht. Eine Forschergruppe hat ein Projekt eingereicht, mit genau recherchierten Daten. Eigentlich kann gar nichts schief gehen. Das Gebiet, in das die Sonde geschickt wird, war schon immer unbewohnt und außerdem ist die Sonde ja auch getarnt, und wenn das alles noch nicht reicht, kann man sie auch jederzeit wieder in unsere Zeit zurückholen, wenn sie von jemandem entdeckt werden sollte. Also besteht gar kein Grund zur Beunruhigung.
Nach einigem Hin und Her und nach einer gebührenden Zeit des Zweifelns und Abwägens wird das Projekt schließlich im Namen der Forschung gestattet. Zwar gibt es immer noch ethische und moralische Bedenken, aber die werden, wie so oft schon, mit dem Argument „Wenn wir es nicht tun, wird es jemand anders tun“ aus dem Weg geräumt.
Und zu allem Unglück verläuft also alles gut. Die Sonde liefert wertvolle Funde, die viele neue Fragen aufwerfen und auch die Forscher, die ursprünglich gegen das Projekt waren, sind nun für einen erneuten Einsatz, der dann auch durchgeführt wird. Man erhält neue Proben, die viele Theorien durcheinanderwerfen, und die Forscher sind nun ganz erpicht darauf, mehr zu erfahren. Man braucht mehr Sonden! Mehr Projekte! Mehr Zeitreisen! Wir wollen mehr lernen!
Man hat leider Glück. Die Zeitreisen werden von Pannen verschont und deshalb geben sich die Wissenschaftler der Illusion hin, alles unter Kontrolle zu haben.
Nachdem das alles schon jahrelang gut gegangen ist, kommt es auch zu bemannten Zeitreisen. Natürlich kommen wieder all die bekannten Einwände – das ist zu gefährlich – die temporäre Entwicklung könnte verändert werden, die Folgen sind nicht abzusehen, usw.
Die Regierung weigert sich deshalb auch aus prinzipiellen oder ethischen Gründen Zeitreisen zuzulassen. Doch auf diese Regierung folgen andere Regierungen mit einem anderen Verständnis von Ethos und Moral. Die Angst davor, dass andere Nationen weniger Bedenken als wir haben, aber dafür

einen größeren Sinn für wirtschaftlichen Profit an den Tag legen könnten, spielt auch eine große Rolle, und plötzlich steht einer bemannten Zeitreise nichts mehr im Wege. Und wenn diese erste, bemannte Zeitreise problemfrei verläuft, gibt es vielleicht noch eine und noch eine und dann noch eine.
Ich frage Sie – kann aber immer alles glimpflich verlaufen? Können wir uns darauf verlassen, dass niemals Situationen entstehen, die wir nicht vorhergesehen haben?
Und sind nicht auch unsere Atomwerke manchmal zusammengebrochen und haben Katastrophen verursacht?
Wenn bei einer Zeitreise etwas schief läuft, hat das jedoch ganz unabsehbare Konsequenzen. Wir wissen nicht, was passiert, wenn man die Geschichte der Menschheit verändert!"
Der Journalist, der seine Aufmerksamkeit mehr der Kamera als dem Professor zu widmen scheint, lächelt nachsichtig: „Das würden jetzt viele Menschen als Pessimismus bezeichnen."
„Oder als wissenschaftliche Bedenken," korrigiert ihn der Professor. „Wenn man einmal das Tor zu den Zeitreisen öffnet, wird es schwer werden, es wieder zu schließen."
Der Professor lehnt sich zurück. Der Journalist öffnet lächelnd den Mund und lässt zwei Reihen blendend weißer Zähne zum Vorschein kommen. Er setzt gerade an, um noch eine Frage zu stellen, aber der Professor kommt ihm zuvor. Sich wieder eifrig nach vorne beugend, fährt er fort: „Lassen Sie mich noch dies hinzufügen: Ich habe auch Einwände metaphysischer Natur. Mit Zeitreisen kann man nicht nur die gesamte Geschichte der Menschheit verändern, sondern man kann auch die individuellen Lebensgeschichten ändern. Ich persönlich empfinde es so, als ob man mich durch Zeitmanipulationen jeder Zeit der Gewissheit berauben könnte, zu wissen, ob ich derjenige bin, der ich eigentlich sein sollte.
Heute kann man die Welt doch nur durch langsame Prozesse verändern. Man kann auf diese Weise meine Lebensumstände verändern, aber niemand kann meine persönlichen Daten abändern. Niemand kann ändern, wer ich bin, was für eine Schule ich besucht habe, welche Abschlüsse ich gemacht habe, ob ich in Armut aufgewachsen bin, welche Eigenschaften meine Eltern haben oder wen ich heirate. Meine Erfahrungen und Gedanken formen mich und ma-

chen mich zu dem, der ich bin – doch mit Zeitreisen ist alles möglich, sogar meine eigenen, persönlichen Erfahrungen zu verändern, und dadurch meine Persönlichkeit zu verändern. Und ich würde es wahrscheinlich nicht einmal merken, wenn ich plötzlich nicht mehr derjenige bin, der ich gestern noch war."
Einen Augenblick lang wird es still in dem leeren Vorlesungssaal, den der Professor für dieses Interview gewählt hatte. Der Journalist sieht für einen Moment ohne sein sonst so typisches, steifes Lächeln auf sein elektronisches Interviewgadget. Der Professor lässt seinen Blick zu den großen bodenlangen Fenstern gleiten, durch die der dunkle, bewölkte Himmel zu sehen ist. Ein einzelner Sonnenstrahl schiebt sich zwischen den Wolken durch und fällt wie ein langer, leuchtender Laserstrahl durchs Fenster.
Der Journalist blickt wieder auf, sucht mit seinen Augen die Kamera, räuspert sich lächelnd und fährt fort:
„Herr Professor Doktor Stern, Sie sind Leiter der Zeitreisenabteilung und haben gerade die Durchführung der ersten unbemannten Zeitreise betreut, die man wohl zweifellos als großen Erfolg bezeichnen muss. Die Sonde ist unversehrt zurückgekehrt und eine Kontamination der Zeitlinie hat nicht stattgefunden. Ich gratuliere Ihnen!"
Der Professor lächelt zufrieden: „Wir sind in der Tat sehr erfreut über den Ausfall der ersten unbemannten Zeitreise der Menschheit. Ich kann Ihnen verraten, dass wir unschätzbare Daten gesammelt haben, die wir niemals nur durch eine theoretische Beschäftigung erlangt hätten. Zu den Daten kann ich Ihnen aus verständlichen Gründen vorerst nichts sagen – sie müssen erst ausgewertet werden, was bei der Fülle und Komplexität wohl eine ganze Weile dauern wird."
„Herr Professor, viele unserer Seher fragen sich nun -schließen Sie auch bemannte Zeitreisen in der Zukunft nicht aus?"
Der Professor macht ein nachdenkliches Gesicht. „Als Wissenschaftler schließe ich grundsätzlich nichts aus." Er macht eine kurze Pause und fügt dann lachend hinzu: „Aber ich würde sagen, dass wir da noch eine Menge Arbeit vor uns haben!"
Der Journalist stimmt kurz in das heisere Lachen des Professors mit ein und setzt dann unerwartet schnell wieder ein ernstes Gesicht auf, als wolle er das unsichtbare Publikum darauf vorbereiten, dass nun eine schwierige und gewichtige Frage folgen wird.

„Was würden Sie den Kritikern von Zeitreisen antworten?“
Ein gequältes Lächeln huscht über das Gesicht des Professors und mit einem tiefen Seufzer antwortet er: „Man kann den Fortschritt nicht aufhalten. Man kann das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Man kann einmal gemachte Entdeckungen nicht wieder zurücknehmen.“
„Sie befürworten also weitere Zeitreisen?“
Wieder lächelt der Professor etwas gezwungen. „Lassen Sie mich darauf etwas metaphysisch antworten: Was wäre der Mensch ohne seine ihm angeborene Neugierde? Was wäre die Menschheit ohne die Leidenschaft, die uns dazu bringt, ständig die Grenzen dessen, was wir für möglich halten, zu sprengen? Ohne unsere wissenschaftliche Neugierde wären wir heute wohl kaum dort, wo wir sind.
Wenn wir die Möglichkeiten, die sich uns bieten, in Zukunft nicht nutzen, bedeutet das nicht nur, dass wir unser Potenzial nicht ausschöpfen, nein, wir verkennen auch das eigentliche Wesen des Menschen, das darin besteht, immer nach neuen Wegen und Antworten zu suchen. Wenn wir die Menschheit derart begrenzen, verneinen wir, wer wir eigentlich sind.
Ich gehe sogar so weit zu behaupten, dass erst Zeitreisen uns den Schlüssel zum Verständnis der Menschheit geben werden und dessen, was wir sind!
Vor uns liegen ungeahnte Möglichkeiten! Machen wir sie uns zunutze!

Kurzvita

Nicole Thele

Ich bin in Belgien geboren, aber hauptsächlich in Deutschland aufgewachsen. Nach dem Studium skandinavischer und deutscher Literatur zog es mich nach Norwegen, wo ich noch immer lebe. Hier gebe ich Norwegischkurse für Migranten und unterrichte Deutsch an einem norwegischen Gymnasium. Und nebenbei schreibe ich.

Am Anfang waren meine Texte nur für mich, aber nun sind sie immer öfter auch für andere.

Science-Fiction schätze ich ganz besonders, weil das Genre eine so fantasievolle Möglichkeit bietet, uns einen Spiegel vorzuhalten.

Weitere Interessen sind Lesen, Schreiben, Urban Knitting, Pädagogik, Migration und Integration.

Besuch

Monika Loerchner

Die ganze Stadt, nein, die ganze Welt war in Aufruhr! Endlich, nach all den Jahren des Wartens und Hoffens war es geschehen: Jemand hatte auf ihr Signal geantwortet. Auf den Ruf, der nun schon seit Jahrzehnten ins All schallte, das einfache, freundliche: „Ist da wer?“

Noch ein wenig ausgeschmückt, zugegeben, aber dennoch von schlichter Brillanz und zeitloser Gastfreundlichkeit: „Wir sind hier und würden Euch gerne kennenlernen!“

Um jeden noch so kleinen Fehler zu vermeiden, hatten sie vor einigen Sonnenzyklen damit begonnen, das Signal selbst zu senden. Maschinen waren

viel zu unzuverlässig und wer konnte schon ahnen, ob überhaupt einer auf einen zwar freundlichen, aber emotionslosen Ruf reagieren würde? Also hatten sie es selbst getan, wechselweise, und jeder war drangekommen.
Und nun war der Ruf endlich, endlich erhört worden!

Mili klackerte aufgeregt mit den Zähnen. Wie die Fremdlinge wohl sein würden? Einiges wusste sie bereits jetzt schon: Mutig waren sie! So mutig, wie nicht einmal Joso war. Anstatt nämlich erst einmal auf den Ruf zu antworten, waren sie gleich hergekommen, hatten Kurs auf sie genommen und schickten sich nun so mir nichts dir nichts an, ihr Raumschiff zu landen. Einfach so, ganz ohne Verhandlungen oder Verträge, hatten sich nicht einmal vorgestellt, sondern einfach die Landeklappen ausgefahren und ihr Tempo gedrosselt.

„Was ist? Siehst du schon was?"
Mili schüttelte sich ungeduldig. „Wie könnte ich mehr sehen als du, kleine Schwester?"
Zärtlich rieb sie ihren Kopf an Na.
Ihr ganzer Körper vibrierte vor Aufregung. Die Würdenträger bereiteten hektisch Willkommensreden vor, die tüchtigen Frauen der oberen Häuser ein Willkommensmahl und ein jeder huschte immer wieder geschäftig hin und her – kein Staubkorn durfte falsch angeordnet sein, nichts sollte den guten Eindruck stören, den die Fremden haben sollten!

Als sie ausstiegen, waren sie riesig, die Gliedmaßen langgestreckt. Sie gingen auf den Hinterläufen, schauten aus riesengroßen Augen hektisch umher. Sie schienen sehr empfindsam zu sein, denn sie bewegten sich sehr sehr langsam, waren insgesamt recht plump anzuschauen, trotz der langen, aufrechten Körper. Die Köpfe erschienen Mili jedoch am faszinierendsten: Sie waren so … anders.
Die Fremdlinge hielten Stäbe in den Händen, die Waffen sein mochten, oder Messinstrumente. Mili wackelte nervös. Aber dann beruhigte sie sich wieder: War es nicht allzu verständlich, dass die Außerirdischen nervös waren? Immerhin begegnete man nicht jeden Tag einer neuen Spezies, und immerhin war dies auch nicht ihre Heimat.

Luzena und Hirosa gingen vorsichtig auf die fremden Wesen zu. Vermittelten Freundlichkeit, Wärme, Gastfreundschaft. Hießen die Fremdlinge willkommen. Die ruckten mit den Köpfen, langsam, und schienen nicht so recht zu verstehen. Nicht zu wissen, was sie als Nächstes tun sollten.
Die Obersten begrüßten die Fremden erneut. Eifrige Helfer eilten herbei und boten den Wesen Nahrung und Wasser. Wieder wurde nur bedächtig mit den großen Köpfen gewackelt. Ob die Fremden damit zum Ausdruck brachten, erst überlegen zu müssen? Aber sie klangen wunderschön.
Einen kurzen, verwirrenden Moment lang schoss es Mili durch den Kopf, diese Wesen vor ihnen könnten gar nicht lebendig sein, sondern seien vielmehr Spielzeuge einer fremden Art, allein dazu bestimmt, mit den kopfartigen Gebilden zu wackelt und dabei Geräusche zu erzeugen.
Dann musste sie über sich selbst lachen. Wie albern sie war!

Alles stand ein bisschen ratlos um die Ankömmlinge herum. Es waren vier, und alle sahen sie gleich aus.
Hirosa unternahm einen weiteren Versuch. Vielleicht wollten die Fremden ja direkt aus einer frischen Wasserquelle trinken?
Die Idee fand so großen Anklang, dass viele vor Begeisterung hüpften: Ja, das musste es sein! Aufgeregt und eifrig boten gleich dreißig Hände auf einmal an, den Wesen den Weg zur nächsten Wasserquelle zu zeigen. Aber sie schienen sich nicht im Mindesten dafür zu interessieren. Vielmehr fummelten sie hektisch an ihren Hüllen herum. Sie trugen Lasten auf dem Rücken und deuteten immer wieder darauf.
Mili wechselte einen ratlosen Blick mit Joso. Er knackte mit seinen Fingern, stieß einen nervösen Pfiff aus. „Vielleicht brauchen sie irgendetwas anders?“, überlegte er. „Etwas, das nicht Wasser ist und auch nicht Nahrung“
Die anderen nickten. Nur was?
Da kam plötzlich Bewegung in die Fremden. Sie vollführten merkwürdige Gesten mit ihren Gliedmaßen, fast schien es so, als führten sie ein Ritual aus. Dankten sie vielleicht ihrem Gott für eine glückliche Landung?
Es dauerte lange, aber schließlich war das komplizierte Ritual gelungen. Eines der Wesen – vermutlich der Anführer – senkte den riesigen Kopf und ließ sich auf die Vorderläufe fallen. Dann griff es sich an den Kopf und … nahm

ihn ab! Einfach so klappte der Fremde seinen Kopf nach hinten. Die anderen hatten sich ihm zugewandt, ganz so, als müssten sie ihn genau beobachten. Auch Mili und die anderen hielten aufgeregt den Atem an. Was würde als nächstes passieren?

Nichts.

Das Fremde verharrte ein paar Minuten in der Stellung, dann richtete es sich wieder auf. Das klang schön. Es vollführte ein paar interessante Bewegungen – ein Tanz für die Götter? – und wackelte dabei mit allen Gliedmaßen. Die anderen klappten nun ebenfalls ihre Köpfe zurück. Darunter kamen etwas kleinere, wenn auch hässlichere Schädel zum Vorschein.

„Wahrscheinlich eine Art Tarnung, um uns nicht zu erschrecken", meinte Arsole. Mili nickte. Wie klug ihre Großmutter war!

Luzena indes wurde unruhig. „Warum antworten sie uns nicht? Warum fragen sie uns nichts?", wollte sie wissen. „Sie haben doch auf unseren Ruf reagiert."

„Ruhig." Wie es seine Art war, vermittelte Reso trotz seiner Jugend Ruhe und Wohlgefühl. „Es scheint mir, sie haben erst ihren Göttern huldigen müssen. Wer sind wir, dass wir uns über fremde Götter erheben wollen?"

Mili lächelte und freute sich, denselben Gedanken gehabt zu haben.

„Sicher werden sie bald…"

Abgelenkt wandte sie sich zu dem Raumschiff der Ankömmlinge. Furchtbares ging darin vor, es klang grauenhaft, und alle Wesen drehten sich um. Eines wollte hineingehen, wurde aber von den anderen festgehalten. Warum nur?

Mili hielt es nicht länger und sie sauste in das merkwürdige Raumschiff. Ob dort etwas kaputt ging? Aber selbst wenn, hätte sie es wohl nicht erkannt: Das Flugzeug war so abstrus gebaut, so völlig anders, fast schon gespenstisch, dass es Mili schauderte. Es war so … so völlig GANZ nicht Teil seiner Umwelt, stach heraus, war so SICHTBAR, dass sie mit sich rang, ob sie Bewunderung oder Furcht vor dieser andersartigen Fähigkeit empfinden sollte, derart … Bizarres bauen zu können. Das war so ganz anders, als ihre Art, möglichst jedes Gebäude und jede Maschine so zu bauen, dass sie wie ein Teil ihrer Umwelt wirkte. Besonders stolz war ihr Volk auf die große Festhalle, die sich erst von sehr Nahem von ihrem felsigen Hintergrund abhob. Mili schüttelte sich und rannte weiter. Dicht hinter ihr folgten Sisa und Fero, leicht abgedrängt Sibita.

Mili öffnete eine Tür, schoss in eine kleine Kammer und stoppte abrupt. Es

schien … Ja, konnte es denn sein?
„Ich glaube, das ist ein Männchen!“, triumphierte sie. „Seht, es ist viel kleiner als die Anderen!“
Ihre Freunde versammelten sich um sie, gaben einander ob dieses fremdartigen Bildes Halt und Wärme und starrten auf das Männchen. Es war wesentlich schmaler gebaut als die Weibchen und hatte offenbar auch keinen zurückklappbaren Kopf. Der Leib war in der Mitte aufgedunsen und drohte, jeden Moment aufzuplatzen. Das Gesicht des Männchens veränderte sich stetig, wechselte so oft seine Form, dass Mili schwindelig wurde. Ob das bei dieser Spezies normal war? Oder war das Männchen krank?

Bewegung umschwirrte sie, auf eine merkwürdige Weise langsam, und doch hektisch. Die Weibchen waren an Bord gekommen, betasteten das Männchen, schienen besorgt zu sein.
„Was hat es nur und was braucht es?“, wollte Josa wissen.
„Und warum bitten sie uns nicht um Hilfe? Sehen die denn nicht, dass das Männchen krank ist?“ Na war ganz außer sich.
„Du warst schnell hier, kleine Schwester“, stellte Mili zärtlich fest. „Nicht mehr lange, und Du läufst mir davon!“
Na wackelte vergnügt mit dem Hinterteil. Dann wurde sie wieder ernst. „Was hat es nur?“
Alle waren ratlos.

Die Weibchen der Fremden kamen langsam herbei und vollführten scheinbar sinnlose Gesten, taten im Grunde genommen nicht viel, außer das liegende Männchen aufzurichten und einige rätselhafte, grobe hergestellte Gegenstände vor ihm abzustellen. Ob das Opfergaben waren?
Mili war fasziniert von der Szene, die sich vor ihr abspielte. Gleichzeitig schnitt es ihr ins Herz, wie traurig das Männchen offenbar war. Oder missverstand sie da nur etwas? Zumal die Weibchen nicht aufgeregt wirkten, sondern sich nach wie vor gemächlich bewegten und auch freundlich mit ihren Gliedmaßen in ihre Richtung wedelten.
Es klang schön.

Auf einmal ging ein Ruck durch das fremde Wesen, es brach auf und ein Teil seines Fleisches und seiner Organe quollen hervor. Mili war nicht die einzige, die vor Schreck den Atem anhielt. Welche grauenhafte Krankheit hatte das Wesen befallen? Und warum konnte sie, Mili, nichts dagegen tun? Noch nie in ihrem Leben war sie sich so hilflos vorgekommen wie jetzt. In dem Moment schnalzte Arsole belustigt. „Schaut doch her, das Männchen hat gar keine Schmerzen“, erklärte sie. „Es erzeugt Nachwuchs!“
„Nachwuchs?“ Nicht nur Mili wunderte sich. „Ein Männchen?“
Sie machten zaghafte Schritte nach vorn, und wirklich: Das Wesen schien sich – wenn auch bedeutend kleiner – dupliziert zu haben.
„Das ist … phantastisch“ Joso war beeindruckt, ebenso alle anderen. Ehrfürchtig bestaunten sie das neue Leben, das da genau vor ihren Augen entstanden war. Wie obskur und gruselig, aber auch unfassbar spannend und aufregend das gewesen war!
Mili wünschte sich, diesen Moment mit Hilfe eines Aufnahmegerätes festgehalten zu haben, aber irgendwie hatte niemand daran gedacht, eines mitzubringen. Schade.

Langsam kehrten sie zurück nach draußen. Sicher brauchte das Männchen jetzt Ruhe. Die Weibchen taten wieder viele Dinge, die Mili nicht verstand, aber sie ging davon aus, dass sie das neue Wesen begrüßten, wie es überall Sitte war, und dann versuchen würden, das Loch in dem Männchen zu stopfen, dass das neue Leben hineingerissen hatte. Mili konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie ein Organismus mit einem derartig großen Loch im Körper überleben sollen könnte: Schon die kleinste Verletzung öffnete Viren, Bakterien und schmarotzenden Kleinstlebewesen Tür und Tor und mit ihrem weichen Fleisch mochten die fremden Wesen ein besonders verlockendes Ziel darstellen.

Draußen überlegten die Obersten, welche Speisen die Neuankömmlinge wohl am liebsten zu sich nehmen würden, welche ihnen am nahrhaftesten wären.
„Immerhin verfügen wir über eine gemeinsame Basis hinsichtlich der Atmung“, legte Hisa gerade dar. „Die Wesen können unsere Luft problemlos atmen, das ist ein gutes Zeichen!“

Deri stimmte zu: „So fremd können wir einander nicht sein. Und immerhin haben sie ja auch unseren Ruf gehört!“
Mili wackelte mit dem Kopf. „Sie verhalten sich merkwürdig. So gar nicht freundlich“
Ihre Großmutter berührte zärtlich Milis Stirn. „Vielleicht sind sie freundlich, und wir merken es nur nicht, hm? Sei unbesorgt: Wenn sie sich erst einmal um ihr Männchen und den Nachwuchs gekümmert haben und zusammen mit uns feiern, werden wir einander schon verstehen lernen!“

Doch sie kamen nicht.
Kein einziges der fremden Wesen ließ sich mehr draußen blicken. Und als die Oberen nach einigem Zögern das Raumschiff betraten, um die Neuankömmlinge erneut zu der Feier einzuladen, reagierten diese erneut unverständlich, taten merkwürdige Dinge, und weigerten sich schlicht, ihnen zu folgen. Dabei hatten die Oberen, Mili und alle anderen Bewohner der Nordstadt in stundenlanger Arbeit die schmackhaftesten Leckerbissen und die frischesten Nahrungsmittel von den Bewohnern der Südstädte herbeigeholt, um sie den fremden Gästen zu servieren. Andere hatten das Innere der Halle mit viel Aufwand geschmückt, man hatte weitere Sitzgelegenheiten organisiert und auch stolz ein paar Kunst- und die neuesten Technikgegenstände auf zwei Zusatztischen ausgebreitet.
Doch von den Fremden kam keiner.
Schließlich gaben die Oberen – verwirrt und unglücklich – auf und es begann das merkwürdigste, weil kummervollste Fest in der Geschichte des Planeten. Nur Mili wollte nicht aufgeben.

„Kommt mit, wir starten einen letzten Versuch!“, dachte sie zu Josa und Na.
Na klackte nachdenklich, doch Josa sprang sofort auf. „Ich bin dabei!“, dachte er zurück.
Dann rannten sie los.

„Ksch! Kusch-kusch!“, machte Peter ärgerlich, trat eines der Wesen weg und schlug geräuschvoll die Tür zur Brücke hinter sich zu. „Diese dämlichen Viecher!“
„Können einem ganz schön auf den Senkel gehen“, lachte Erol und ahmte die

Bewegungen der merkwürdigen Planetenbewohner nach. „Erinnern mich ein bisschen an sabbernde Hunde!“
„Friedliche Hunde immerhin!“, gab Justus seinen Senf dazu. „Zum Glück, gegen die hätten wir nicht mal ´ne Chance, wenn wir alle UTZis hätten, so viele wie das sind. Ich frage mich, wovon die sich ernähren ...“
Erol schauderte kurz. „Mich erinnern die eher an eine Kreuzung aus Skorpion und Heuschrecke.“
Noch während er das sagte, ärgerte er sich. Er war der Captain, er durfte keine Furcht zeigen!
Also zuckte er betont lässig mit den Schultern. „Hier gibt es Sauerstoff und Wasser, alles andere ist mir egal“
Er stampfte missmutig zum Pult. Er nahm einen altmodischen Kugelschreiber zur Hand und begann den heutigen Logbucheintrag.

„Datum: 25.01.2027
Die große Dummheit der Astronauten Cho und Jelowitsch führte heute zur Geburt eines offenbar gesunden, 3500 Gramm schweren Mädchens; auf Jelowitschs Wunsch hin taufte ich sie gemäß Sonderverordnung 31-7 auf den Namen „Zvezda“; somit ist Zvezda Jelowitsch der erste auf einem fremden Planeten geborene Mensch. Der Planet, auf dem wir uns befinden, bietet zu unserem großen Glück genügend Sauerstoff. Obschon der prozentuale Anteil lediglich 7,89% beträgt, wird es uns möglich sein, innerhalb von drei Tagen unsere Sauerstoffvorräte vollständig aufzuladen. Dann werden wir uns wieder auf den Weg machen.
Die genaue Position unseres Aufenthaltes ist uns nicht bekannt, da wir die im Sternensturm beschädigten Instrumente noch nicht reparieren konnten. Nach wie vor hoffen wir, den Weg zurück nach Hause zu finden. Oder eine Zivilisation, die uns dabei helfen kann.
Eintrag Ende.“

Kurzvita

Monika Loerchner

Monika Loerchner wurde 1983 in Meschede geboren. 2007 machte sie ihren Magisterabschluß an der Phillips-Universität Marburg in Vergleichender Religionswissenschaft. Nach einer Weiterbildung zur Projektmanagerin gründete sie mit ihrem Mann Andreas eine Familie. Heute lebt sie mit ihm und den gemeinsamen Söhnen wieder im Sauerland.

Im Oktober 2015 erschien ihr erstes Theaterstück im Adspecta Theaterverlag (www.adspecta.de).

0. Eine Heimsuchung

Peter C. Bruns

Zur Sternzeit 41153 Komma 8, schreibt Dorn, im Jänner, in dem es selbst im Weltraum so kalt war wie in keinem Jahr zuvor, besuchte mich Reikhard in meinem Quartier und lud mich zu einem Kleinen Braunen in das ***Auge Gottes*** ein, um mir, wie er sich ausdrückte, von einer furchtbaren Eröffnung zu berichten, die ihm der Kapitän soeben gemacht habe. Sie wundern sich darüber, so Reikhard zu mir, da seit Monaten niemand von uns den Kapitän zu Gesicht bekommen hat. Wie ich wisse, verlasse der Kapitän seine (von ihm, dem Kapitän, so bezeichnete) ***Kapitänsklause***, schon seit langer Zeit nicht mehr und lasse auch niemanden hinein. Wie

inzwischen die ganze Besatzung wisse, gebe er seine Kursbefehle schon seit Monaten nur noch auf kleinen beschriebenen Zettelfetzen bekannt, die er unter der Tür seiner Klause hindurchschiebe. Diese Kursbefehle, so nehme man an, stammten direkt von der Admiralität, die nur mehr noch und ausschließlich (auch das müsse man annehmen) mit dem Kapitän korrespondiere. Aus Geheimhaltungsgründen, wie der Kapitän auf seinem ersten so genannten Zettelfetzen angegeben hatte. Die Unkenntnis über diese Geheimhaltungsgründe habe ihn, Reikhard, vor seinem Gespräch mit dem Kapitän naturgemäß stark belastet. Er sei aber trotzdem, so Reikhard zu mir mit zitternder Stimme, immer voll des Vertrauens zum Kapitän gewesen. Dieses Vertrauen, so Reikhard weiter mit immer noch zitternder Stimme, sei nun erschüttert worden. Das ***Auge Gottes***, unterbrach Reikhard seinen Bericht, sei früher sein bevorzugter Platz an Bord gewesen, nun stoße es ihn nur noch ab. Wie mir bekannt sei, wäre das ***Auge Gottes*** die längste Zeit von einer mit auffälligen Hüten bekleideten Negerin geführt worden, die eine alte Bekannte des Kapitäns aus Wien sei. Sie sei auch, wie inzwischen alle wüssten, gar keine echte Negerin, sondern eine jüdische Schauspielerin namens Goldberg, die vom Burgtheater in Wien, wie man sich denken könne, nach drei Jahren als „Käthchen von Heilbronn“ genug gehabt habe und sich für das „Fliegende Gasthaus im Weltraum“, wie sie sich gelegentlich ausgedrückt habe, entschieden hätte. Dies habe sie vor dem Rückzug des Kapitäns in seine ***Kapitänsklause*** immer als die glücklichste Entscheidung ihres Lebens angesehen. Kurz vor dem Beginn unserer „Kapitänskrise“ (so Reikhard wörtlich) sei die Goldberg bekanntlich ohne weitere Erklärung von Bord gegangen und habe das ***Auge Gottes*** an eine widerliche Kreatur namens Niersbach verpachtet, welche aus der tiefsten Steiermark stamme und aussehe wie ein magenkranker Nacktmull. Niemand an Bord habe damals den plötzlichen Aufbruch der Goldberg verstehen können. Ob sie zurück in das ihr verhasste Wien gegangen sei, womöglich sogar zurück an das Burgtheater, wisse er, Reikhard, nicht. In Hamburg, so Reikhard, sage man jedenfalls „Tschüss“. Was ihn aber, so Reikhard weiter, am ***Auge Gottes*** am meisten deprimiere, sei nicht das Fehlen der Goldberg hinter dem Ausschank, auch nicht die ihm widerwärtige Anwesenheit des geschwätzigen und allen nur auf das Übelste lästig fallenden Niersbach, sondern die Aussicht. Wie mir selbstredend be-

kannt sei, so Reikhard, befinde sich das ***Auge Gottes*** auf Deck Zehn und ganz vorne am Bug des Schiffes, man blicke also, so Reikhard, durch die Fenster des ***Auge Gottes*** „direkt in die auf uns zukommende Finsternis hinein“. Nichts als nur die allertiefste Finsternis sehe man durch diese Fenster, so Reikhard, dies lasse ihn schon seit langer Zeit verzweifeln, wann immer er das ***Auge Gottes*** betrete, was er aber immer seltener tue. Auch jetzt setzte er sich, sobald wir das ***Auge Gottes*** betreten hatten, mit dem Rücken zu der Fensterfront, durch die auch tatsächlich, wie immer seit sechs Monaten, seitdem wir also die Galaxis mit Höchstgeschwindigkeit verlassen hatten, kein einziger Stern zu sehen war, sondern nur totale Finsternis. Es sei diese Finsternis, so Reikhard, die ihm die Absurdität der Gewohnheit, Menschen in Metallkästen kreuz und quer durch die unendlichen Weiten zu schießen, die uns Menschen im Grunde genommen nichts angingen, und für die umgekehrt wir Menschen vollkommen bedeutungslos seien, auf brutalstmögliche Weise vor Augen führe. Das ***Auge Gottes***, sagte Reikhard nach einem längeren Schweigen, ist immer noch eine hervorragende Gaststätte, in der man ausgezeichnet isst und nichts bezahlt. Hierin, meinte Reikhard, sei es höchstens noch mit der „Zauberflöte“ und vielleicht auch noch dem „Bräunerhof“ vergleichbar, trotz Niersbach, trotz des Fehlens der exzentrischen Schauspielerin Goldberg, und sogar trotz der Finsternis, die uns vor den Bugscheiben auflauerte. So habe er, Reikhard, sich also entschlossen, mir hier, und nur hier, von der ihm vom Kapitän gemachten furchtbaren Eröffnung zu berichten, da ich doch, wie er wisse, das ***Auge Gottes***, und gerade den hier ausgeschenkten Pflaumensaft über alles liebe, eine Eigenheit, die ihm, Reikhard, an mir schon immer sympathisch gewesen sei. Seit nun fast schon einem Jahr, so begann Reikhard, mit dem Rücken zu der die vor uns liegende Finsternis zeigenden Fensterfront sitzend, seinen das Gespräch mit dem Kapitän betreffenden Bericht, haben weder Sie, noch ich, noch sonst jemand an Bord dieses Schiffes den Kapitän zu Gesicht bekommen. Man sei guten Glaubens seinen auf die bekannten Zettelfetzen gekritzelten Kursbefehlen gefolgt, ohne jede Gelegenheit, Rückfragen an die Admiralität oder eine andere Einrichtung stellen zu können, da die gesamte Außenbordverständigung, wie allgemein bekannt sei, nur noch über die ***Kapitänsklause*** möglich sei, auf Befehl des Kapitäns, was zwar ungewöhnlich, aber an sich noch nicht besorgniserregend

oder vorschriftswidrig sei. Seine, Reikhards, Aufgabe, als Stellvertreter des Kapitäns, sei es ja gewesen, die Anweisungen des Kapitäns zu verlesen und ihre Ausführung sicherzustellen, was er, Reikhard, auch, wie er sagte, die längste Zeit nach bestem Wissen und Gewissen getan habe. Auch wenn, so Reikhard, die Anweisung seit dem Verlassen der Galaxis immer nur noch „Mit Höchstgeschwindigkeit voraus!“ gelautet hatte und in einer, wie Reikhard meinte, immer schwerer lesbaren und scheinbar hastig hin gekritzelten Handschrift geschrieben worden war. Mehr und mehr habe ihm, Reikhard, die Unkenntnis des Sinns dieser Anweisungen und das Spekulieren über die vom Kapitän vorgegebenen Geheimhaltungsgründe zu schaffen gemacht, obwohl, so Reikhard erläuternd zu mir, sein Vertrauen in den Kapitän, wie er ja bereits mehrmals angemerkt habe, immer das Größte gewesen sei. Auf dem Höhepunkt seiner Besorgnis, also heute Morgen!, so Reikhard plötzlich ausrufend, heute Morgen also, habe er, Reikhard, zu handeln beschlossen. Mit der Hilfe von Leutnant Jäger und Kapitänleutnant Deters habe er die verriegelte Tür der ***Kapitänsklause*** mit einem Handphaser und einem Stück Draht geöffnet und sei, voller Ängste und Vorahnungen, wie er sagte, ganz allein in die ***Kapitänsklause*** eingedrungen. Zu seinem Erschrecken sei es darin fast vollkommen finster gewesen, und da die Klause, wie mir ja bekannt sein müsse, zwar über Nahrungs-und Trinkwasserzufuhr verfüge, nicht aber über ein Klosett, sei der Gestank, wie Reikhard sich schaudernd ausdrückte, naturgemäß geradezu mörderisch und allenfalls noch mit dem der Müllgrube des Todessterns vergleichbar gewesen. Sowohl das Sofa in der ***Kapitänsklause***, als auch das Aquarium seien komplett vollgekotet gewesen, so Reikhard in erschütternder Deutlichkeit mir gegenüber. Die Melville-Originalausgabe, welche der Kapitän immer wie einen Schatz gehütet hatte, wäre vollkommen zerfleddert und zerrissen gewesen, woraus er, Reikhard, sofort geschlossen habe, dass der Kapitän hier seinen Vorrat an Kursbefehlzettelfetzen und vermutlich auch Klopapier oder, so Reikhard sich plötzlich schüttelnd, sogar beides in einem, entnommen haben musste. Vor den die Finsternis und nichts als die Finsternis zeigenden Frontscheiben des ***Auge Gottes*** sitzend, berichtete mir Reikhard nach einer kurzen Pause, in der er das Kaffeeobers in seinem Kleinen Braunen verrührte, weiter: Er habe den unter seinem Schreibtisch kauernden Kapitän kaum wiedererkannt, so abgemagert

und verwahrlost habe er, der Kapitän, ausgesehen. Noch bevor er auf den Gedanken hätte kommen können, der Kapitän sei verrückt geworden, habe der Kapitän diesen (von Reikhard zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht geäußerten!) Gedanken, noch unter dem Schreibtisch kauernd, entschieden von sich gewiesen. Sie müssen ja glauben, ich sei total verrückt geworden, so der Kapitän, so Reikhard. Die Leute glaubten immer sofort, so der Kapitän weiter, immer noch unter dem Tisch kauernd, zu Reikhard, dass ein Geistesmensch wie er, der Kapitän, verrückt geworden sei, weil er sich mit einem Mal nicht mehr so verhielt, wie es die Leute verstünden und für richtig hielten. Diese Annahme habe er, der Kapitän, aber schon in Rechnung gestellt, was sowohl seine Zurückgezogenheit der letzten Monate erkläre, als auch die Vermutung seiner Verrücktheit widerlege. Nachdem er, Reikhard, nach diesen Ausführungen unwillkürlich kurz mit dem Kopf genickt habe, sei der Kapitän verstummt, wohl hoffend, er, Reikhard, würde die ***Kapitänsklause***, deren Zustand dem Kapitän, so Reikhard zu mir, doch eigentlich zumindest unangenehm hätte sein müssen, nach dieser Versicherung wieder verlassen. Diesen Gefallen habe er, Reikhard, dem Kapitän aber nicht getan, sondern er habe den Kapitän urplötzlich und, wie Reikhard erklärte, aus einer momentanen Eingebung heraus mit der Frage konfrontiert, was eigentlich die genauen Befehle der Admiralität seien und worin genau das Ziel unserer Mission bestünde. Dies, so der Kapitän nach längerem Schweigen, währenddessen er wohl die Hoffnung begraben habe, Reikhard möge ihn ohne weitere Fragen verlassen, sei eine sinnlose Frage Reikhards. Er, der Kapitän, habe schon vor Monaten die Funkanlage, anstatt sie von seiner ***Kapitänsklause*** aus zu bedienen und zu warten, unbrauchbar gemacht, so dass die Befehle der Admiralität irrelevant geworden seien, da sie das Schiff nicht mehr erreichen könnten. Das sei nach seiner, des Kapitäns, Meinung auch gut so, da die Admiralität inzwischen vermutlich auch unter dem Einfluss von O stehe, oder die Befehle der Admiralität von O in böswilliger Absicht verändert sein könnten. Genau wisse er, der Kapitän, es nicht, man müsse aber größte Vorsicht walten lassen bei allem, was O betreffe. Wer oder was O sei, so Reikhard auf meine Frage hin, könne er, Reikhard, nicht sagen, da der Kapitän sich mit diesbezüglichen Erklärungen zurückgehalten habe. Der Kapitän habe aber laut eigener Aussage schon oft von ihm (O) in seiner ***Kapitänsklause*** Besuch

bekommen, in letzter Zeit aber, wie er sagte, immer seltener. Mal sei O nach der Schilderung des Kapitäns als napoleonischer Marschall, mal als Admiral, und mal als Richter verkleidet zu ihm gekommen, seltener auch komplett unbekleidet. Stellen Sie sich das vor, Reikhard, so der Kapitän zu Reikhard, als Marschall, oder nackt! Die abnehmende Häufigkeit der O-Heimsuchungen habe ihn, den Kapitän, laut Reikhard in der Idee bestärkt, dass nur in der totalen Leere und Finsternis Sicherheit vor O zu erreichen sei. Die Admiralität habe diese Idee des Kapitäns nicht nachvollziehen können und sei ihr, so der Kapitän nach Reikhard, mit Unverständnis und sogar Ablehnung begegnet, so dass der Kapitän sich entschlossen habe, die Anrufe der Admiralität künftig zu ignorieren und die Außenbordverständigungsapparate sämtlich zu sabotieren und für alle Zeit zu zerstören. Auch die Energievorräte habe er, der Kapitän, schon bei dieser Gelegenheit nachhaltig sabotiert, so dass an eine Wende und Rückreise nicht mehr zu denken sei. Der Weg könne nur noch vorwärts führen, in die absolute Leere hinein, habe der Kapitän Reikhard zu verdeutlichen versucht, und dabei werde das Schiff auch noch von einem halben Kind und einer elektrischen Marionette gesteuert, so der Kapitän plötzlich auflachend. Es tue ihm, so der Kapitän wieder ernst werdend, zwar leid um die Besatzung, die für ihn immer die beste des Universums gewesen sei, aber gerade deshalb sei er nicht bereit, sie und sich und das Schiff dem O auszuliefern. Der Kapitän habe ihm, Reikhard, nur versichern können, dass er immer nur das Beste für Schiff und Besatzung gewollt habe. Er werde niemals, unter keinen Umständen, nach Österreich zurückkehren, was aber nun dank der umsichtigen Maßnahmen seinerseits auch gar nicht mehr möglich sei. Die Reise führt uns nur mehr noch in die Finsternis hinein, in die absolute und totale Finsternis, sicher vor O, sicher vor O schon bald, habe der Kapitän noch mehr oder weniger zusammenhanglos und wiederholt geäußert, nachdem er unter dem Tisch hervorgekrabbelt sei, und habe ihn, Reikhard, der nach eigener Aussage „wie vom Schlag getroffen und gelähmt“ gewesen sei, unerwartet rücksichtslos aus der ***Kapitänsklause*** herausgedrängt und die gewaltsam geöffnete Tür notdürftig wieder zugezogen. Reikhard habe sich dann, wie er mir sagte, “annähernd bewusstlos“ in sein Quartier begeben und sei wohl auf seine Koje und dann sofort in einen tiefen stundenlangen Schlaf gefallen, aus dem er erst durch einen Anruf von Kapitänleut-

nant Deters geweckt worden sei. Es sei wieder ein Zettel unter der Tür der ***Kapitänsklause*** hindurchgeschoben worden, mit dem gewohnten Kursbefehl. Er, Reikhard, habe daraufhin kurz geweint, wie er mir gestand, sei dann aber direkt zu mir, aufgrund meiner Eigenschaft als Waffenoffizier, und als Freund, wie Reikhard versicherte, gekommen, um mir von dieser für ihn niederschmetternden Eröffnung des Kapitäns zu berichten. Er habe bisher sonst niemanden davon in Kenntnis gesetzt. Falls es schon zu spät sei, zu handeln, was er, Reikhard, vermute, sei es fraglich, ob eine Bekanntgabe unserer Lage gegenüber der Besatzung überhaupt sinnvoll wäre. Das müssen nunmehr Sie entscheiden, ich selbst traue mir eine solche Entscheidung nicht mehr zu, schloss Reikhard seinen Bericht, worauf er nur noch stumm in seine fast leere Kaffeeschale blickte. Über seine Schulter hinweg sah ich in die schwarze Leere des sternenlosen Weltraums hinaus, in die wir stürzten, und in die verschwommene Fratze des Spiegelbildes von Niersbach, welches von dem Spiegel hinter dem Ausschank, in dem sich der widerwärtige Wirt gerade selbst zulächelte, ausgehend, an der Frontscheibe des ***Auge Gottes*** wiederum reflektiert und unendlich oft sinnlos und vergeblich zwischen den glattpolierten Flächen hin- und hergeworfen wurde.

Kurzvita

Peter C. Bruns

Peter Christian Bruns wurde am Heiligen Abend anno 1976 auf der Nordseeinsel Borkum geboren.

Nach harten Lehr- und Wanderjahren in der norddeutschen Tiefebene und im Rheinland arbeitet er zurzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Theoretische Physik der Universität Regensburg.

Er war noch nie in Wien oder in Leipzig.

Verbotener Planet
CD Sanders

1 Auf der Erde Winter 2015

„So, ich mache jetzt Feierabend." Marie fing an, ihren Schreibtisch aufzuräumen.
„Na, du hast auch nur noch einen Halbtagsjob, was?" Kristin schaute auf und grinste sie amüsiert an.
Anstatt des Mittelfingers zeigte Marie ihrer Kollegin den kleinen Finger. Eine verniedlichte Form, aber im Grunde bedeutete sie das Gleiche.

„Es ist viertel nach vier und ich war schon um viertel nach sieben hier, also kann ich jetzt gehen. Wenn du immer erst am Mittag kommst, musst du dich nicht wundern, wenn du länger arbeiten musst."
Kam mal jemand in diesem Großraumbüro erst um 8, dann begrüßten die anderen ihn immer mit „Guten Mittag". In dieser Firma, die Leuchten herstellte, hatten die Mitarbeiter Gleitzeit, sie konnten eigentlich kommen und gehen, wann sie wollten, wenn es in einem gewissen Rahmen blieb.
Die große schlanke Marie Keller fuhr ihren Computer runter und räumte ihre Sachen zusammen, dann stand sie auf und verabschiedete sich.
Es war Mittwoch und sie musste sich beeilen, gleich fing das Volleyball-Training an und ihre 16jährige Tochter Theresa würde schon auf sie warten. Sie teilten die Liebe zu diesem Sport. Anfangs hatte Theresa keine Wahl, war ihre Mutter doch mit Leib und Seele Volleyballerin. Im Laufe der Jahre jedoch ging es ihr so in Fleisch und Blut über, dass nicht viel neben ihrem Hobby bestehen konnte.
Marie stieg in ihr Auto und fuhr die nicht mal zehn Minuten nach Hause. Sie wohnte in einer kleinen, sehr kleinen Stadt. Kaum größer als ein Dorf war Brilon im schönen Kreis Sauerland. Sie hielt vor dem Haus, sprang aus dem Auto und sperrte die Tür auf.
„Theresa, bist du fertig?"
Fertig angezogen und mit ihrer Sporttasche bewaffnet, wartete sie schon am Treppenabsatz, jetzt kam sie ihr entgegen. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter war erstaunlich, sie war ebenfalls groß und schlank und ihre braunen lockigen Haare waren zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Ihre schönen braunen Augen, die von außergewöhnlich langen Wimpern umrahmt waren, funkelten sie wütend an.
„Natürlich, ich habe schon auf dich gewartet, du bist spät."
Ging es um ihren Sport, war jede Minute zu viel, die sie warten musste.
Neben dem Sport hatten sie noch eine gemeinsame Leidenschaft, die des Films und Fernsehens. Jeden Abend handelten sie fast schon nach einem Ritual. Um acht Uhr war Fernsehzeit und der Abend begann mit den Nachrichten, erst die knallharte reale Welt und dann ließen sie sich in eine Scheinwelt entführen und den Tag ausklingen. Theresas Eltern waren absolute Film- und Fernsehfans und das hatte sich im Laufe der Zeit auf sie übertragen.

Zum Glück stand auch sie auf die gleiche Art von Unterhaltung. Fantasy, Science-Fiction, Krimiserien mit außergewöhnlichen Figuren waren bei allen dreien angesagt. Sie war mit „Herr der Ringe“ und „Star Trek“ aufgewachsen. Dazu kamen die neueren Sachen wie zum Beispiel „Sherlock“ und „Doctor Who“ und natürlich alle Superhelden des Marvel Universums, von denen sie ein überzeugter Fan war. Ihr Zimmer quoll über von Postern, Figuren und Raumschiffen ihrer Lieblingsserien. Das Angebot an guten Serien war nie so zahlreich wie im Moment und sie verschlang alles und verinnerlichte es mit Haut und Haaren.

Sie war nicht das typische Mädchen, stand so gar nicht auf Klamotten einkaufen gehen oder Schminke. Ging sie mit ihrer Mutter einkaufen, dann fast nur in Buchhandlungen. Neben ihrer Liebe zu Film und Fernsehen hatte sie eine Vorliebe für Bücher und auch hier bevorzugte sie SF und Fantasy. Außerdem stand sie auf Mathe und Wissenschaft und dazu war sie noch sprachbegabt, Englisch und Französisch gehörten zu ihren Lieblingsfächern. Oft wunderte sich Marie darüber und manchmal dachte sie bei sich: „Das kann nicht meine Tochter sein, Mathe geht schon mal gar nicht und dann noch Französisch, bäh nee.“

Aber sie war stolz auf Theresa, sie war stolz eine so intelligente und hübsche und dazu noch sportbegeisterte Tochter zu haben. Und dazu noch die vielen gemeinsamen Interessen, ihre Beziehung hätte sich nicht besser entwickeln können als sie es war.

Leider hatten sie eins noch gemeinsam, ihr Desinteresse an Politik. Politik war Theresas Hassfach Nr. 1 neben Biologie, denn da fiel sie schon in Ohnmacht, wenn nur das Wort Blut gesagt wurde. Trotzdem wurden sie im Moment hautnah von der Politik tangiert. Denn seit diesem Sommer 2015 wurden Flüchtlinge aus Syrien in der Turnhalle, in der das Training eigentlich stattfand, untergebracht. Nach wochenlanger Zwangspause hatte die Stadt Brilon ihnen eine winzige kleine Halle in einem katholischen Gymnasium zugesprochen. Zufällig war es die Schule, auf die Theresa ging. Marie hatte vollstes Verständnis für die Lage und stand zu den Entscheidungen in dieser Sache hinter der Regierung.

Immer wenn ein Gespräch auf dieses Thema kam, war ihre Antwort: „Soll man die Menschen vor den Grenzen verrecken lassen? Ist euch das lieber, da-

mit Sport stattfinden kann?“ Nein, hier hatte sie kein Verständnis für solche Meckereien. Es gab wichtigeres als den Sport, wenn es für diese Menschen ums nackte Überleben ging. Sie redete oft mit Theresa darüber, diese war anfangs über die blockierten Hallen sauer, aber schon bald entwickelte sie doch Verständnis für die Lage der hilflosen Menschen.

Obwohl politisch selbst nicht interessiert, versuchte Marie ihrer Tochter die aktuelle Lage der Welt näherzubringen. Sei es wie im Moment, die Flüchtlinge oder immer aktuell die Umweltverschmutzung. Die Ozeane starben und die Prognose im Jahr 2015 lautete, wenn es so weiterging, würde der Ozean 2050 tot sein. Die Ozonschicht verringerte sich, die Gletscher der Antarktis schwanden und die steigende Anzahl der Tornados rüttelte die Menschheit langsam wach, aber nicht schnell genug. Deutschland war mitführend im Abbau der Atomenergie und Bundeskanzlerin Angela Merkel führte Deutschland in ein Zeitalter der alternativen Energien. Seltsamerweise gab es auch hier Gegner. Marie konnte solche Einstellungen nicht verstehen, wie konnte jemand gegen Windräder sein? Natürlich, sie waren nicht sehr schön und ja, ein paar Vögel fielen ihnen zum Opfer.

„Scheiß was auf die Schönheit und die Vögel, hier geht es um unser Überleben und das unserer Kinder.“ Das waren ihre harten Worte, aber überwiegte der Nutzen nicht bei allen Nachteilen?

Angela Merkel tat ihr Bestes, um die USA und China auf die Seite der Umwelt zu ziehen. Denn sollten nicht die großen Länder mitziehen, dann hatte die Erde nicht den Hauch einer Chance. Was brachte es der Natur, wenn die kleinen Länder abbauten, aber die Großen, die den meisten Schmutz in die Atmosphäre bliesen, immer so weitermachten?

Der Hurrikan „Katrina“ war nicht das einzige Vorzeichen und es sollte auch nicht dabeibleiben. Die Erde war dem Untergang geweiht, zu fortgeschritten war der Raubbau an der Erde. Am gravierendsten war die Luftverpestung, jährlich starben ca. 7 Millionen Menschen an den Folgen, neun von zehn Stadtbewohnern atmeten gefährliche Luft ein. Während in den europäischen Ländern hin und wieder Smog herrschte, war es in Asien am Schlimmsten, hier kam es zum andauernden Smogalarm.

Am 12.12.15 kam es auf der UN-Klimakonferenz in Frankreich zu einem Klimaschutzabkommen der teilnehmenden Delegierten aus 196 Staaten. Es

war der erste Vertrag, auf den sich nahezu alle Staaten auf Klimaschutz verpflichteten. Der französische Staatspräsident F. Hollande hatte eine mitreißende Rede gehalten und seine Worte gingen zu Herzen:
„Es ist selten, dass es im Leben die Gelegenheit gibt, die Welt zu verändern. Sie haben diese Gelegenheit. Der 12. Dezember 2015 kann nicht nur ein historischer Tag sein, sondern ein großes Datum für die Menschheit. Angesichts des Klimawandels sind unsere Schicksale miteinander verknüpft."
Wie wahr diese Worte noch werden sollten, ahnten alle Anwesenden bereits. Denn die wirklichen Ziele der Konferenz, die hier im geheimen besprochen wurden, waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Für die Erfüllung dieser Ziele war die Zeit viel zu knapp geworden. Natürlich, für die ferne Zukunft war es wichtig, die CO2-Emissionen durch alternative Energien zu reduzieren, aber für die nahe Zukunft mussten die Menschen in Sicherheit gebracht werden. Also wurde vor allem am Plan B der Regierungen gearbeitet.
So plante die USA ein Bunkersystem, indem sie möglichst viele Menschen unterbringen konnte. Deutschland setzte darauf, die vorhandenen Häuser luftdicht zu verschließen und unterirdische Tunnel zu bauen, damit es eine Verbindung gab und niemand von der Außenwelt abgeschnitten wurde. Niemand durfte sich abkapseln und alleine ums Überleben und gegen andere kämpfen, zu wichtig war das gemeinsame Miteinander. Panik und Plünderungen mussten um jeden Preis vermieden werden. Die Menschen sollten nicht das Gefühl haben, auf sich alleine gestellt zu sein, wenn es hart auf hart kam. Die öffentliche Meinung zu dem Zeitpunkt des Klimagipfels war, dass es sich um Zeitverschwendung und nur Gerede handelte. Aber da täuschten sie sich gewaltig, denn an diesem 12. Dezember wurde über das Schicksal der Menschheit bestimmt und wie schnell die Pläne Wirklichkeit werden sollten, das würden sie sehr bald am eigenen Leib erfahren.

Eltern hatten es schwer in dieser Zeit. Wie sollten sie ihren Kindern erklären, dass die Zeiten, die vor ihnen lagen, nicht rosig aussahen, ohne ihnen eine lähmende Angst vor ihrer Zukunft mit auf den Weg zu geben? Marie versuchte Theresa zu motivieren, ihre berufliche Zukunft in der Wissenschaft zu suchen und ihre Intelligenz in den Dienst der Menschheit zu stellen. Sie war begabt in Mathe, Physik und Chemie, außerdem hatte sie ein besonderes Talent für

Sprachen und sie war aufgeschlossen gegenüber allem, was mit Wissenschaft und Science-Fiction zu tun hatte. Sie glaubte an außerirdische Intelligenz da draußen und die Möglichkeit, irgendwann einmal zu anderen Planeten reisen zu können. Im Gegensatz zu den Machern der Filmindustrie, war sie, genau wie ihre Mutter, überzeugt, dass ein erster Kontakt auf friedliche Art zustande kommen würde.
Hier übernahm sie die Meinung von Marie, die oft in ihren Diskussionen sagte: „Warum sollten Aliens, die eine so hohe Intelligenz hatten, dass sie durch das Weltall reisen konnten, aggressive Absichten verfolgen?“
In ihrer lebhaften Vorstellung ging Theresa niemals von der kriegerischen Einstellung der Menschheit aus. Hier glaubte sie eher daran, dass die Menschen nicht sofort schießen, sondern sich auf friedliche Weise annähern würden. Falls denn irgendwann wirklich einmal ein Raumschiff am Himmel auftauchen sollte.
Aber wie lange die junge Theresa Keller noch auf diesen Moment warten musste, konnte sie nicht ahnen. Und obwohl sie fest daran glaubte, hätte sie nicht im Traum daran gedacht, dass sich in diesem Augenblick auf einem fernen Planeten eine extraterrestrische Rasse bereitmachte, genau das zu tun, was sich Theresa von ihrer Zukunft erhoffte. Sie ging auf eine Reise durch die Weiten des Weltalls, um andere Planeten zu suchen...

2 Die Reise beginnt

Rhannah sah auf das Haus, indem er 18 Jahre seines Lebens verbracht hatte. Es reihte sich in die Häuserfront des großen Ausbildungszentrums ein. Nun verließ er es für immer.
Er seufzte, drehte sich um und machte sich auf den Weg zum Raumschiff. Obwohl er schon seit einem Jahr darauf lebte, sah er trotzdem noch das Ausbildungszentrum als sein Zuhause an. Er war noch einmal zurückgekommen, da er sich von irgendetwas einfach verabschieden musste, schließlich würde er es nie wiedersehen. Als Zweijährigen hatte man ihn von seinen biologischen Erzeugern, an die er sich nicht mehr erinnern konnte, getrennt und hierhin

gebracht. Nun war er 20 Jahre alt und bereit für die große Reise.
Viele der Bewohner seines Planeten wurden schon als Kleinkinder von der Regierung ausgewählt und in den zahlreichen Ausbildungszentren aufgezogen. Dort bekamen sie eine Ausbildung und wenn der Zeitpunkt kam und sie alt genug waren, wurden sie auf die „Große Reise“ geschickt. Rhannah stieg in den Gleiter, der ihn zu dem Raumschiff brachte, das die nächsten Jahrzehnte seine Heimat werden sollte.

Die Lebewesen unter ihm auf dem Planeten waren schlanke Humanoide, die mit Hingabe ihren Beschäftigungen nachgingen, dabei unterhielten sie sich mit ihren zwitschernden lebhaften Stimmen. Die Bewohner nannten sich Nugu, denn das bedeutete in ihrer Sprache „gleich“, und das waren sie auch. Sie gehörten alle derselben Rasse an, hatten dieselbe Körperfarbe und sprachen dieselbe Sprache. In ihren Adern floss grünes Blut und ihre Körperfärbung hatte, da die rote Sonne sehr heiß brannte, im Laufe der Evolution eine dunkelgrüne Tönung angenommen. Nugu brauchten keinen Sauerstoff um zu überleben, sie benötigten nur eine starke Sonneneinstrahlung. Ihre Haut war mit einem dünnen Flaum überzogen, der die Sonnenstrahlen auffing und, ähnlich wie bei der Photosynthese der Pflanzen, in Sauerstoff umwandelte. Dies war eine lebensnotwendige Schutzfunktion, da es auf Huhma nur wenige Pflanzen gab und die Luft dazu noch sehr dünn war. Nugu brauchten nicht zu atmen, denn ihr ganzer Körper ersetzte die Atmung. Die Kleidung der Nugu war immer dünn und sonnendurchlässig, so konnte der ganze Körper ständig genug Sauerstoff produzieren. Die filigranen Lebewesen wirkten fast schon zerbrechlich, wie dünne Äste wuchsen die Arme und Beine aus dem schlanken Körper, aber ihre Bewegungen waren elegant und kraftvoll.
Die Nugu lebten im Einklang mit der Natur und mit ihren Mitbewohnern. Sie waren hochintelligent und sehr friedfertig. Statt sich auf das Kriegsführen zu konzentrieren, taten sie alles daran, Seuchen und Hungersnöte aus ihrem Leben zu verbannen. Sie hatten alle Krankheiten längst besiegt, dadurch entstand ihr größtes Problem, die Überbevölkerung. Der Planet war sehr klein und nur wenige Landabstriche waren bewohnbar. Da seine Bewohner keine natürlichen Feinde mehr hatten, pflanzten sie sich immer schneller fort. Die Nugu erkannten das Problem viel zu spät, verzögert durch ihre Religion, in

der ihre Kinder das höchste Gut darstellten. Nur in ihren Kindern sahen sie das Erbe ihrer Rasse gesichert. Es musste etwas geschehen, denn Geburtenkontrolle kam in ihrer Gesellschaft nicht in Frage. Also konzentrierte sich ihre Wissenschaft darauf, Raumschiffe zu konstruieren und zu bauen, um neuen Lebensraum zu erschließen. Viele ihrer Artgenossen verließen so den Planeten und machten für andere Platz.
An diesem Tag starteten acht Schiffe mit jeweils 400 Familien an Bord in eine ungewisse Zukunft. Sie hatten alles Nötige an Bord, der riesige Frachtraum lagerte Lebensmittel in konservierter Form, die mehr als 50 Jahre haltbar waren. Es war ein botanischer Garten vorhanden mit den wenigen verwertbaren Pflanzen ihrer Heimatwelt und es gab Weideflächen auf denen seltsam anmutende Weidetiere standen und fraßen. Sie wurden für die Milchproduktion benötigt. Nugu waren Vegetarier, niemals wären sie auf die Idee gekommen, die Tiere zu verzehren. Jedes einzelne der acht Schiffe war eine gut ausgestattete Landwirtschaft. Sobald die Schiffe gestartet waren und die Umlaufbahn des Planeten verließen, waren sie auf sich alleine gestellt. Sie flogen in verschiedene Richtungen, um die Chance einen geeigneten Planeten zu finden, zu erhöhen.

Rhannah bestieg sein Schiff über eine lange breite Treppe, die ihm plötzlich endlos und irgendwie furchterregend vorkam, obwohl er diese Treppe schon tausende Male überquert hatte. Er schüttelte den Kopf und schalt sich in Gedanken selbst einen Suna, ein eigenwilliges vierbeiniges dummes Geschöpf. Natürlich hatte er Angst, wie jeder, der mit ihm die Treppe ins Ungewisse bestieg, aber das würde sich legen. Er kannte viele der Gesichter, ein paar lächelten ihm erwartungsvoll zu und Rhannah neigte freundlich den Kopf zur Seite, eine Geste der Zuneigung bei seinem Volk.
Auf diesem Schiff gab es nicht viele wie ihn, die meisten hatten ihre Familien dabei. Einzelgänger gab es kaum, Familien wurden auf solchen Reisen bevorzugt. Rhannah wurde ausgewählt, da er als Biologe dringend gebraucht wurde und er der Beste seines Jahrganges war. Er nahm niemanden mit an Bord und er ließ niemanden zurück. Er sehnte sich nach neuen Aufgaben, wollte eine neue Welt entdecken und er hoffte, dass er die Kolonisierung eines fremden Planeten erleben durfte.

Ein Beben erschütterte das Schiff, die Turbinen erreichten bald ihre volle Stärke. Seit 60 Stunden, drei volle Planetenumdrehungen, liefen sie jetzt schon, so lange benötigten sie, um volle Schubkraft zu erreichen. Diese Zeit kostete viel Treibstoff, aber wenn das Schiff erst einmal im luftleeren Raum war, würde der eigentliche Antrieb übernehmen. Dieser verbrauchte nur noch einen winzigen Bruchteil dessen, der für den Start benötigt wurde. Das Raumschiff flog mit Lichtgeschwindigkeit, für Überlichtgeschwindigkeit hatten sie nicht genug Energie. Sie konnten diese nur für kleinere Objekte benutzen, so waren die Sonden, die im Frachtraum lagerten, damit ausgestattet.

Da Rhannah seine wenigen Habseligkeiten schon an Bord hatte und sein Quartier nicht mehr einrichten musste, ging er direkt auf die Brücke. Er wurde freundlich empfangen. Ull, ein großer Nugu trat auf ihn zu und neigte den Kopf zur Seite, er war der zweite Biologe.

„Willkommen an Bord, erster Biologe, ich komme nach dir."

Das war eine Ehrerbietung und Rhannah nahm die Respektbezeugung mit einem Neigen des Kopfes zur Seite an.

„Ich danke dir und werde dir vorausgehen."

Die Nugu waren sehr formell in der Rangbezeichnung und sie hielten sich jederzeit daran. Doch im Laufe der Jahre sollte das auf eine harte Probe gestellt werden.

Rhannah folgte Ull auf seine Station, die er in- und auswendig kannte. Sobald sie in Reichweite von Exoplaneten kamen, die es wert waren, untersucht zu werden, würde er seine Hauptaufgabe übernehmen und nach den dort herrschenden Lebensumständen scannen. Bis dahin war seine Arbeit an Bord, die Beaufsichtigung und Aufrechterhaltung der Lebenserhaltungssysteme. An seinem Arbeitsplatz erwarteten ihn zwei weitere Nugu. Altanni, die zweite Geologin, war in seinem Alter, er hatte mit ihr die Reife erreicht. Der erste Geologe Trunn hatte konzentriert auf die Instrumentenanzeige geschaut. Als Ull mit Rhannah auf die beiden Geologen zutrat, sah er auf und neigte sofort den Kopf zur Seite. Sie alle waren Rhannah unterstellt, er war ihr Führer und hatte ihre Arbeit zu koordinieren. Trunn war einige Jahre älter als die anderen des Teams. Er war sehr enttäuscht gewesen als nicht er der Führer der Gruppe wurde. Seine Haltung war sehr gespannt und seine Mimik verriet seinen Groll, aber er würde alle Befehle sofort ausführen, denn er akzeptierte

die Entscheidung, auch wenn er nicht glücklich darüber war.
Ull stellte noch einmal klar, dass Rhannah von nun an ihr Vorgesetzter war und endete mit den Worten: „Sie werden dir folgen."
„Ich danke euch und werde euch ein guter Führer sein." Damit war die offizielle Begrüßung beendet und sie machten sich an die Arbeit.

Der Captain, ein kleiner stämmiger Nugu, traf sich mit dem Ältesten an Bord, um mit ihm verschiedene Dinge vor dem Start zu besprechen. Es gehörte zu der Tradition ihres Volkes, pro Schiff einen ihrer Ältesten als Berater der Reisenden mitzuschicken. Der Älteste wurde unter allen Umständen am Leben erhalten. Er bekam besondere Medikamente und er wurde einmal im Monat einer Verjüngungskur unterzogen. Aber auch er war nicht unsterblich. Starb Juhn auf der Reise, würde aus den Mitgliedern des Schiffes ein Nachfolger erwählt werden.
Auch der Captain, wie der Rest der Besatzung, war noch jung, jedoch war er älter als seine Schützlinge. Die Kinder, die zum Captain eines Schiffes ausgebildet wurden, mussten fast fünf Jahre länger lernen.
„Ich heiße dich willkommen an Bord, Juhn. Ich werde dir immer folgen." Lurks Stimme war dunkel vor Ehrfurcht, er zollte dem Ältesten den größten Respekt indem er den Oberkörper und den Kopf weit zur Seite neigte.
Der Älteste legte seine Hände auf seine Schultern und richtete ihn auf.
„Ich werde dir in Ehren vorausgehen, mein Unda." Er nannte Lurk seinen Vertrauten. Er wurde noch dunkelgrüner, da ihn diese Anerkennung sehr stolz machte. Und wieder wollte er sich verneigen, doch der Alte, sein Flaum war schon sehr hell, hinderte ihn daran.
„Genug jetzt mit dem Unsinn, wir haben viel zu tun. Ich brauche die Liste der ausgewählten Reisenden dieses Schiffes. Ich möchte auf dieser großen Reise keine Überraschungen erleben."
Lurk übergab ihm einen Computerausdruck mit den Namen der Anwesenden an Bord. Es gab keine einfachen Passagiere, sondern sie erfüllten als Besatzungsmitglieder alle gewisse Aufgaben. Und die Kinder mussten fleißig lernen, damit sie in die Fußstapfen ihrer Eltern treten konnten. Fast vier Stunden berieten die beiden, wer sich für höhere Aufgaben eignete. Schließlich konnten nicht nur zwei Personen das Schicksal von fast 1400 Lebewesen lenken.

Sie wurden von einem eigenartigen Summen unterbrochen, das aus einem der Lautsprecher erklang.
Lurk drückte einen Knopf und eine Stimme sagte: „Wir haben die Starterlaubnis, Captain. Die Turbinen haben ihre volle Stärke in 30 Minuten erreicht."
„Ich komme sofort auf die Brücke."
Er wandte sich an Juhn: „Ich muss mich um den Start kümmern, darf ich Ihnen zur Brücke folgen?"
Es war Sitte, dass der Untergebene dem Vorgesetzten auch physisch folgte.
Doch Juhn schüttelte den Kopf. „Ich werde in meinem Quartier bleiben und erwarte Sie morgen früh, damit wir unser Gespräch fortsetzen können. Sie dürfen ohne mich Ihrem Weg folgen."
Mit diesen Worten war Lurk entlassen. Er neigte den Kopf zur Seite und ging rückwärts zur Tür. Als er das Quartier verließ, drehte er sich um und ging mit langen Schritten zum nächsten Lift. Die Türen öffneten sich sofort, er trat in die Kabine, glitt mit seinen Armen in eine Halterung an der Wand und hielt sich fest. Er drückte den Knopf für die Brücke an der rechten Halterung und der Lift raste mit einer sehr hohen Geschwindigkeit durch das Schiff. Ohne die Sicherung wäre er durch die Kabine geschleudert worden.
Die Lifttüren öffneten sich und der Blick auf die Brücke wurde frei. Eine Stimme meldete: Captain auf der Brücke.
Viele staunten ihn an, da sie ihren Captain das erste Mal zu Gesicht bekamen. Lurk ignorierte die Blicke der Anwesenden. Er konnte sie verstehen, schließlich mussten sie eine sehr lange Zeit unter seinem Kommando dienen. Auf dem Weg zu seinem Platz, der zentral auf der Brücke lag, nahm er die Respektbekundungen nur am Rande wahr. Lurk war viel zu aufgeregt, endlich konnte er den Befehl zum Starten geben, die Warterei hatte ein Ende. Nach außen war er die Ruhe selbst, aber er hatte es satt, nur für den Ernstfall zu trainieren. Nein, es wurde Zeit, dass es losging. Dennoch nahm er sich die Zeit und ging zu jeder Station und begrüßte seine Untergebenen. Kaum älter als sie, strahlte er dennoch eine natürliche Autorität aus. Sie mussten sich von der ersten Sekunde auf ihn verlassen können. Alle Stationen waren besetzt und Energie und Tatendrang strahlten aus allen grünen Augen. Lurk wusste, er hatte eine der besten Mannschaften bekommen, sie würden ihn nicht enttäuschen und sie würden auf dieser Reise oft genug auf die Probe gestellt werden.

An allen Stationen taten vier Nugus Dienst, alles Spezialisten. Und wenn ihre Schicht um war, dann übernahm ein neues Team mit vier Nugus und das in einem fünf Stunden Rhythmus. Der Tag hatte an Bord wie auf ihrem Heimatplaneten 20 Stunden. Die Stationen mussten den ganzen Tag besetzt bleiben. Vier Teams wechselten sich ab. Die Woche hatte fünf Tage und der Monat hatte einen Zyklus von sechs Wochen. Einen Tag in der Woche hatte jeder Nugu zu seiner freien Verfügung. Alle sechs Wochen bekam ein Mitglied eines Teams eine Woche frei. Psychologen hatten herausgefunden, dass dies am stressfreiesten war. Es waren genug Arbeitskräfte an Bord, doch die einzelnen Stationen hatten nur einen Leiter. Diese Nugu arbeiteten länger als alle anderen. In Notsituationen hatten sie ständig bereit zu sein, sie mussten dem Captain des Schiffes jederzeit zur Verfügung stehen.

Der junge Captain trat zu der Wissenschaftsstation. Der Leiter, ein großer Nugu namens Ruta, neigte seinen Kopf so weit hinunter, dass er fast kleiner war als der Captain.

„Das ist nicht nötig, richten Sie sich auf, Ruta. Wir werden eine lange Zeit miteinander verbringen."

Die Stimme des Captains wurde lauter, da er sich an die gesamte Brückenmannschaft richtete. „Sie brauchen Ihr Haupt nicht vor mir zu beugen und somit Ihre Arbeit unterbrechen. Es ist wichtig, dass Sie jederzeit mit voller Aufmerksamkeit Ihre Arbeit machen. Es kann viel davon abhängen, wie genau Sie die Kontrollgeräte beobachten. Jedem kleinsten Hinweis auf eine bewohnbare Welt muss nachgegangen werden. Ich meine damit jeden Einzelnen von Ihnen, haben Sie mich verstanden?"

Sein Blick ging in die Runde und ließ keine Station aus. Alle hatten angespannt zugehört und sie alle nickten. Man hatte ihnen in ihrer Ausbildung eingebläut, stets wachsam zu sein. Von heute an würden sie nicht einmal mehr den Kopf heben, wenn der Captain die Brücke betrat.

Lurk ging zur nächsten Station, Rhannah begrüßte ihn mit einem freundlichen Neigen des Kopfes, um sich sofort wieder seinen Geräten zu widmen.

„Rhannah, es hat mich gefreut als ich deinen Namen auf der Mannschaftsliste gesehen habe." Die Worte des Captains klangen sehr warm und ehrlich. Die beiden kannten sich schon seit Rhannas ersten Jahren in der Ausbildung. Sie hatten oft bis spät in die Nacht hinein über andere Planeten diskutiert.

Beide träumten davon, endlich in den Weltraum zu fliegen. Eine Freundschaft entstand nicht zwischen den beiden, da ihre Ausbildung zu verschieden war, aber sie regten sich gegenseitig an. Sie schätzten die Theorien des anderen und respektierten sie. Lurk hatte den Biologen angefordert, denn er brauchte wenigstens einen Nugu, der annähernd sein Freund war.

Rhannah antwortete seinem Captain: „Ich nehme an, das habe ich dir zu verdanken." Seine Stimme klang belustigt, denn es war für ihn keine Überraschung gewesen, dass er diesem Schiff zugeteilt wurde. Zwar lernten die jungen Nugu auf den Schiffen, aber auf welchem sie im Endeffekt landeten, konnten sie niemals im Voraus sagen. Rhannah hatte das Glück, dass er nicht umziehen musste. Er konnte das Quartier, indem er das letzte Jahr verbracht hatte, behalten.

Keiner von beiden konnte ahnen, wie wichtig diese Bindung noch werden sollte. Nach ein paar freundlichen Worten zu den anderen drei Mitgliedern des Teams, die ihm alle vom Sehen her bekannt waren, verließ Lurk die biologische Station und wandte sich der medizinischen zu.

Hier hatte ein weiblicher Nugu das Sagen. Sata war klein und zierlich, ihre Augen funkelten in einem Jadegrün, ihr grüner Flaum war zarter als die der männlichen. Innerlich stöhnte Lurk auf, denn er wusste, wie widerspenstig und bestimmend dieses kleine Wesen sein konnte. Sie nahm kein Blatt vor den Mund, wenn es um ihre Interessen ging, die meistens die ihrer Patienten waren. Als sie ihn sah, stürzte sie sofort auf ihn zu. Ihre Stimme war ein eigenartiges Gurgeln mit einem reizenden Pfeifen darin. Er wusste, dass diese Stimme auch scharf wie ein Messer klingen konnte. Im Augenblick fehlte nicht mehr viel dazu. „Lurki, was soll ich hier auf der Brücke, ich muss in meiner Krankenstation noch so viel vorbereiten. Schließlich kann ich mir denken, wie du das Ding hier fliegst, da muss ich auf viele Patienten eingestellt sein."

Sie nannte ihn niemals bei seinem Titel, es sei denn sie wollte etwas von ihm. Fast ein Jahr arbeiteten sie schon auf diesem Schiff zusammen und sie hatte es sich angewöhnt seinen Namen zu verniedlichen. Sie wusste, dass ihm das überhaupt nicht gefiel, umso mehr Spaß machte es ihr.

„Ich bitte dich, bleib wenigstens solange bis wir gestartet sind. Die Vorschrift verlangt, dass die ranghöchsten Offiziere zugegen sind, wenn das Schiff abhebt." Er seufzte, wusste er doch, dass sie nie etwas gegen ihren Willen tat.

Zu seiner großen Überraschung aber hörte er sie sagen: „Ausnahmsweise werde ich auf der Brücke bleiben, weil du es bist, aber sobald wir gestartet sind, werde ich auf meine Krankenstation gehen, wo ich hingehöre. Meine Leute können mich sehr gut hier oben vertreten."

Die für Sata so unwichtigen Aufgaben auf der Brücke bestanden darin, die Lebensfunktionen der Besatzungsmitglieder und die Umweltfunktionen zu beobachten, um sofort auf alles Ungewöhnliche reagieren zu können. Eine künstliche Sonnenbestrahlung an Bord des Schiffes gewährleistete, dass sie immer genug Sauerstoff hatten. Das machte Sauerstofftanks unnötig. Jedes Crewmitglied hatte beim Eintritt in den Dienst ein Implantat unter die Haut operiert bekommen, damit ihr Zustand jederzeit kontrolliert werden konnte. Zeigte jemand erhöhte Stresssymptome oder Unregelmäßigkeiten der Lebensfunktionen, so konnte sofort darauf reagiert werden. Niemand an Bord konnte eine Krankheit verheimlichen.

Lurk ging zur letzten Station. Hier gab es nur große, durchtrainierte Nugu, denn sie waren für die Sicherheit eines jeden einzelnen von ihnen verantwortlich. Der Chef der Sicherheitsstation war fast einen Kopf größer als der Captain. Sein Körper war zäh und stahlhart. Die Nugu waren friedliebende Geschöpfe, doch ging es um ihre Sicherheit, gingen sie kein Risiko ein.

Gath, der Sicherheitschef stand so steif vor seinem Captain, dass dieser meinte, er stände vor einem Baum, doch jeder Baum war schwächer als dieser Nugu.

„Sie dürfen sich bewegen, Gath." Sofort entspannte dieser sich, was ein Minimum an Veränderung in seiner Haltung ausmachte.

„Captain, ich möchte Ihnen versichern, dass wir auf dieser Reise absolut sicher sein werden. Meine Männer sind die besten." Nicht nur seine Haltung war steif, auch seine Stimme war es. Sie klang monoton und zu keiner Regung fähig. Lurk versicherte ihm, dass er vollstes Vertrauen zu ihm und seinem Team hatte.

Der Captain drehte sich um und ging zu seinem Kommandosessel. Mit einem leisen Seufzen nahm er endlich darauf Platz. Der Countdown setzte ein. Nur noch 10 Sekunden und die große Reise konnte beginnen. Sie waren bereit, fast 1400 Seelen warteten schon gespannt auf diesen Moment, das Warten hatte endlich ein Ende.

Der Captain befahl die Anker zu lösen und den Kurs zu setzen. Sein Steuer-

mann und sein Navigator bestätigten diese Befehle.
„Erhöhen der Leistungen der Turbinen auf Maximum!“ Die Turbinen heulten auf und jeder spürte die enorme Kraft, die das ganze Schiff erzittern ließ. Das Raumschiff hob ab, die Landeklappen wurden geschlossen, es gab kein Zurück mehr, für niemanden.

Rhannah sah zum letzten Mal seine Heimatwelt. Er hatte das Gefühl, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Das Wasser der wenigen Seen leuchtete in einer reinen grünen Farbe zu ihm hinauf. Bedingt durch den Wassermangel des Planeten gab es kaum Vegetation, es gab fast nur Felsen, Felsen und nochmals Felsen. Der Himmel war dunkelblau, fast schwarz, so wie er es am liebsten hatte und die rote Sonne verbreitete ihre wärmenden Strahlen. Zeichen eines wunderschönen Tages auf dem Planeten Huhma. Ein letztes Mal seufzte er auf, um sich dann abzuwenden. Seine Entscheidung war schon lange gefallen. Als ihm das klar wurde, war er ohne Kummer, denn von diesem Augenblick an schaute er nach vorne.
Es war immer eine Reise ins Ungewisse, denn der Funkkontakt mit ihrem Heimatplaneten brach ab, sobald sie die Atmosphäre von Huhma verließen. So hoch der technische Stand ihrer Gesellschaft auch war, das Problem mit den Interferenzen, die durch die Atmosphäre verursacht wurden, konnten sie nicht beheben. Niemals erfuhren die Zurückgebliebenen von dem Schicksal der Reisenden. Die Frage, ob sie jemals einen fremden Planeten erreichten, blieb unbeantwortet.
Rhannahs Schiff glitt in den schwarzen Himmel und stieg höher und immer höher. Ohne zurückzuschauen machte er sich an die Arbeit. Die Instrumente durften nicht aus den Augen gelassen werden und mussten immer wieder neu justiert werden. Sobald ein geeigneter Planet von den Sensoren gescannt wurde, mussten sie sofort Alarm geben können. Sein Team sollte später entscheiden, ob ein Planet besiedelt werden konnte oder nicht. Da sie nie Antwort von den anderen Schiffen bekommen hatten, konnte niemand sagen, wann der erste bewohnbare Planet auftauchen würde. Auch ist niemals eine von den kleinen Sonden mit einer Nachricht zurückgekehrt, die jedes Raumschiff an Bord hatte. Wie lange seine Reise letztendlich dauern sollte, konnte er nicht ahnen.

Nach zehn Jahren sagte Rhannah sich, er hatte es schließlich gewusst.
Nach 30 Jahren, als sein Körper langsam älter wurde, hatte er das Gefühl zu verzweifeln. Mit diesem Gefühl war er nicht allein. Trunn wurde immer labiler, seine Bewegungen wurden nervös. Er konnte nicht mehr ruhig an einem Platz verweilen. Rhannah hatte manchmal das Gefühl, beobachtet zu werden und wenn er sich dann umsah, weilte Trunns Blick auf ihm. Er sah ihn nicht einfach nur an, nein, in seinem Blick brannte eine Glut, die ihm Angst einjagte. Hinter jeder Ecke vermutete er den alten Geologen, der ihm ein Messer in den Rücken stoßen wollte. Natürlich war er paranoid, das blieb nicht aus in der Enge des Schiffes. Doch je länger sie unterwegs waren, desto näher kamen die Wände des Schiffes.
Und tatsächlich eines Tages passierte es. Rhannah saß alleine in der Kantine beim Essen, als Trunn sich neben ihn stellte. Er musste zu ihm hinaufsehen und ahnte etwas. Er konnte nur noch reagieren und zog den Kopf zur Seite. Die Faust streifte ihn dadurch nur, aber für einen kurzen Moment war er benommen. Er ließ sich vom Stuhl gleiten, gerade noch rechtzeitig, da kam auch schon ein Fußtritt von Trunn. Mühsam richtete sich der kleinere Biologe auf und hechtete zum Alarmknopf an der Tür und drückte ihn. In ein paar Minuten würden die Sicherheitsleute angestürmt kommen. Im letzten Jahr hatten sich solche Vorfälle gehäuft und sie waren immer in Bereitschaft. Doch bis sie eintrafen, musste Rhannah sich selber helfen, denn Trunn packte ihn schon am Kragen seiner Uniform, um ihn gewaltsam rumzureißen. Rhannah rammte ihm seinen knochigen Ellenbogen in den Bauch und stieß ihn mit aller Kraft von sich. Der wahnsinnige Trunn krümmte sich zusammen und heulte vor Wut auf. Als er sich wieder aufrichtete hatte er ein Messer in der Hand und wollte sich auf seinen verhassten Kontrahenten stürzen. Starke Arme umklammerten ihn, mittlerweile waren die Männer vom Sicherheitsdienst eingetroffen, Medizinerin Suta im Schlepptau. Mit einem Blick erfasste sie die Situation und beugte sich zu Rhannah herunter, der schwer atmend auf einem dreibeinigen Stuhl hockte.
„Alles in Ordnung?“ Durch ihre Freundschaft mit dem Captain, die sich mit der Zeit in Liebe verwandelt hatte, waren sich Rhannah und Suta auch nähergekommen, zwischen ihnen entwickelte sich eine innige Gemeinschaft.
„Alles klar, Doktor. Mir fehlt nichts.“ Er atmete erleichtert aus, da die Sache

überstanden war. Sie würden Trunn erst einmal in eine Arrestzelle stecken und ihn unter Beruhigungsmittel setzen. An derartige Vorfälle schon gewöhnt, gingen die Nugu wieder an die Arbeit. Auch Rhannah wollte seinen Dienst antreten und er ging zum nächsten Lift. Suta machte ihm den Vorschlag sich von ihr krankschreiben zu lassen nach dieser Aufregung.
Doch er lehnte mit den Worten ab: „Jetzt wo Trunn ausfällt, kann ich nicht auch noch fehlen. Schließlich haben wir einen Job zu machen. Wir wollen doch schnellstmöglich einen Planeten finden, damit dieser Zustand, in dem sich momentan jeder befindet, aufhört." Mit diesen Worten bestieg er den Lift.

Nach 50 Jahren wollte Rhannah nur noch schreien. Sein Körper wurde schwächer. Er glaubte seine Zeit wäre abgelaufen und er würde niemals einen geeigneten Planeten sehen. Nun mit 70 Jahren war er fast schon ein alter Mann. Er saß verzweifelt in seiner Kabine und dachte an die vielen verstorbenen Mitglieder einer Crew, die nun zum größten Teil aus jungen Nugu bestand. Trunn war als erster vorausgegangen, er starb damals noch in seiner Zelle, völlig vom Wahnsinn gezeichnet mit einer Wut auf Rhannah, die keiner verstehen konnte.
Die Alten starben langsam einer nach dem anderen. Nugu konnten mehr als hundert Jahre alt werden, aber durch die verzweifelte Suche nach einer neuen Heimat verloren sie den Lebensmut. Nach so vielen Jahren hatten sie keine Hoffnung mehr. Rhannah fing an das Schiff zu hassen, das seinen Weg unbeeindruckt fortsetzte, lautlos in dieser kalten Schwärze. Natürlich wussten sie alle, dass ihr Planet Huhma am Rande einer endlos erscheinenden Galaxie lag. Fruchtbare Planeten gab es nicht an jeder Ecke. Jeder Planet, der einer genaueren Untersuchung für wert befunden wurde, war eine Enttäuschung gewesen und mit jedem weiteren Planeten wuchs sie. Der Wahnsinn breitete sich an Bord aus. Selbst Gath, der Chef der Sicherheit, konnte sich nicht davor schützen. Man sah ihn des Öfteren mit sich selber sprechen und er vernachlässigte seine Pflichten. Zum Glück nahmen jüngere Leute nach und nach seinen Platz ein. Sie wurden von dem Wahnsinn nicht befallen, da sie ihre Kindheit auf diesem Schiff verbracht hatten und kein Leben auf einem Planeten kannten. Sie kannten nicht das Gefühl, jederzeit überall hingehen zu können, unter einem freien Himmel. Wenn die Alten ihnen Geschichten

von der schönen Heimat erzählten, hielten sie diese für Phantastereien. Niemand von ihnen konnte sich so etwas vorstellen. Sie sahen Bilder von einer Felsenlandschaft mit vereinzelten Seen und Wiesen und mit Tieren, ähnlich denen, die sie an Bord hatten. Aber das Gefühl einer frischen Windböe auf der Haut, konnten sie nicht verstehen und schon gar nicht das Verlangen der Alten danach. Für sie war das Schiff ihr Zuhause und nicht das Gefängnis, das es für die alten Nugu war.

3 Der blaue Planet

Eines Tages saß Rhannah an seinen Apparaturen, als die Sensoren etwas meldeten. Mittlerweile waren sie bereits fast 75 Jahre unterwegs und er war 95. Er hielt durch, weil er die Erreichung eines Planeten, eines bewohnbaren Planeten, unbedingt erleben wollte. Er wollte nicht aufgeben und das kalte schwarze Nichts da draußen gewinnen lassen. Er starrte so apathisch auf den Bildschirm, dass ihm gar nicht bewusst wurde, was er da sah. Er konnte es nicht glauben, es war schon Jahre her, dass sie überhaupt irgendeinen Planeten gesehen hatten. Im ersten Moment hatte er völlig vergessen, was er zu tun hatte. Erst nach und nach fing er an, die richtigen Knöpfe zu drücken und die ersten Daten kamen herein. Der Bildschirm zeigte ihm ein undeutliches Bild eines Planeten.

Er riss die Augen auf und konnte es nicht glauben, es war ein Planet der Klasse M5 in einem G-System, das bedeutete es gab eine Sonne und eine Schwerkraft und eine Atmosphäre, die der auf Huhma glich. Er wusste, dass nähere Angaben zu dem Planeten erst mit den Nah-Sensoren reinkommen würden und das würde noch 52 Stunden dauern, dann hätten sie auch ein klareres Bild. Aber der Bildschirm zeigte schon jetzt einen wunderschönen blauen Planeten mit Meeren und Seen. Gleich auf den ersten Blick sah er eine perfekte Welt.

Vor Aufregung hatte Rhannah vergessen, den Alarmknopf zu drücken, damit auch die anderen davon erfuhren. Mittlerweile gab es nur noch zwei Alte, er selbst und Sata waren übriggeblieben. Als der Captain von ihnen ging,

trauerte er mit ihr. Obwohl bereits fünf Jahre vergangen waren, sah er es noch genau vor sich. Lurk war auf der Brücke, als er in seinem Sessel einschlief und nicht wieder aufwachte.
Er hatte einmal zu ihm gesagt: „Ich werde in meinem Kommandosessel sterben. Ich habe die Hoffnung seit langer Zeit aufgegeben, wir werden bis in alle Ewigkeit auf diesem Kahn hocken und durch diese verfluchte Leere fliegen.“
Die Freundschaft mit dem Captain und der Medizinerin, ihre Diskussionen und gegenseitigen Aufmunterungen hatten Rhannah vor dem Wahnsinn bewahrt. Die letzten fünf Jahre hatte er befürchtet, ohne den Captain würde es ihm genauso ergehen wie Trunn und all den anderen, aber er hatte ja noch Sata.
Jetzt versammelten sich alle auf dem Deck, junge Augenpaare sahen den alten Nugu an, neugierig, aber nicht sehr erwartungsvoll, da sie kein anderes Leben kannten, vermissten sie auch nichts.
Er begann zu sprechen: „Heute scheint es endlich soweit zu sein, ich habe einen Planeten entdeckt, der alles besitzt, was wir zum Leben brauchen.“ Er machte eine bedeutungsvolle Pause und sah dabei Sata in die Augen. „Es ist ein Planet der Klasse M5 mit einer Atmosphäre und einer Schwerkraft.“
Er konnte sich nicht mehr beherrschen und ein Jubelschrei löste sich von seinen Lippen. Die Anwesenden blieben ganz still, konnten die Euphorie nicht teilen. Auch Sata lachte. Die beiden wurden angesehen, als ob sie verrückt geworden waren.
Da meldete sich plötzlich die Stimme des neuen Captains. Es war der Sohn, der aus der Verbindung von Lurk und Sata hervorgegangen war. „Wir sollten uns nicht zu früh freuen, noch wissen wir nicht genug über diese Welt dort draußen. Vielleicht ist die Luft giftig für uns.“
„Du hast Recht, Sunk.“ Widerwillig gab der alte Biologe ihm Recht, sie waren noch nicht am Ende ihrer Reise angelangt, bevor sie nicht sicher gelandet waren.

Sie schwenkten in die Umlaufbahn ein und Rhannah begann mit den Sensoren weitere Daten zu sammeln. Der Planet war bewohnt, das zeigten die Bilder von der Oberfläche und die Radiowellen, die bis ins All hinaufdrangen und noch eins konnten die Wissenschaftler bereits sagen, die Luft war giftig. Aber, war sie zu giftig für ihr außergewöhnliches Immunsystem? Wichtig war, dass die Sonne es ihnen ermöglichte, ihren eigenen Sauerstoff zu produ-

zieren. Sie staunten über die Vegetation, so etwas hatten sie noch nie zuvor gesehen. Es bestand also die Möglichkeit, zusätzlichen Sauerstoff zu bekommen.
Als alle Auswertungen der Sensoren vorlagen, versammelten sich die Wissenschaftler und erstatteten dem Captain Bericht.
„Hier muss etwas Fürchterliches stattgefunden haben. Alles deutet daraufhin, dass die Bewohner dieses Planeten einmal eine hohe Technologie besaßen und die giftige Luft ist nicht natürlichen Ursprungs, sie ist chemisch. Vielleicht würde uns die Luft umbringen, wenn unsere Körper sie zu lange aufnehmen, wir können es nicht sicher sagen. Die Konzentration der chemischen Bestandteile liegt nur unwesentlich höher als die Werte, die wir für bedenklich halten."
Reia, die Exobiologin warf ein: „Ein Problem wird die noch vorhandene Bevölkerung darstellen. Die Bauwerke sind teilweise so hoch, dass ich von Meisterwerken der Architektur sprechen kann, es handelt sich um eine hochtechnisierte Gesellschaft. Sie waren es und sind es teilweise immer noch. Nicht, wie sie es einmal waren, aber immer noch bemerkenswert. Wie werden sie auf unsere Anwesenheit reagieren?"
Amar, der Kommunikationsoffizier, stimmte ihr zu: „Ich habe mir ihre Funkwellen angehört, sie zeugen von einer hohen Intelligenz. Ich konnte jetzt schon sehr viele verschiedene Sprachen herausfiltern, ich habe mich bereits darangemacht, die Sprache zu erlernen, die am meisten verwendet wird und die Daten in unseren Übersetzer einzugeben."
Die Wissenschaftler fingen an, wild durcheinander zu reden, ihre hohen zwitschernden Stimmen klangen erregt.
Captain Sunk erhob seine Stimme: „Die Frage ist, können wir ihnen etwas anbieten? Wären wir in der Lage, die Luft zu reinigen? Wir müssen erst noch ein paar Untersuchungen durchführen und vor allen Dingen, müssen wir ein Expeditionsteam zusammenstellen und es hinunterschicken."
Die Anwesenden neigten ihre Köpfe zur Seite und stimmten so zu, dann steckten sie ihre Köpfe zusammen, um zu beraten.
Ihre Wahl fiel auf einen Kontinent, auf dem es praktisch kein Leben mehr auf der Oberfläche gab. Die Lebenszeichen kamen ausschließlich aus Bunkern unter der Erde. Das Expeditionsteam bestand aus Rhannah, Amar, Sata und dem ersten Geologen Trunnir, der aus der Verbindung von Trunn und

Altami hervorgegangen war.
Sie konnten das gigantische Raumschiff nicht auf einem Planeten landen, soviel Energie wie benötigt wurde, um wieder zu starten, hatten sie nicht. Viel zu groß war die Masse, um sie aus der Atmosphäre zu bewegen. Mit 400 Familien an Bord waren sie vor so langer Zeit gestartet. Das Schiff hatte am Anfang ca. 1400 Seelen beherbergt, dazu kam die Landwirtschaft, die Größe des Schiffes war dem angemessen gewesen und eine natürliche Geburtenrate wurde mit einkalkuliert. Aber dass die Reise so lange andauern würde, konnten die Erbauer nicht einplanen. Die Bevölkerung war in den letzten Jahren auf fast 3000 Nugu angestiegen. Sollte ihre Reise noch länger andauern, würden sie an den kritischen Punkt gelangen, an dem die Eigenproduktion ihrer Landwirtschaft die Ernährung nicht mehr gewährleisten konnte und es würde doch zu einer Geburtenkontrolle kommen müssen. Alle Besatzungsmitglieder und ihre Familien schauten hoffnungsvoll dem kleinen Schiff hinterher, das die Erde ansteuerte.
Das Team landete mitten in einer riesigen verfallenen Stadt in einem Bereich, der früher vielleicht einmal ein Park gewesen war, also genug freie Fläche um das Shuttle zu landen.
Trunnir öffnete das Schott und zum ersten Mal in seinem Leben betrat er festen Boden unter einem freien Himmel. Amar folgte ihm auf dem Fuße. Sie schwankten und hielten sich aneinander fest. Mit großen grünen Augen sahen sie sich um. Vorsichtig verließen auch Sata und Rhannah das Shuttle. Nach 75 Jahren betraten sie endlich einen Planeten. Die Stadt war wie ausgestorben, doch die Natur hatte einen Weg gefunden. Überall wuchsen Pflanzen wild an den zerfallenen Gebäuden hoch, die Straßen waren überwuchert, das Gras bannte sich einen Weg durch den harten Beton. Auch wenn die Bewohner ihre Bunker nicht verlassen konnten, da die Luft sie getötet hätte, wuchsen die Pflanzen doch wieder. Sie erholten sich und passten sich an die feindliche Umgebung an. Die vier Nugus gingen in die Stadt hinein und ihre Geräte, die sie in die Luft hielten, zeichneten alles auf und obwohl die giftigen Stoffe in der Luft nicht tödlich waren, trauten sie sich dennoch nicht, ihre Raumanzüge abzulegen. Diese Anzüge bestanden innen aus fluoreszierendem Material, so dass sie auch jetzt ihren eigenen Sauerstoff produzieren konnten. An Bord hatten sie zahlreiche davon für solche Fälle. Zwar atmeten

die Nugu nicht, aber die Giftstoffe würden durch jede ihrer Poren in die Körper eindringen. Auf der langen Reise hatten sie gerade mal sechs Planeten entdeckt, die einer näheren Untersuchung aus dem Orbit wert waren. Allesamt stellten sich als unbewohnbar heraus, selbst für die anpassungsfähigen Nugu und eine Expedition war zu gefährlich. Dieser Planet hier stellte sich als sehr vielversprechend heraus.
In der Ferne sahen sie auf einer kleinen Insel eine gigantische Statur, die eine Fackel in der Hand trug.
„Seht!“ Rhannah zeigte auf die Figur. „Ob so die Einwohner aussehen?“
„Na, ich hoffe, sie haben nicht diese Größe“, erwiderte Sata ironisch.
„Lasst uns in eines ihrer Behausungen gehen, vielleicht entdecken wir dort etwas.“
Sie suchten sich ein Gebäude aus, das noch einen stabilen Eindruck machte und betraten es durch eine offene Tür. Im Großen und Ganzen war es leergeräumt, vereinzelt standen noch Möbel herum. Nach einem überhasteten Aufbruch sah die Szenerie nicht aus. Eher nach einem wohlüberlegten, so als ob die Bewohner nicht alles mitnehmen konnten, sondern auf ausgewählte Stücke verzichten mussten. Sata stand vor einer Fotografie, die einsam an der Wand hing. Ein Strand und das Meer waren abgebildet und ein verliebtes Paar ging Hand in Hand spazieren.
Sie stellte fest: „Definitiv humanoid. Sie haben ungefähr unsere Größe, vielleicht sind sie etwas größer, aber nicht viel. Diese rosige Haut ist widerlich und sie haben nur wenig Flaum. Definitiv nichts, womit man Sauerstoff herstellen kann. Das erklärt, warum sie in Bunkern unter der Erde leben. Sie müssen die Luft atmen, die sie zur Verfügung haben und ihre Körper können keinen Sauerstoff herstellen. Nicht gut für sie, gar nicht gut. Aber gut für uns, denn wir haben etwas, das wir ihnen anbieten können... uns selbst als Sauerstofflieferanten.“
„Sata, was glaubst du, wie lange braucht dieser Planet, um sich mit unserer Hilfe zu erholen?“ Rhannah schaute die alte Medizinerin erwartungsvoll an.
„Hm... lass mich mal überlegen.“ Nachdenklich kniff sie die Augen zusammen. „Ich würde sagen, nicht länger als 10 Planetenumdrehungen für diesen Kontinent mit unseren Leuten, die wir an Bord haben, und die seltsamen Wesen könnten wieder unbeschwert die Luft atmen. Für den ganzen Planeten brauchen wir mehr von unseren Leuten.“

„Na, das sind doch schon einmal gute Aussichten. Lasst uns mit dem Shuttle zurück an Bord fliegen und die freudige Nachricht dem Captain mitteilen.“ Er konnte nicht schnell genug auf das Schiff kommen, am liebsten hätte er sofort seine Sachen gepackt und sich hier unten ein schönes Fleckchen Erde gesucht.

4 Die Entscheidung der Menschen

Europakanzlerin Amelia Parker, die Tochter von Theresa Keller-Parker saß fassungslos in ihrem Büro. Mit ihren gerade mal 51 Jahren war sie eine recht junge Kanzlerin und sie hatte ein schweres Erbe übernommen. Seit sich Europa 2030 einte und sich nur noch unter eine Regierung stellte, gab es für die europäischen Länder nur noch ein Regierungsoberhaupt. Seither hatte es nur einen Kanzler und eine Kanzlerin gegeben und letztere war ihre Mutter gewesen. 2060 hatte Theresa dieses Amt übernommen und sie hatte es fast drei Jahrzehnte innegehabt. Amelia hatte das Amt direkt von ihr, die sich 90jährig aus dem Amt zurückgezogen hatte, übernommen. Heute war ihr 91. Geburtstag und ihr wurde das größte Geschenk gemacht. Der Augenblick auf den sie seit ihrer Jugend wartete, war endlich eingetreten. Es kam zu einem Kontakt, aber noch wusste sie nichts davon. Amelia wollte sie am heutigen Abend mit der Nachricht überraschen, aber erst einmal musste sie sich selbst von der Erkenntnis, nicht allein im weiten Universum zu sein, erholen. Die Ankömmlinge versteckten sich nicht, sie waren fast schon naiv in ihrer Hoffnung, freundlich empfangen zu werden. Vor nicht allzu langer Zeit wäre ein friedlicher Kontakt undenkbar gewesen, denn die globale Rettung des Planeten hatte noch nicht im Vordergrund gestanden. Die Menschheit bekämpfte sich gegenseitig, für manche Länder gab es nichts Wichtigeres, als aus religiösen oder kapitalistischen Motiven, Kriege zu führen. Die Menschheit war noch zu aggressiv gewesen, um einfach so Außerirdische zu empfangen und auf ihrem Planeten willkommen zu heißen.
Jetzt gab es nicht mehr die fast 7 Milliarden Menschen, die Menschheit hatte sich in den letzten über 70 Jahren zwischenzeitlich auf 1,5 Milliarden redu-

ziert. Die Pläne der Regierungen von 2015 konnten nicht alle Menschen retten. Dadurch, dass die Menschheit sich auf ihre Intelligenz berief und endlich die Profitgier der Industrie unterband, erholte sie sich und die Bevölkerung stieg wieder auf zwei Milliarden an. In den letzten Jahrzehnten hatte sich die Ozonschicht fast vollständig regeneriert, das war also nicht mehr das Problem. Das Problem war die Luft, die zum Feind der Menschen geworden war.
Als die erste Kontaktaufnahme erfolgte, war nur Europa in der Lage, zu antworten. Die Außerirdischen hatten konkrete Vorschläge, wie sie ihnen helfen konnten. Sie schlugen ein Treffen vor, auf dem sie sich vorstellen wollten. Amelia kontaktierte die anderen Länder, sie wollte auf keinen Fall über die Köpfe der Regierungsoberhäupter hinweg entscheiden. Es gab nicht mehr viele der Großen und die Konferenzschaltung bestand nur aus Europa, der Chinesischen Republik, USA und Russland. Sie mussten für die kleineren Staaten mitentscheiden, denn es würde zu lange dauern alle zu kontaktieren.
„Ich werde sofort zur Sache kommen. Wir haben einen ersten Kontakt. In diesem Moment kreist ein Raumschiff einer außerirdischen Rasse, die sich Nugu nennt, im Orbit um die Erde. Um allen Befürchtungen vorweg zukommen, sie sind nicht feindlich gesinnt, sondern bieten uns ihre Hilfe an."
Amelia Parker machte eine Pause, um diese Information sacken zu lassen. Alle Anwesenden machten ungläubige Gesichter.
Der amerikanische Präsident meldete sich zu Wort: „Waren Sie wieder zu lange im Regen unterwegs, Frau Kanzlerin? Außerirdische? Wir sind doch hier nicht bei Star Trek."
Die Vertreter der beiden anderen Staaten setzten in das Lachen des Präsidenten mit ein.
„Mr. President, ich kann ihnen versichern, ich scherze nicht. Sie hatten die Nugu bereits in ihrem Land. Sie landeten mit einem Shuttle im Central Park und führten dort Untersuchungen durch und kamen zu dem Ergebnis, dass die Luft zwar bedenklich sei, aber für sie nicht auf Dauer gesundheitsschädlich. Sie haben eine einzigartige körperliche Konstitution, die ihnen ermöglicht mit einer ausreichenden Sonneneinstrahlung, ihren eigenen Sauerstoff herzustellen. Den überschüssigen Sauerstoff, den ihr Körper nicht benötigt, geben sie an die Umwelt ab und nebenbei reinigen sie noch die schadstoffreiche Luft. Ja, es hört sich an wie ein Märchen, eins, das wir dringend nötig brauchen."

„Es handelt sich bei den Außerirdischen also um wandelnde Bäume? Das wäre zu schön um wahr zu sein, da muss es doch einen Haken geben. Sie wollen uns sicherlich reinlegen.“ Misstrauen sprach aus der Körperhaltung des russischen Präsidenten.
Nach einem weiteren hin und her zwischen den Staatsoberhäuptern übernahm Amelia wieder das Wort.
Die Stimme der Europakanzlerin wurde jetzt knallhart: „Ich sage es, wie es ist. Wir haben gar keine andere Wahl, als diese Chance wahrzunehmen. Für ihre Hilfe wollen sie lediglich die Möglichkeit, sich auf unserem Planeten anzusiedeln und ihn für uns und natürlich für sich, wieder urbar zu machen. Die Entscheidung für Europa ist gefallen, wir werden die Hilfe annehmen und ihnen eine Heimat anbieten und vielleicht können wir dann eines Tages unsere Häuser wieder verlassen und den Sonnenschein genießen. Sie haben jetzt die Wahl, ziehen sie mit oder nicht?“
Es kam zu einem einstimmigen Ergebnis, alle waren sich einig, dass die Erde ohne fremde Hilfe nicht würde überleben können, also nahm Amelia im Namen aller die Einladung zu diesem Treffen an.
Nun saß sie hier und konnte es nicht fassen, morgen würde sie sich mit einer außerirdischen Rasse treffen. Sie durchlief viele Gefühle, Aufregung, Freude, Neugierde und nicht zuletzt Hoffnung. Konnten die Nugu ihnen tatsächlich helfen? Amelia stand auf und zog sich ihre Jacke an, ihr Assistent öffnete die Tür und teilte ihr mit, dass ihr Auto bereitstand. Heute Abend, vor dem großen Tag, würde sie mit ihrer Mutter deren 91. Geburtstag feiern und sie wollte die ehemalige Kanzlerin bitten, sie auf das Treffen am nächsten Tag zu begleiten. Ihrer Mutter hatte sie es zu verdanken, dass sie jetzt nicht einen Augenblick zögerte, die Hilfe von außen anzunehmen. Ihr Leben lang glaubten sie beide an ein Leben dort draußen, ihr Motto war: Wenn es dort draußen kein Leben gäbe, wäre es eine riesengroße Platzverschwendung.
Sie stieg in den Wagen und drückte den Knopf für „Mutter“. Fast lautlos glitt das Fahrzeug über eine unterirdische Straße, gelenkt von dem Autopiloten. Amelia hasste dieses Leben unter der Erde und in ihren verbarrikadierten Häusern. An ein Leben draußen konnte sie sich nicht mehr erinnern, seit Jahrzehnten schon lebten die Menschen so und sie hatte es satt. Sie wollte nicht nur im Regen draußen herumlaufen, sie wollte einmal die Sonne auf ih-

rer Haut spüren und im duftenden Gras liegen. Egal, was die Außerirdischen fordern würden, sie würde es ihnen geben.

2090 auf dem blauen Planeten feierte Theresa Keller-Parker ihren 91. Geburtstag. Sie war niemals zu den Sternen gereist und auch Zeitreisen, an die sie so fest geglaubt hatte, waren nicht möglich. In den letzten 75 Jahren hatte die Menschheit ihre Probleme nicht schnell genug in den Griff bekommen. An den schlimmsten Tagen, die auf das ganze Jahr verteilt 90 % der Tage ausmachten, konnten die Menschen ohne einen speziellen Sicherheitsanzug, der sie vor der ätzenden Luft beschützte, nicht das Haus verlassen. Sie hausten in luftdicht abgeschlossenen Häusern, die sie am Leben erhielten. Aber es gab auch schöne Tage. Wenn es regnete und man draußen frische gereinigte Luft atmen konnte, dann verließen sie ihre Unterkünfte und umarmten sich und feierten auf den Straßen im Regen zusammen. Der Planet erholte sich, in den letzten Jahren hatte sich die Ozonschicht fast völlig regeneriert. Das war also nicht mehr das Problem. Das Problem war die Luft, die zum Feind aller Lebewesen auf der Erde geworden war.

Nachdem Theresa in verschiedenen Ländern studiert und gearbeitet hatte, kam sie 2050 in ihr Heimatland Deutschland zurück. Während die Bevölkerung von so vielen anderen Ländern völlig überaltert war, erging es Deutschland, dank der Aufnahme der Flüchtlinge vor so langer Zeit, nicht so. Nachdem die Regierung um Angela Merkel im Jahr 2016 die Situation in den Griff bekam und ihre Pläne durchsetzen konnte, stabilisierte sich die Lage. Die Bevölkerung beruhigte sich und Deutschland strebte an die Spitze von Europa und einte es im Jahre 2030.
Gemeinsam arbeiteten ihre führenden Wissenschaftler, zu denen auch Theresa jahrzehntelang gehörte, einen Plan zur Rettung der Menschheit aus. 2030 wurden Gesetze eingeführt, die vor allem die Industrie stark einschränkte. So wurden zum Beispiel die Benzinautos verschrottet, endlich trauten sich die Regierungen einzugreifen. Anders ging es nicht, das Streben nach Profit auf Kosten der Natur musste unterbunden werden. Die Regenwälder und viele andere Gebiete, so auch die Antarktis, wurden zum „Gemeingut der Menschheit“ ernannt. Die Kampagne „Save the Arctic“, die von zahlreichen

Schauspielern, Regisseuren und anderen Künstlern ins Leben gerufen wurde, verhinderte, dass die riesigen Eisgletscher tatsächlich gänzlich verschwanden. Aber es war zu spät. Die Ziele der UN-Klimakonferenz konnten nicht umgesetzt werden. Die großen Worte „Die Weltgemeinschaft will gemeinsam den Klimawandel stoppen“, entpuppten sich als Schall und Rauch. Doch die geheimen Pläne konnten sie parallel umsetzen. 2060 waren Amerika und China fast nicht mehr zu retten, sie zogen um in das Bunkersystem, das gerade noch rechtzeitig fertig geworden war. Die Menschen dort wohnten zusammengepfercht unter der Erde und die Bevölkerung bestand größtenteils nur noch aus alten Menschen. Europa hatte frühzeitig ein Gesetz erlassen, dass alle Häuser luftdicht gedämmt und an das unterirdische Tunnelsystem angeschlossen werden mussten. Auf dem größten Teil des Kontinents konnten die Maßnahmen umgesetzt und dieser so gerettet werden. Um das alles finanzieren zu können, unterstützten sich die Regierungen gegenseitig. Aber das reichte längst nicht aus, die Reichen und Mächtigen wurden zur Kasse gebeten und so eine Finanzierung möglich gemacht.

Die armen Länder, die erst spät zu der Technologie der westlichen Länder kamen, wollten auf den neu gewonnenen Luxus nicht verzichten. Umweltbewusstsein entwickelte sich in den Köpfen der Bevölkerung nicht. Die rasant wachsenden Städte lebten unter einer Smogwolke, die sich immer weiter ausbreitete und auf die schon vorhandene Verschmutzung trafen. Die industriellen Länder, die den Planeten schon verseucht hatten, dämpften den CO2-Ausstoß ein, so dass sich die Ozonschicht erholen konnte. Doch die Entwicklungsländer wollten sich nicht durch Gesetze einschränken lassen. Indien hatte insofern Recht, als sie die Industriestaaten in die Pflicht riefen, da diese historisch viel mehr CO2-Emissionen in die Atmosphäre gepustet hatten. Aber Indien hatte nicht nur das Problem der Außenluft, auch im Inneren lauerten schädliche Partikel, da an offenen Feuern gekocht wurde und Kohleöfen die Atemluft verschmutzten. Aber vor allem der Autoverkehr und das Verbrennen fossiler Brennstoffe wie Kohle, Öl und Gas verpesteten die Luft. Saudi-Arabien war der größte Bremser bei den vergangenen UN-Klimaverhandlungen bis 2015 und belegte den letzten Platz beim Klimaschutz-Index.

Sie wollten nicht hören und so waren ihre Länder die ersten, die ausstarben.

Die Reichen, ja, die überlebten. Sie wanderten einfach in die westlichen Länder und die armen Leute, tja, die starben. Die Technologie brachte den Menschen fast den Untergang, aber sie war es auch, die ihnen half zu überleben. Sie ersetzte die riesigen Regenwälder, die man aus Profitgier abholzte. Aber sie war es auch, die die Menschen in ihre engen Behausungen und unter die Erde zwang. Im Jahre 2060 als Theresa Parker-Keller zur Europakanzlerin ernannt wurde, gab es nur noch 2,5 Milliarden Menschen auf dem Planeten Erde, nur knapp 1,5 Milliarden schafften es in die sicheren Unterkünfte.

An ihrem heutigen Geburtstag war Theresa nicht gut drauf. Das Alter machte ihr zu schaffen, sie wollte schon lange nicht mehr. Sie war müde und erwartete nichts mehr vom Leben. Das einzige, auf das sie sich freute, war der Besuch ihrer Tochter. Ihre wenigen Freunde, die noch übrig waren, saßen am Tisch und tranken mit ihr auf ihren 91. Geburtstag. Plötzlich spürte sie zwei Arme von hinten, die sie umarmten und freudig zog sie sie enger um sich und da spürte sie auch schon den Geburtstagskuss.
„Herzlichen Glückwunsch, Mama." Amelia legte ihre Wange an die runzlige ihrer Mutter. „Und ich habe eine ganz besondere Überraschung für dich."
Theresa spürte, dass etwas Besonderes passiert war, sie spürte den aufgeregten Herzschlag ihrer Tochter und sofort beschleunigte ihr eigener sich.
„Was ist es? Haben sich die Werte verbessert?" Ganz die Wissenschaftlerin dachte sie nur an die Erde. Sie wollte ihren letzten Atemzug draußen in einer gesunden Luft machen, nur deswegen hielt sie noch durch. Die Werte verbesserten sich von Jahr zu Jahr, aber von gesund waren sie noch weit entfernt. Die technischen Spielereien, die sie mit erfunden hatte, um die Luft zu reinigen, fruchteten nur im Kleinen, aber sie fruchteten.
„Komm, ich zeige es dir, aber es ist noch geheim, deswegen kann ich es dir nur unter vier Augen zeigen. Komm... komm." Hektisch half sie ihrer Mutter hoch, fast zog sie sie in Theresas Arbeitszimmer und drückte sie auf einen Sessel. Sie fuhr ihr Tablett hoch und wählte eine Datei an. Die Fremden hatten Bilder und Videoaufnahmen von sich geschickt.
„Mama, es ist endlich soweit. Der erste Kontakt wurde hergestellt. Nun gut, sie sehen nicht aus wie Vulkanier, aber sie sind trotzdem wunderschön. Komm, schau sie dir an." Amelia drückte ihr das Tablett in die Hand. Fas-

sungslos starrte Theresa auf die Bilder.
„Wir wissen noch nicht viel über sie, aber so viel wissen wir, sie können durch den Flaum auf ihrer Haut, Sauerstoff herstellen und nicht nur das. Nein, sie sind auch fähig, so wie unsere Bäume früher, Schadstoffe wie Kohlenmonoxid aufzunehmen und umzuwandeln in herrliche saubere Luft, sie haben ein einmaliges Immunsystem. Kannst du dir das vorstellen? Wandelnde Bäume, die der Photosynthese fähig sind und sie wollen uns helfen. Als Gegenleistung verlangen sie einfach nur einen Platz, um sich niederzulassen. Sie fliegen schon so lange durchs Weltall und sie haben es satt, auch sie sind die engen Räume leid. Diese Rasse schickt, im wahrsten Sinne des Wortes, der Himmel."
Überwältigt schaute Theresa auf die Bilder, sie konnte es nicht glauben.
„Was sagst du dazu, Mama?" Theresa schüttelte nur den Kopf, völlig sprachlos.
Amelia stellte ihre Frage: „Morgen findet das Treffen, der erste Kontakt, statt. Ich möchte, dass du mich begleitest. Würdest du das für mich tun?"
Endlich erwachte die ehemalige Kanzlerin, die so viel für die Welt getan hatte, aus ihrer Erstarrung und schaute mit großen Augen zu ihrer Tochter hinauf. Jetzt erst waren die Worte ihrer Tochter in ihr Bewusstsein gedrungen.
„Du möchtest, dass ich dich begleite? Warum?"
„Liegt das nicht auf der Hand? Ich möchte diesen Augenblick nur mit einer einzigen Person teilen... und die bist du. Ohne dich hätte ich wahrscheinlich genauso misstrauisch reagiert wie die anderen Staatsoberhäupter und es würde nicht zu diesem Treffen kommen. Aber du hast mich in dem Glauben erzogen, dass es da draußen Leben gibt und zwar friedliches. Teile den Moment mit mir."
Spitzbübisch lächelte sie ihre Mutter an. „Falls die Nugu allerdings doch feindlich gesinnt sind, werden wir zusammen untergehen."
„Nun, wer kann zu so einem Angebot schon Nein sagen. Ich bin dabei."

5 Die Entscheidung eines Captains

Als alle Messwerte von seinen Wissenschaftlern ausgewertet waren und ihm alle Ergebnisse vorlagen, lag Sunk in seiner Uniform mit geschlossenen Augen auf dem Bett. Es gab kein äußerliches Anzeichen für das, was in ihm vorging. Hätte er atmen müssen, hätte sich sein Brustkorb sicherlich heftig auf und ab bewegt. Wie sollte er entscheiden? Sollte er wirklich ihr aller Leben aufs Spiel setzen oder sollte er den Befehl zum Weiterfliegen geben und sie eventuell noch einmal 75 Jahre auf eine aussichtslose Suche schicken? Sie waren hier am Ende der Milchstraße angelangt, in einem Sonnensystem mit acht Planeten und einem neunten kleineren. Bis auf einen, waren sie alle nicht bewohnbar. Dieser eine Planet lag perfekt zur Sonne, sie konnten sich den Kontinent aussuchen, der die angenehmsten Temperaturen hatte. War das das Risiko nicht wert? Einen schöneren Planeten als diesen gab es höchstwahrscheinlich im ganzen Universum nicht mehr, aber das Risiko war zu groß. Er öffnete die Augen, der Captain hatte sich entschieden, sie würden ihre Reise fortsetzen.
Vorher wollte er noch eine Boje aussenden, die im Orbit der Erde kreisen würde. Die Boje sollte eine Nachricht aussenden und jedes Lebewesen im Universum würde sie verstehen und wissen, dass es sich hier um einen verbotenen Planeten handelte, der unter Quarantäne stand.
Ein dezenter Piepton machte ihn auf eine eingehende Nachricht auf seiner Com aufmerksam. Sofort stand er auf und ging zu seinem Arbeitsplatz. Er drückte einen Knopf. „Ja, bitte?“
„Captain?“ Eine junge Stimme antwortete ihm zögerlich. „Sie sollten sofort auf die Brücke kommen. Etwas...“ Die Stimme brach ab.
„Was ist passiert? Gibt es einen Notfall?“ Sunks Stimme klang beunruhigt.
„Das müssen Sie sich selber anschauen. Sie werden es nicht glauben.“ Jetzt klang die Stimme freudig erregt.

Der Captain haute auf den Knopf und unterbrach die Verbindung. Er verließ seine Kabine und rannte zum Lift. Als die Tür sich zur Brücke öffnete, konn-

te er seinen Augen nicht trauen. Ein Jubelschrei empfing ihn.
„Was ist hier los?“
„Sehen Sie selbst, wir haben Gesellschaft bekommen. Zwei weitere unserer Schiffe sind in den Orbit eingeschwenkt. Es ist nicht zu glauben, aber auch sie haben den Planeten gefunden.“
Wieder erklang ein Jubelschrei.
Der junge Captain ließ sich ungläubig in seinen Kommandosessel sinken und schaute auf die Bilder, die die Außenkamera auf den riesigen Bildschirm sendete. Tatsächlich, die Raumschiffe glichen ihrem wie ein Spiegelbild.
„Haben Sie schon Kontakt aufgenommen?“
„Es kommt soeben eine Nachricht rein, Captain.“ Der diensthabende Kommunikationsoffizier schaltete ein paar Knöpfe und schon erschien das Gesicht eines jungen Nugu auf dem Bildschirm.
„Ich grüße Sie, hier spricht Ramo, Captain des 3. Schiffes, das von Nugu vor 125 Jahren gestartet ist. Unterwegs trafen wir auf Schiff Nr. 8 und wir haben beschlossen, unsere Reise zusammen fortzusetzen.“
Ungläubig starrte Sunk auf den Bildschirm. Alle Schiffe, die jemals von ihrem Heimatplaneten gestartet waren, hatten Nummern in der Reihenfolge, wie sie losgeflogen waren, bekommen. Ihre Mission war die 51. in 50 Jahren gewesen und Sunks Schiff hatte die Nr. 405 bekommen. Diese beiden Schiffe gehörten zu der ersten Mission und sie waren bereits 50 Jahre länger unterwegs als sie es waren.
„Ich grüße Sie, Captain Ramo. Ich bin Sunk und Captain des Schiffes 405. Wie ist es Ihnen auf Ihrer Reise ergangen?“
„405? Also hatte die Regierung das Weltraum-Programm nicht eingestellt und es wurden noch weitere Schiffe auf die Reise geschickt? Aber bitte entschuldigen Sie meine Ungeduld, aber darüber können wir später noch plaudern, jetzt habe ich für uns dringendere Fragen. Konnten Sie den Planeten unter uns schon untersuchen? Ist er bewohnbar?“
„Ja, wir haben ihn ausgiebig untersucht und die Ergebnisse sind alarmierend. Ich habe gerade entschieden, dass das Risiko zu hoch ist. Aber, ich würde vorschlagen, wir treffen uns. Vorher werde ich Ihnen unsere Daten übermitteln.“

„Das Risiko ist zu hoch. Niemand weiß, ob oder wann uns die Werte schaden

werden oder können. Wir werden weiterfliegen.“ Sunks Stimme hörte sich an, als ob die Entscheidung gefallen wäre, aber Rhannah konnte das nicht akzeptieren.
„Nein, ich habe mich anders entschieden, ich werde hierbleiben. Ich kann nicht mehr durch das All fliegen. So einen Planeten werden wir niemals wiederfinden. Wir können die Luft reinigen und den Bewohnern helfen.“
Seine Stimme ließ keinen Zweifel zu, er würde hier eine zweite Heimat suchen, koste es, was es wolle.
„Viele denken wie ich, Sunk. Du kannst nicht für uns bestimmen, wir wollen das Risiko eingehen.“
Sata stellte sich zu Rhannah und sah ihren Sohn an: „Ich werde mit ihm gehen. Ich halte es keine Zeiteinheit mehr auf diesem engen Schiff aus. Als Medizinerin sage ich dir, dass wir es schaffen können und dass es das Risiko wert ist.“
Entsetzt schaute Sunk seine Erzeugerin an. „Wie viele wollen hierbleiben?“
„Tausend.“
Fassungslos schüttelte Sunk den Kopf.
„Tausend nur auf unserem Schiff, alle von Schiff eins und mehr als 1500 von Schiff zwei“, fügte Sata hinzu. „Du musst einsehen, dass wir keine bessere Welt finden werden und wenn wir unsere Leute von Huhma holen, dann könnte diese Welt in weniger als hundert Jahren ein Paradies sein.“
„Und wenn nicht, dann werden wir hier sterben.“
„Besser hier sterben als in den Weiten des Weltraums. Unsere Nahrung wird nicht mehr lange reichen, das hier ist unsere letzte Chance. Wir sind hier am Ende eines Sonnensystems und es wird viel zu lange dauern, es zu durchqueren und zu einem anderen zu gelangen, das vielleicht einen bewohnbaren Planeten hat. Du weißt, was auf den beiden anderen Schiffen passiert ist, sie mussten zu drastischen Maßnahmen greifen, um zu überleben. Das möchten wir nicht. Nein, unsere Entscheidung ist gefallen. Wir bleiben. Außerdem haben wir bereits Funkkontakt mit den Bewohnern aufgenommen und um ein Treffen gebeten. Sie erwarten uns und ich hatte das Gefühl, dass sie uns freudig empfangen werden.“

6 Eine Begegnung der dritten Art

„Nein, es ist nicht der 05. April 2063 und wir sind nicht in Montana. Und nein, es sind definitiv keine Vulkanier... obwohl... grünes Blut könnten diese Wesen auch haben."

Theresa griff den Scherz aus Amelias und ihren eigenen Kindertagen auf und flüsterte ihrer Tochter diese Worte zu. Schon mit ihrer Mutter Marie hatte sie dieses fiktive Datum aus einer uralten Serie immer angesprochen, wenn sie über den ersten Kontakt mit Außerirdischen diskutiert hatten. Als Jugendliche hatte sich Theresa dieses Datum sogar auf ihrem Handy vermerkt. Nur mit Mühe konnte Amelia ein Lachen unterdrücken, das gar nicht angemessen für so einen historischen und feierlichen Anlass gewesen wäre.

Jetzt im Nachhinein dachte Theresa: „Ich habe seit Jahrzehnten schon nicht mehr an dieses Datum gedacht. Mit der Zeit verliert man doch die Hoffnungen der Kindheit. Und jetzt stehe ich hier tatsächlich einer fremden Rasse gegenüber und ein Traum, den ich lang schon vergessen habe, wird wahr."

Die Anwesenden im Raum standen sich gegenüber und niemand wusste so Recht, was als nächstes getan werden musste. Wie begrüßte man sich? Theresa ergriff die Initiative und trat auf den ihr am nächsten stehenden Nugu zu und nach einem kurzen Zögern, umarmte sie ihn. Sie schmiegte sich an den weichen Flaum und brach in Tränen aus. Rhannah wusste nicht, wie ihm geschah, aber er erwiderte die Umarmung, da er spürte, dass sie von Herzen kam. So begann die Zeremonie des Umarmens, es dauerte ein Weilchen bis alle sich umarmt hatten. Da sprach ein Nugu mit seiner hohen zwitschernden Stimme. Der kleine Kasten, den ein anderer Nugu in den knochigen Händen hielt, übersetzte seine Worte. Er zeigte beim Sprechen erst auf sich und dann nacheinander auf seine Begleiter.

„Wir freuen uns, hier sein zu dürfen. Ich bin der Captain des Schiffes, Sunk. Dies ist mein erster Biologe Rhannah. Reia, meine erste Exobiologin. Und diesem Nugu haben wir es zu verdanken, dass wir uns unterhalten können, Amar, mein Kommunikationsoffizier. Er wählte die Sprache, die er am häufigsten auf diesem Planeten hörte, sie nennen sie..." Er zögerte kurz, denn das

Wort fiel ihm nicht leicht, aber er sprach es auf irdische Weise aus: „English... ist das korrekt?“
Die Menschen applaudierten und nickten zustimmend.
„Schon seit mehreren Erdumläufen hat Amar ihre Sprache studiert und unseren Übersetzer mit den Wörtern gefüttert, sodass wir uns jetzt unterhalten können. Reia beschäftigte sich mit Ihren Sitten und Gebräuchen und zog ihre Informationen aus den Funkwellen, die Sie Unterhaltung nennen. Wir hatten mit einem Handschlag gerechnet, aber nicht mit einer Umarmung. Umarmungen sind in Ihrer Kultur den guten Freunden vorbehalten und wir fühlen uns durch die herzliche Begrüßung geehrt.“ Sunk neigte bei diesen Worten den Kopf zur Seite.
Die anwesenden Menschen, Theresa und Amelia, der Außenminister James Ryan und ein Exobiologe namens Peter Braun, neigten intuitiv ebenfalls die Köpfe als Ehrerbietung.
Amelia übernahm das Wort. „Wir wollten Sie willkommen heißen und wussten nicht wie, also übernahm meine Mutter die Führung und folgte ihrer Eingebung und ich bin froh, dass wir kein Tabu in Ihrer Kultur verletzt haben. Ich bin Amelia Parker, die Kanzlerin des Kontinents Europa, dies ist die Exkanzlerin, meine Mutter Theresa Parker-Keller, unser Außenminister James Ryan und der Exobiologe Peter Braun. Wir freuen uns, Sie alle kennenzulernen. Die Staatsoberhäupter der anderen Kontinente werden später zu uns stoßen. Bitte nehmen Sie Platz.“
Als alle Platz genommen hatten, starrten sie sich neugierig an. Es gab so viele Fragen, aber mit welcher fing man an? Wieder war es Theresa, die die Situation rettete.
„Wie war Ihre Reise, war sie sehr lange?“
Die Exobiologin Reia antwortete: „Ich konnte herausfinden, wie Ihre Zeitrechnung auf der Erde funktioniert.“ Das Wort Erde kam unübersetzt aus dem Übersetzer, sie sprach es einwandfrei auf Englisch aus.
„Auch unser Planet dreht sich um seine eigene Achse an einem Tag, wie sie es nennen. Sie teilen das in 24 Stunden ein, diese Zeiteinheit ist bei uns eine Hell-Dunkel-Einheit und sie besteht, wenn wir es auf Ihre Zeiteinheit umrechnen, aus 20 Stunden. Unser Planet ist wesentlich kleiner als Ihrer. In einem Jahr umkreist Ihr Planet die Sonne in 365 Tagen. Also, wenn wir

unsere Zeiteinheiten auf irdische umrechnen, dann waren wir 74 Jahre, 10 Monate und 21 Tage unterwegs. Wir reisen mit Lichtgeschwindigkeit, die bei Ihnen noch nicht möglich ist und unser Planet liegt 75,46 Lichtjahre entfernt von der Erde."
Die Menschen und die Nugu staunten sie gleichermaßen an.
„Oh, ich habe das nicht jetzt ausgerechnet. Ich habe es aus Spaß an unserem Bordcomputer ausgerechnet, da ich mit einer solchen Frage gerechnet habe."
Alle lachten, die Nugu gaben dabei hohe Töne von sich. Das Eis war gebrochen und das weitere Gespräch fand in einer lockeren freundschaftlichen Atmosphäre statt.

Rhannah, der die Situation darlegte, schloss mit den Worten: „Wir vermuten, dass wir diesen Kontinent, auf dem wir uns gerade befinden, in 5 Jahren, gerechnet in Ihrer Zeitrechnung, soweit reinigen können, dass ein Mensch wieder unbeschadet seine Behausung verlassen kann. Für die anderen Kontinente, die einen wesentlich höheren Verschmutzungsgrad aufweisen, brauchen wir ca. 10 Jahre mit einer Schiffsbesetzung."
Sunk schaltete sich ein: „Im Moment sind drei Schiffe im Orbit. Mit ihrer Erlaubnis würden wir unsere Sonden mit einer Nachricht losschicken, um noch mehr unserer Leute von Huhma zu holen. Im Gegenzug zu unserer Ansiedlung werden Sie immer saubere Luft haben und wir teilen unsere Technologie mit Ihnen und vielleicht können wir sie mit ihrer Hilfe verbessen und unseren Überlichtgeschwindigkeitsantrieb auch auf größere Raumschiffe anwenden."
Theresa war den Tränen nahe. „Das wäre großartig." Und nachdenklich setzte sie hinzu: „Fünf Jahre? Ja, die würde ich noch durchhalten."
Amelia nahm ihre Hand und drückte sie. „Wir haben genug Platz auf diesem Planeten, wir werden einen Plan ausarbeiten, wie viele Nugu sie holen können und in welchem Zeitraum. Die ersten werden ja sicherlich ca. 150 Jahre brauchen, um hierher zu kommen?"
Sunk antwortete: „Oh nein, unsere Sonden an Bord fliegen mit Überlichtgeschwindigkeit, genau genommen ist es eine 10fache Lichtgeschwindigkeit, also können sie die Strecke in ungefähr 7,5 Jahren zurücklegen. Und, wer weiß, vielleicht konnten unsere Leute in den letzten 75 Jahren das Problem des hohen Energieaufwandes in größeren Raumschiffen lösen."

Beeindruckt meldete sich der menschliche Wissenschaftler Peter Braun zu Wort: „Wir haben Wissenschaftler, die den Überlichtgeschwindigkeitsantrieb, wir nennen ihn Warpantrieb, weiter modifiziert haben und den Bedarf an benötigter Energie erheblich reduzieren konnten. Das aktuelle Modell des Warp-Antriebs ist dadurch in den Bereich des Möglichen aufgestiegen und die Wissenschaftler der NASA arbeiten derzeit daran im Rahmen des 100-Year-Starship Projects. Hierbei handelt es sich um die Erforschung von Langzeitflügen. Wir sind zwar gerade erst soweit, dass die neuen Ergebnisse Ausgangslage für Konstruktionen eines Warp-Raumschiffes sein werden und dass jetzt die Möglichkeit der Umsetzung eines Warp-Antriebs von bislang „unmöglich“ auf „durchaus vorstellbar“ eingestuft wurde. Aber Sie haben uns gezeigt, dass die Lichtgeschwindigkeit, ja sogar Warp möglich ist. Wir stellen Ihnen gerne unsere Forschungsergebnisse zur Verfügung.“
Amelia mischte sich ein: „Meine Herren, wir haben jetzt größere Probleme und wir müssen Pläne schmieden, wie wir die vorhandenen Nugu effektiv einsetzen, um unsere Luft hier auf diesem Planeten zu reinigen.“
Zustimmendes Gemurmel von menschlichen und außerirdischen Stimmen wurde laut.

Im Jahre 2095 verließ Theresa Parker-Keller ihr Haus ohne einen Spezialanzug zu tragen. Sie trat nach Jahrzehnten in den ersten Sonnenschein. Gleichzeitig verließen ihre Nachbarn die Behausungen, die sie solange geschützt und gleichzeitig eingesperrt hatten. Als die Nachricht in den Medien kam, dass die Bewohner von Europa ihre Häuser verlassen konnten, stürmten sie alle aus ihren Türen. Millionen Menschen traten gleichzeitig hinaus unter den freien Himmel. Die Luft war mittlerweile mit Hilfe der Nugu soweit gereinigt, dass Menschen sie ohne Bedenken einatmen konnten.
Als Amelia am späten Abend bei ihrer Mutter vorbeischaute, fand sie sie im Garten im Liegestuhl liegend vor. Den offenen Blick selig auf den Himmel gerichtet. Zärtlich drückte sie ihrer geliebten Mutter die Augen zu und setzte sich neben sie auf einen Stuhl und die Tränen rannen ihr die Wange hinunter. So saß sie dort mehrere Stunden bis sie sich aufrichtete und ihre Gestalt anspannte. Sie hatten viel erreicht in den letzten fünf Jahren und sie war der ehemaligen Europakanzlerin dankbar, die unermüdlich an der Umsetzung

der festgesetzten Ziele mitgearbeitet hatte. Aber es war noch viel zu tun bis sie den letzten Willen ihrer Mutter umsetzen konnte. Sie hatte einmal den Wunsch geäußert, dass ihre Asche auf Huhma verstreut werden sollte. Sie hätte zu gerne noch den Planeten ihrer neuen Freunde kennengelernt, doch es würde noch etliche Jahre, wenn nicht sogar Jahrzehnte dauern, bis die Menschen soweit waren, andere Planeten zu besuchen.

Mit ihren 71 Jahren war Amelia Parker eigentlich zu alt für so eine Expedition. Aber da es ohne ihr Zutun nie so weit gekommen wäre, machte man für sie eine Ausnahme, als sie den Wunsch geäußert hatte, mit auf den ersten Flug nach Huhma zu gehen. So betrat Amelia, die Europakanzlerin, als erster Mensch einen fremden Planeten. Es war sehr heiß auf Huhma, aber sie ließ es sich nicht anmerken. Beherzt stieg sie aus dem Shuttle und die Nugu staunten sie an, hatten diese nie zuvor einen Menschen gesehen. Sie hatte das Gefühl zu schweben. Die künstliche Schwerkraft an Bord war technisch noch nicht so ausgereift und sie konnte der Erdschwerkraft noch nicht zu 100 Prozent angeglichen werden. So war es sehr mühsam, sich auf dem Schiff fortzubewegen. Amelia blieb meistens in ihrer Kabine und las alle Bücher, die sie hatte jemals lesen wollen. Da Huhma kleiner als die Erde war, war die Schwerkraft geringer als dort.
Das Regierungsoberhaupt der Nugu kam auf sie zu und wie alte Freunde nahm er sie in die Arme. Durch die menschliche Kommunikationstechnologie konnte die Funkstille, die durch Interferenzen der Atmosphäre des Planeten verursacht wurden und die die Nugu nie durchbrechen konnten, überwunden werden. Auf der Strecke zur Erde wurden Satelliten platziert und seither konnten sie den Kontakt mit ihren Schiffen halten und sie konnten sogar Kontakt mit der Erde aufnehmen. Seitdem gab es regen Funkverkehr zwischen den beiden Oberhäuptern. Sie waren sich sehr sympathisch und es kam zu einer innigen Freundschaft. Der Warp-Antrieb des Raumschiffes, das im Orbit parkte, kam auf 100fache Lichtgeschwindigkeit und so betrug die Zeit, um von der Erde zu Huhma zu gelangen, unter einem Jahr.
Amelia kam in eine Realität, die sie sich nicht einmal in ihren schönsten Träumen erhofft hatte. Sie umklammerte die Urne mit der Asche ihrer Mutter. Sie wollte diesen Planeten das erste Mal nicht ohne sie betreten. Sie hatte

vorab mit Daviek, dem Präsidenten von Huhma gesprochen und sich sein Einverständnis eingeholt, einen Teil der Asche ihrer Mutter auf Huhma verstreuen zu dürfen. Den anderen Teil würde sie bei sich zuhause lassen, denn sie konnte sich davon nicht trennen. Daviek hatte ihr einige Bilder von den schönsten Orten des Planeten geschickt und sie hatte sich für einen entschieden.
Die Regierung von Huhma traf sich mehrmals im Jahr an einem wunderschönen Ort, der auf einem mächtigen Felsen lag. Ein offenes Gebäude ragte über der Hauptstadt Suremei. Daviek führte Amelia zu einem Gleiter und er selber flog mit ihr dort hinauf.
Er hielt sich im Hintergrund als sie die Urne öffnete und sprach: „Mama, sieh nur, wir haben es geschafft. Ich stehe tatsächlich auf dem Boden eines fremden Planeten. Ich wünschte, du könntest es sehen. In den letzten 15 Jahren hat sich so einiges geändert. Europa kann wieder frei atmen, wir haben die Uhr mit der Hilfe der Nugu auf Anfang gestellt. Mittlerweile sind die USA und China auch wieder aus der Erde hervorgekrochen und die Gebäude wurden wieder bezogen.“ Tränen liefen ihr über die Wangen. „Ich vermisse dich so sehr. Ich danke dir für deine Weisheit, deine Güte und deine Aufgeschlossenheit. Ohne dich, wäre dies alles nicht möglich gewesen.“

Theresa Parker-Keller kippte die Urne und eine leichte Windböe erfasste die Asche und verteilte sie über den fremden Planeten.

-The End-

Kurzvita

CD Sanders

Ein paar Worte zu meiner Person:
Seit ich ca. 16 Jahre alt bin, schreibe ich schon, aber leider bis vor ein paar Monaten niemals ernsthaft genug. Ich hatte keine so glückliche Kindheit, aber durch meinen Sport habe ich sie ganz gut überlebt, deshalb habe ich mich darauf konzentriert und viel Zeit darauf verwendet. Das mache ich zwar immer noch, da ich eine Mädchen-Volleyballmannschaft trainiere, aber zumindest selber spiele ich nicht mehr. Jetzt bin ich zu alt dafür, aber nicht zum Schreiben, seit Anfang 2015 schreibe ich ernsthaft. Neben meinem Vollzeitjob als Industriekauffrau, meinem Nebenjob als Bürokraft und dem Training bleibt tagsüber nicht viel Zeit, also schreibe ich vorwiegend nachts.
Das Jahr 2015 wird mir auf immer im Gedächtnis bleiben, denn ich habe zwei Projekte abgeschlossen, die mich solange begleitet haben und mir sehr viel bedeuten: die vorliegende Kurzgeschichte „Verbotener Planet“ und mein erster Roman „Ein unerbittlicher Scharfschütze“. Es war ein tolles Jahr. Das Jahr 2016 beginnt mit der Veröffentlichung meiner Kurzgeschichte in der Anthologie „Parallelwelten“ sogar noch besser.

Romanveröffentlichung im Self-Publishing Verlag „BookRix“:
Thriller: Ein unerbittlicher Scharfschütze 2015

Hier findet man meine Projekte:
http://www.bookrix.de/-jn110fdfc806755/books.html

MIRANDA
LIV MODES

Nächster Halt: Hauptbahnhof."

Die elektronische Ansage der Leipziger Straßenbahn weckt mich aus meinen Gedanken. Kurz darauf sehe ich den Hauptbahnhof durch das Fenster. Wir fahren an einer Menge wartender Leute vorbei, bevor die Straßenbahn zum Halten kommt. Als ich aussteige, frage ich mich, wer diese Menschen eigentlich sind, die nun den Plastiksitz plattdrücken, auf dem ich eben noch gesessen habe.

„Vielleicht sind es ja Geheimagenten, oder Aliens", überlege ich grinsend, während ich der Straßenbahn Nummer 15 hinterhergucke, die ihren Weg

Richtung Meusdorf fortsetzt. Ein gestresster Anzugträger eilt über den Bahnsteig und rempelt mich an.
„Naja, es sind wohl eher ganz normale Leute, die hier wohnen und arbeiten“, denke ich, etwas enttäuscht. Mein Blick fällt auf einen beleibten Mann, der mit wirrem Blick umhersieht.
„Oder Touristen.“
Ich gehe zu ihm hinüber.
„Kann ich Ihnen helfen?“, erkundige ich mich und lächle freundlich. Ein erleichtertes Seufzen entschlüpft den Lippen des Mannes.
„Ach, danke! Können Sie mir sagen, wie ich zum Völkerschlachtdenkmal komme? Ich wollte doch meine Frau dort treffen! Sie will doch unbedingt hinaufgehen!“
„Keine Sorge“, erkläre ich beruhigend und erkläre dem Mann, wie er am schnellsten zu einer der berühmtesten Sehenswürdigkeiten der Stadt gelangen kann. Dann drehe ich mich um und lasse den Straßenbahnknotenpunkt auf dem Willy-Brandt-Platz hinter mir und mache mich auf den Weg zum Arbeitsplatz meiner Mutter.
Zehn Minuten und einen erfrischenden Spaziergang durch einen von Leipzigs vielen Parks später stehe ich vor der Zentrale des Reiseunternehmens, in dem meine Mutter als Sekretärin angestellt ist. In ihrer Mittagspause will sie mich zu einer Freundin fahren, die in einem kleinen Dorf außerhalb der Stadt wohnt. Wir nennen es scherzhaft „Kuhdorf“, aber ins Kuhdorf fährt kein Bus und deshalb sehen wir uns nicht oft. Umso mehr freue ich mich, sie heute besuchen zu können.

Durch eine Drehtür betrete ich die Eingangshalle des Unternehmens. Eine Atmosphäre hektischer Geschäftigkeit empfängt mich, zusammen mit dem Geruch von Reinigungsmitteln und dem Geräusch von klappernden Absätzen auf dem Steinfußboden.
„Etage 5, Etage 5, Etage 5“, murmle ich vor mich hin und versuche, mich zu orientieren. Ich laufe ein wenig planlos durch die Eingangshalle und sehe mich unsicher um, doch ich finde keinen Aufzug. Meine Hand klammert sich um die schwere, silberne Taschenuhr in meiner Handtasche. Sie gehörte einmal meinem Großvater. Vor seinem Tod gab er sie mir, als Glücksbringer.

Die Wirkung der Uhr lässt mich nicht im Stich. Keine Minute später tippt eine Hand mit rot lackierten Fingernägeln auf meine Schulter.
„Suchst du jemanden?“, erkundigt sich eine junge Frau mit blondierten Haaren und geübtem Lächeln. Beim Sprechen wackelt die zierliche Hornbrille auf ihrer Nase. Erleichtert nenne ich ihr den Namen meiner Mutter und weiß kurz darauf, dass ich den Aufzug auf der anderen Seite der Eingangshalle finde.
Schnell durchquere ich die Eingangshalle, die Mittagspause dauert schließlich auch nicht ewig. Im Aufzug suche ich zuerst nach einer Uhr. Beruhigt stelle ich fest, dass noch genug Zeit ist. Außerdem bemerke ich das Datum: 01-APR-15
Ich nehme mir vor, auf dem Weg über einen Aprilscherz für meine Freundin nachzudenken.
Mein Blick fällt auf ein Schild, welches unterhalb der Datumsanzeige angebracht ist.

Halten Sie sich bei längeren Zeitreisen gut fest.
Bitte bedenken Sie, dass es in einigen Zeiten keine Aufzüge gibt.
Maximal 5 Personen

Ich lächle ein wenig abfällig über den Aprilscherz und suche nach der Eingabetaste, die mich in die jeweilige Etage bringen würde. Aber alles, was ich finde, sind zwei Zahlenfelder an der Rückwand des Aufzugs. Über den Zahlenfeldern ist je ein Pfeil angebracht. Einer zeigt nach links, einer nach rechts. Ein weiterer Aprilscherz?
Auf gut Glück entscheide ich mich für das rechte Eingabefeld und drücke die Fünf.
Auf dem Display darüber leuchtet eine Nachricht auf.

Bitte eine zweistellige Zahl eingeben

„Wie soll ich denn in einem Gebäude mit sechs Etagen eine zweistellige Zahl eingeben?“, schimpfe ich mit dem Display und drücke eine Null. Der Aufzug setzt sich ruckend in Bewegung und ich bin erleichtert, auch dieses Hindernis überwunden zu haben.

Meine Erleichterung verfliegt allerdings, als sich die Türen des Aufzugs öffnen. Der Gang ist von merkwürdigen Pflanzen mit großen, fleischigen Blättern und orangen Blüten gesäumt. Die Blüten sitzen auf langen Stielen, die sich hin- und her bewegen. Vor einer der Pflanzen, die mir am nächsten steht, hockt ein blauhäutiges Kind mit weißen Zöpfen und wirft der Pflanze Stücke eines rohen Steaks zu. Sprachlos beobachte ich, wie die Blüten der Pflanze nach den blauen Fingern des Kindes schnappen. Kleine, spitze Zähne blitzen auf. Das Kind gibt der Pflanze einen Klaps und erhebt sich.
Erst jetzt wird das Kind auf mich aufmerksam.
„Eine Weißhaut!“, ruft es erschrocken. Auch ich zucke zusammen und weiche zurück, bis ich an die geschlossenen Türen des Aufzugs stoße. Das blauhäutige Kind läuft vor Aufregung rot an und seine Wangen färben sich dunkellila.
„Ach, eine Zeitreisende“, sagt das Kind erleichtert und nähert sich mir. „Ich bin Miranda und soll einen Erfahrungsbericht für dieses Reisebüro schreiben. Man kommt ja herum in der Welt. Diese Zeitmaschine habe ich übrigens selbst gebaut. Damals hatte ich natürlich keine Aufenthaltsgenehmigung, aber ...“
„Ich habe eine Zeitreise gemacht?“, unterbreche ich Miranda überrascht. Diese gibt einen genervten Seufzer von sich.
„Erzähl mir bitte nicht, du hättest das Hinweisschild für einen Aprilscherz gehalten!“
Betreten nicke ich. Miranda seufzt noch einmal und zieht mich zu dem großen Panoramafenster am Ende des Ganges.
„Fünfzig Jahre, nicht wahr?“, vergewissert sie sich. Ich nicke, kann aber nicht antworten. Denn durch das Glas blicke ich auf die Zukunftsversion von Leipzig. Die Straßenbahnen sind verschwunden, stattdessen scheinen die öffentlichen Verkehrsmittel und auch die autoähnlichen Maschinen zu ***fliegen***. Der imposante Hauptbahnhof in der Ferne beruhigt mich ein wenig. Offenbar ist es auch den zukünftigen Leipzigern sehr wichtig, ihre historischen Gebäude zu erhalten.
„Die Straßenbahnen bewegen sich auf unglaublich starken Magnetfeldern. Das ist umweltfreundlicher“, erläutert Miranda begeistert. „Schau mal, da hinten testen sie gerade eine Luftverbindung!“
Sie lenkt meinen Blick auf zwei irrwitzig hohe Wolkenkratzer, zwischen denen sich hohe Glasquader hin und her bewegen.

„Die Lufttransporter sind leider noch nicht ausgereift“, sagt Miranda bedauernd, dann holt sie hörbar Luft.
„Ihr nennt diese Dinger ‚Uhren‘, nicht wahr?“
Überrascht reiße ich mich von den unglaublichen High-Tech-Transportmitteln los und sehe auf meine Hände. Unbewusst habe ich die Taschenuhr aus meiner Handtasche genommen und sie geistesabwesend zwischen den Fingern gedreht.
„Ja, das ist eine Taschenuhr“, sage ich zu Miranda und sehe sie neugierig an.
„***Damit*** messt ihr echt die Zeit?“, murmelte sie fasziniert. Ich will ihr erklären, dass Taschenuhren kaum noch benutzt werden und die meisten Leute die Zeit auf ihren Smartphones ablesen, doch Miranda redet weiter: „Diese Teile sind sehr wertvolle Antiquitäten!“
Sie betrachtet die Uhr gierig. Schnell stecke ich sie zurück in meine Tasche.
„Das ist alles in fünfzig Jahren passiert?“, frage ich schnell und deute aus dem Fenster.
Miranda lässt sich ablenken und nickt fröhlich.
„Der Wirtschaft und Wissenschaft eures Landes hat die Einreisegenehmigung für Außerirdische sehr gut getan! Wir Blauhäute vom Farbplaneten Korovea sind sehr clever, weißt du? Wir altern sehr langsam. So haben wir Zeit, um sehr viel zu sehen und zu lernen. Ihr Weißhäute habt ja ein verdammt kurzes Leben.“
Miranda erzählt weiter, aber ich schalte auf Durchzug und konzentriere mich auf das wortwörtlich bunte Gewimmel in dem Park vor dem Gebäude, in dem wir uns befinden. Ich kneife die Augen zusammen und erkenne Wesen mit grünen Haaren und gelber Haut, die zusammen mit Mädchen auf einer Wiese sitzen, die Schmetterlingsflügel auf dem Rücken tragen. Auf den Wegen gehen Jungen spazieren, denen Widderhörner wachsen. Einige halten bunthäutige Kinder wie Miranda an den Händen. In der vielgestaltigen Menge leuchtet immer wieder die Haut eines ganz normalen Menschen auf.
„Ist das ganz sicher die Zukunft?“, frage ich aufgeregt, ohne den Blick von der Stadt abzuwenden. Wenn Leipzig in fünfzig Jahren ***so*** aussieht, dann würde ich die Stadt bis dahin auf keinen Fall verlassen!
Miranda zuckt mit den Schultern.
„Nein, nein. Zu dem Zeitpunkt, von dem du kommst, gibt es verschiedene

Möglichkeiten. Du bist hier in einer leider sehr unwahrscheinlichen Zukunft gelandet. Wie die Zukunft wird, hängt ganz vom Handeln in der Gegenwart ab."
„Aber ... ist meine Zukunft nicht das Gleiche wie deine Gegenwart?", hake ich hoffnungsfroh nach.
Miranda schüttelt hastig den Kopf und zieht mich weg von dem Fenster, zurück zum Aufzug.
„Solche Fragen dürfen nur die Hüter der Zeit beantworten!", flüstert sie unruhig, schubst mich in den Aufzug und stellt ***Fünfzig Jahre in die Vergangenheit*** ein.
„Und denk dran – Magnetfelder!", ruft sie mir nach.
Bevor ich mich verabschieden kann, schließen sich die Türen und ruckelnd setzt sich der Aufzug in Bewegung. So fühlt es sich also an, durch die Zeit zu reisen.
Ich verlasse den Aufzug mit brummendem Kopf. Die Gedanken kreiseln durcheinander und ich bin froh, als mir meine Mutter über den Weg läuft und mich mit Beschwerden über unzufriedene Reisegäste ablenkt.
„Habt ihr eigentlich Erfahrungsberichte aus Korovea?", frage ich, ein wenig abwesend.
„Korea? Ja, einige. Kein Land, das ich unbedingt besuchen will, da ..."
Während sie weiter plappert, überlege ich, ob ich mich nicht vielleicht auch verhört habe.

Kurzvita

Liv Modes

Liv Modes wurde 1997 geboren. Nach beendetem Abitur konvertierte sie vom Land- zum Stadtleben und zog nach Berlin.

Das Schreiben ist ihr Experimentierfeld, auf dem sie Buchstaben miteinander reagieren lässt, Sätze in die Luft sprengt und nach der Verbindung von Idee und Wort sucht.

Schwarzes Sumer

Leif Inselmann

Forschungsstation nahe Los Angeles, Vereinigte Staaten von Amerika
17. Februar 2073

Bist du so weit?“, fragte Ryan.

David Milson sah an sich herunter. Der dunkelgraue Anzug aus Kevlar saß perfekt. Die LAR-21-Pistole war sicher an seinem Gürtel befestigt. Darüber trug er ein dünnes Gewand aus braunem Stoff, das die moderne Schutzkleidung während der Mission verdecken sollte. Vorsichtig setzte er den silbrigen Helm auf. Das Visier schloss sich automatisch.

Doktor Ryan Caze sowie zwei andere Wissenschaftler betrachteten ihn. Sie waren genauso gespannt wie er, auch wenn sie nur passiv an der Expedition teilnehmen würden.
„Alles bereit“, gab David den anderen zu verstehen. Die Stimme wurde durch ein Mikrofon in seinem Helm verstärkt.
Seine Kollegen traten in den Beobachtungsraum, der durch eine dicke Panzerglasscheibe von David getrennt war. Wenn es losging, sollte sich niemand bei ihm im Raum befinden.
„Viel Glück“, meinte Amelia Narrelton, die neben Ryan stand. Jetzt verständigten sie sich nur noch über Mikrofon. „Sei vorsichtig.“
David schmunzelte. „Macht euch keine Sorgen. Ich habe schon den Zweiten Weltkrieg überstanden.“
„Sie wollte damit nur sagen, dass niemand weiß, was auf dich zukommt“, bemerkte Ryan. „Ich weiß, wovon ich rede. Es könnte etwas passieren, mit dem du nicht gerechnet hast.“
„Mit der Spanischen Inquisition hatte ich auch nicht gerechnet. Trotzdem ist nichts Ernsthaftes passiert.“
„Ich hoffe nur, dass alles nach Plan läuft. Ich starte nun den Vorgang. Wir treffen uns in fünf Minuten. Von mir aus gesehen.“
Ryan drückte auf den Startknopf an seinem Kontrollpult. Die Zielkoordinaten waren bereits eingestellt.
Die runde Metallplatte unter David begann zu leuchten. Ihn erfasste ein Gefühl von Schwerelosigkeit. Seine Füße hoben einige Zentimeter vom Boden ab, während die Umgebung immer mehr verschwamm. Ihm wurde übel. Das war leider normal. Man gewöhnte sich niemals wirklich daran. Es war keinesfalls Davids erste Zeitreise, doch mulmig wurde ihm jedes Mal aufs Neue. Dann plötzlich fühlte es sich so an, als würde er brutal nach unten gerissen, in einen bodenlosen Abgrund hinein. Jetzt wurde alles um ihn herum schwarz.

***

Eine unbestimmbare Zeit später spürte er eine harte Erschütterung seines Körpers. Die Schwerelosigkeit endete und er fühlte Boden unter seinen Füßen. Langsam, als müssten sich seine Augen erst wieder an das Licht ge-

wöhnen, nahm die Umgebung um ihn herum Konturen an.
David stand in einer Wüste. Um ihn herum war die Gegend kahl. In der Ferne konnte er eine Stadt erkennen, bei der es sich um Ur handeln musste.
Er befand sich in Sumer, dem ältesten und südlichsten Teil Mesopotamiens. Man schrieb das Jahr 2128 vor Christus; ein Jahr nach dem Tode des letzten akkadischen Königs Šar-kali-šarri, nach dem das einst erfolgreiche Reich in Chaos verfiel. Was dem Akkadischen Reich, dem ersten Flächenstaat der Weltgeschichte, den Todesstoß versetzt hatte, war auch in der Gegenwart noch höchst umstritten. Es war Davids Aufgabe, hier Klarheit zu schaffen. Die Stadt Ur war deshalb sein Ziel, weil deren mysteriöse Zerstörung besonders in den antiken Texten beschrieben worden war.
Schon jetzt, nur wenige Sekunden nach seiner Ankunft, fielen ihm die Zeichen des Verfalls auf. Obwohl er der Stadt schon relativ nahe war, waren keine Menschen zu sehen. Die wenigen Bäume in der Nähe Urs trugen keine Blätter mehr, soweit er es auf diese Entfernung erkennen konnte. Am eindeutigsten aber war der Himmel. Von Horizont zu Horizont war er mit finsteren Wolken verhangen, wie es sie in dieser Gegend sonst eigentlich kaum geben durfte. Es herrschte ein eigenartiges Zwielicht, da die Sonne kaum die Macht hatte, die dunkle Wolkendecke zu durchdringen.
Mit einem heftigen Kopfnicken aktivierte David den Mikrochip in seinem Gehirn, der ihn bei der Mission unterstützen sollte. Während der Zeitreise selber hatte er ihn ausschalten müssen, um sich keine Gehirnschäden zuzuziehen. Ein kurzer Piepton, der nur in seinem Geist zu hören war, verkündete, dass der Chip sich mit dem Computer des Helms verbunden hatte.
Langsam sah David sich um. Alles, was er sah, wurde sogleich von dem Chip ausgewertet.
Sumer, 2128 v. Chr., sagte eine Computerstimme in Davids Kopf. Die Zikkurat von Ur ist erkennbar; ihr Profil wurde zum Abgleich mit bestehenden Daten genutzt. Es wurde das korrekte Ziel erreicht.
Tatsächlich erkannte David mit Mühe die gewaltige Stufenpyramide ein Stück links der Stadt in der Ferne. Es wunderte ihn immer wieder, wie präzise der Computer Objekte erkennen und interpretieren konnte.
Vitale Funktionen und Außenbedingungen überprüfen, sagte der Chip. Die Sensoren im Helm machten sich an die Arbeit. Solange dies nicht beendet

war, bewegte sich David nicht von der Stelle.
Schon wenige Sekunden später war erneut der geistige Piepton zu vernehmen. Körperfunktionen normal. Nehme leichte radioaktive Strahlung im Alpha- und Gamma-Bereich sowie unbekannte chemische Stoffe in der Luft wahr. Möglicherweise Gefahr. Empfehlung: Helm nicht öffnen.
David stöhnte auf. Das würde keine angenehme Mission werden. Er hasste es, sich auf die Filteranlage des Helmes verlassen zu müssen, anstatt einfach normal die Außenluft zu atmen.
Die Checks waren abgeschlossen. Jetzt konnte die eigentliche Mission beginnen. David ging los, auf die Stadt in der Ferne zu.
Er hatte sich durchaus auf diese Reise gefreut. Sie würde mit Sicherheit interessant werden. Die Sumerer waren die – nach offizieller Lehre – erste Hochkultur der Erde gewesen. Trotzdem schwieg die Populärwissenschaft sie bis heute tot. Man verehrte die Ägypter und die Griechen, doch die Völker Mesopotamiens waren kaum jemandem bekannt. Selbst im Bereich der Zeitreisen war diese Epoche nie ein bevorzugtes Ziel gewesen. Erst einmal hatte jemand die Kultur der Sumerer besucht, nämlich Davids Kollege Ryan Caze. Allerdings erzählte dieser kaum einmal etwas über seine Reise. Es war eine unausgesprochene Tatsache, dass er dort irgendetwas sehr Aufreibendes erlebt hatte.
Langsam, aber sicher kam David der Stadt Ur näher. Die gesamte Szenerie kam ihm höchst surreal vor, als sei sie den Fantasien eines verrückten oder besonders kreativen Künstlers entsprungen. Große Gebäude aus Lehmziegeln ragten überall in der Gegend empor. Sie waren vollkommen intakt, doch irgendwie hing eine Aura des Todes über allem. Besonders beunruhigend fand David den finsteren, bewölkten Himmel. So musste es nach einem Atomkrieg oder einem Vulkanausbruch aussehen, wenn die Zerstörung zwar nicht weit genug gereicht, aber finstere Aschewolken die Sonne verdunkelt hatten. Angeblich war die Gegend zu dieser Zeit eine blühende Landschaft gewesen, doch davon war nichts zu sehen. Alle Pflanzen, so es denn welche gegeben hatte, waren längst vertrocknet und zu Staub zerfallen. Eine Dürreperiode hatte Sumer getroffen und dadurch den Untergang der Akkader besiegelt, das war die Version der meisten Historiker. Aber was immer das hier für eine Szenerie war, eine bloße Dürre ganz sicher nicht.

Nach einem recht langen Marsch erreichte David endlich die Stadtmauer. Nach wie vor keine Menschen zu sehen. Was mochte hier nur geschehen sein? Davids rechte Hand suchte Halt an der Pistole an seinem Gürtel. Es gab ihm ein gewisses Gefühl von Sicherheit, die Waffe griffbereit zu haben. Bei allen Zeitreisen in unbekannte oder gefährliche Epochen war es üblich, eine solche zur Selbstverteidigung mit sich zu führen. Ohne Zweifel gab es in dieser Zeit nichts und niemanden, der ihm gefährlich werden konnte. Bei der Pistole handelte es sich um eine Railgun, die ihre Projektile durch Elektromagnetismus verschoss. Damit konnte er auf einen Kilometer Entfernung einen Panzer durchdringen. Im frühen 21. Jahrhundert noch hätte sie als Wunderwaffe gegolten.

Doch auch die fortschrittliche Pistole beschützte David nicht vor dem Anblick, der sich ihm bot, als er das Tor von Ur durchquerte. Erstmalig sah er Menschen. Doch sie waren allesamt schon längst tot. An beiden Seiten des Weges türmten sich Haufen von Leichen, die größtenteils schon am Verwesen waren.

David musste den Blick abwenden, um sich nicht sofort zu übergeben. Die ganze Stadt war ausgestorben.

Empfehlung: Augen öffnen, um Analyse der Vorfälle zu ermöglichen.

Dieses verdammte Computersystem! David hasste es, sich von dieser kalten und berechnenden KI vorschreiben zu lassen, was er zu tun hatte. Trotzdem leistete er dem Befehl Folge, auch wenn es ihn viel Überwindung kostete. Es war schließlich seine Mission, den Untergang Sumers zu rekonstruieren.

Es war ein Schrecknis ohne gleichen. Was sich ihm bot, waren Bilder wie aus einem Krieg. Keinem antiken, sondern einem modernen Krieg, in dem Massenvernichtungswaffen zum Einsatz gekommen waren. David zwang sich, die Toten näher zu begutachten.

Keine äußeren Verletzungen sichtbar, bestätigte der Mikrochip, was ihm schon längst selbst aufgefallen war. Doch das Fehlen von Verletzungen bedeutete nicht, dass die Körper unversehrt gewesen seien. Ihnen allen haftete eine krankhafte Färbung an, ein seltsamer Ton zwischen Grau und Hellgrün.

Indizien sprechen für Einsatz chemischer Waffen. Bedeutender Anachronismus erfasst. Empfehlung: Nach Auslöser suchen.

Ein Anachronismus. Einfach genial. Üblicherweise bedeutete dies, dass ein anderer Zeitreisender unterwegs oder die Schulwissenschaft im Unrecht war. Ersteres war David bisher erst zweimal passiert. Das eine Mal, zur Zeit der

Französischen Revolution, war seinem Computersystem eine Frau aufgefallen, die eine Armbanduhr getragen hatte. Es stellte sich heraus, dass sie eine Touristin war, die die verbotene Reise bei einer zwielichtigen Firma im Jahre 2081 gebucht hatte. David hatte sie lautstark verwarnt und sie zur sofortigen Rückkehr aufgefordert. Das andere Mal war er im Jahre 1973 einem dicken, kleinen Mann begegnet, der durch seine rote Mütze auffiel, welche aufgrund der Beschaffenheit ihrer Fasern niemals aus dieser Zeit hätte stammen können. Auch dies war ein Zeittourist gewesen, wie er bei der Konfrontation bereitwillig zugegeben hatte.

Doch diese Situation war eine ganz andere. David musste dringend mehr herausfinden. Natürlich hatte er sich vor der Mission viel Wissen über diese Zeit angeeignet. Und die schrecklichen Bilder, die sich ihm boten, entsprachen seltsamerweise ziemlich genau den Berichten über die Zerstörung von Ur in den alten Keilschrifttexten. Auch dort war von einer finsteren Wolke und aufgetürmten Leichen die Rede gewesen.

Wie in einem Albtraum wanderte David durch die Straßen der einst prächtigen Metropole. Überall nur Tod und Verderben. Keines der Häuser war zerstört, doch alles Leben dahingerafft worden. Was ihn verwirrte, war die Tatsache, dass die Toten an den Seiten der Straßen aufgetürmt worden waren, anstatt wild verstreut zu liegen. Wer oder was hatte überlebt, dass es sie zur Seite hatte räumen können? Nur einmal sah David ein lebendes Wesen. Es war eine Ratte, die sich an einem der Toten gütlich tat. Das Tier mochte einst groß gewesen sein, war jetzt jedoch abgemagert und hatte einen Großteil seines Fells verloren.

Dann plötzlich sah er entfernt jemanden aus einer der Nebenstraßen heraustreten. Fast hatte er erwartet, irgendwo eine Gruppe degenerierter Überlebender anzutreffen wie in einem Katastrophenfilm. Doch die Person, die er in der Ferne erblickte, hatte eine gerade Haltung und schien von den Proportionen her gut genährt zu sein.

Möglichen Informanten identifiziert, sagte das Computersystem. Sumerische oder akkadische Sprachausgabe aktivieren?

Der Mikrochip in Davids Hirn enthielt eine hochmoderne Übersetzungssoftware, in der auch alle bekannten Wörter der sumerischen und akkadischen Sprache gespeichert waren. Dies half dabei, sich mit anderen Menschen

zu verständigen und ersparte einem das langwierige Erlernen fremder, zum Teil ausgestorbener Sprachen.
Ja, dachte er. Sumerisch.
Mit schnellem Schritt eilte er weiter die Straße entlang auf die Person zu. Doch schon bald erkannte er, dass trotz des scheinbar gesunden Körperbaus etwas mit ihr nicht stimmte. Der Körperbau war zu kräftig, um normal zu sein. Auch erschien ihm der Fremde zu groß. Augenscheinlich trug er eine graue Rüstung über den gesamten Körper. Es erinnerte David spontan an die genmanipulierten Soldaten und die starken Androiden seiner Zeit. Im alten Sumer aber hatte dieses Wesen nichts verloren.
Zielanalyse gefordert, dachte er.
Der Computer antwortete sofort: Humanoid. Ca. 2,40m groß. Geschätzte Masse bei Körperdichte normaler Wirbeltiere: 290kg. Verdacht auf Anachronismus. Genauere Bilder benötigt, um Informationen zu liefern.
Der hünenhafte Mann drehte sich zu David um. Augenscheinlich hatte er ihn bemerkt. Das Gesicht ließ sich kaum erkennen. Es sah aus, als trüge er einen Helm, der die Gesichtszüge verdeckte.
Eine Art lautes Schnauben war zu vernehmen.
Vorsichtig ging David weiter auf den Fremden zu. Je weiter er sich ihm näherte, desto besser konnte er ihn erkennen. Und was er erkannte, behagte ihm absolut nicht. Der gesamte Körper des Hünen war einfarbig grau, vermutlich mit rauer Oberfläche. Es sah aus wie Stein. Der Kopf war schlicht und hatte weder Mund noch Nase. Nur zwei schwarze Augen starrten den Zeitreisenden an. Noch immer hoffte David, dass es sich dabei um einen Anzug handelte. War dies der wirkliche Körper des Fremden … daran wollte er lieber nicht denken.
Der seltsame Steinmann fixierte David. Dann begann er ansatzlos auf ihn los zu rennen. Im Lauf holte er mit einer seiner mächtigen Pranken zum Schlag aus. Sein Vorhaben war leicht ersichtlich.
Sofort riss David die Pistole aus ihrem Holster, richtete den Lauf auf den Gegner und drückte ab. Der Schuss selbst war nahezu lautlos. Doch das kleine Aluminiumprojektil traf den Riesen im Anzug mit der Kraft eines fahrenden Autos. Er wurde aus dem Lauf nach hinten in die Luft gerissen und schlug krachend wieder auf dem Boden auf. Etliche kleine Splitter seiner

Rüstung regneten zu Boden.
Hastig lief David näher heran und blickte auf seinen gefallenen Gegner. In dessen Brust hatte sich ein faustgroßes Loch aufgetan. Doch Blut floss keines. Nur ein kleines Rinnsal einer trüben Flüssigkeit sickerte daraus hervor. Zu seiner Verwunderung sah David in der Wunde auch weder Kabel noch irgendwelche anderen technischen Bestandteile, die auf einen Androiden schließen ließen. Und bei der grauen, steinartigen Oberfläche handelte es sich augenscheinlich nicht um einen Anzug, sondern um die Haut des Wesens. Sie war fest und in etliche kleine Segmente gegliedert, was wohl nötig war, um sich in diesem Exoskelett überhaupt fortzubewegen. David wusste nicht, was er vor sich hatte.
Plötzlich drang wieder ein dumpfes Schnauben von dem niedergeschossenen Körper empor. David wusste nicht, woher genau das Geräusch kam. Einen Mund besaß das Wesen nicht. Doch fest stand: Es war noch nicht tot.
Vorsichtig wich der Zeitreisende einige Schritte zurück. Der Körper der Kreatur begann zu zucken und sich wieder aufzurichten. Wieder ließ es ein Schnauben erklingen, diesmal um ein Vielfaches lauter und lang anhaltend wie ein Schiffshorn.
„Was bist du?“, fragte David. Der Lautsprecher in seinem Helm wandelte die Frage sogleich in Sumerisch um.
Der Riese mit der steinernen Haut schnaubte nur ein weiteres Mal und ging auf David zu. Diesmal schien er vorsichtiger zu sein. Die durchgängig schwarzen Augen, die aus tiefen Höhlen zwischen den festen Panzerplatten hervorschauten, schienen gebannt die Waffe zu betrachten, die David in seine Richtung hielt.
Eine kurze Zeit umkreisten sich die beiden Gegner. David war sich sicher, dass er das Wesen mit seiner Waffe hätte zur Strecke bringen können. Doch zum einen vermied er es aus moralischen Gründen, zu töten, solange es nicht absolut notwendig war. Außerdem wusste man nie, welche Auswirkungen eine solche Handlung auf die Zukunft haben würde.
Plötzlich hörte er ein weiteres Geräusch ähnlich dem Schnauben des Steinriesen hinter sich. Vorsichtig drehte er sich um und versuchte dabei, seinen Gegner nicht aus den Augen zu verlieren. Mit Schrecken erkannte er zwei weitere der Kreaturen, die gerade aus einer Nebenstraße kamen. Einer von

ihnen trug eine massive Eisenkeule in der Hand. Bestimmt hatte der Ruf des ersten vorhin sie auf den Eindringling aufmerksam gemacht.
Ein dritter Riese erschien auf dem Dach eines größeren Hauses rechts neben David. Sie kreisten ihn ein.
Der Steinmann, den er als ersten entdeckt und dann niedergeschossen hatte, gab einige knackende Geräusche von sich. Ein wenig erinnerte es David an die Laute, mit denen Delfine sich verständigten. Tatsächlich antworteten die anderen kurz darauf mit ähnlichen Geräuschen.
„Was wollt ihr von mir?“, fragte David laut auf sumerisch.
Die Kreaturen gaben keine Antwort. Stattdessen rannte der Riese mit der Keule auf ihn los und hob seine Waffe.
Wie schon beim ersten Mal reagierte David sofort und schoss auf seinen Gegner. Die Wucht des Schusses warf diesen nieder. Splitter seiner Haut flogen durch die Gegend. Doch dieser erste Angriff war nur das Startsignal. Jetzt griffen auch die anderen an.
David wich einige Schritte vor dem verwundeten Riesen in seiner Nähe zurück, der nun unerbittlich mit seinen riesigen Pranken nach ihm schlug. Doch die große Nähe brachte ihm sein Verderben. David zielte auf seinen Kopf und zerschmetterte diesen mit einem Schuss. Enthauptet sackte das Wesen zu Boden. Im nächsten Moment landete der Riese vom Dach mit einem lauten Krachen ein Stück neben ihm. David blies ihm mit der Railgun eines seiner Beine weg. Die Kreatur fiel zu Boden.
In nur wenigen Sekunden hatte sich das Kräfteverhältnis verändert. Ein Steinriese war tot, zwei lagen verwundet am Boden und der letzte wich respektvoll zurück, als David mit der Waffe auf ihn zielte.
Kurz schien es noch zu überlegen, dann rannte das Wesen weg, ohne seine Kameraden weiter zu beachten. Der Riese mit dem weggeschossenen Bein zog sich mit den kräftigen Armen vorwärts, um zu flüchten.
David hatte nicht vor, die Kreaturen allesamt zu besiegen. Doch er musste unbedingt herausfinden, was es mit ihnen auf sich hatte und in welcher Verbindung sie zu dem Untergang der Stadt standen. Also lief er dem flüchtenden Steinriesen hinterher.
Es war nicht leicht, mit der riesigen Kreatur Schritt zu halten. Obwohl das Wesen bestimmt eine Tonne wiegen musste, bewegte es sich so schnell wie

ein kräftiger Mensch. David folgte ihm eilig. Die Berge von Toten an den Straßenseiten nahm er kaum noch wahr. Zu groß war das Wunder, dem er sich jetzt gerade auf die Spur begab. Während des Laufes sah er noch einige andere Riesen in größerer Entfernung, die ihn jedoch nicht sofort angriffen.
Das Wesen mit der steinernen Haut führte ihn zum Stadtrand. Es rannte durch eines der Stadttore aus Ur hinaus in die Wüste. Als David ihm durch das Tor folgte, sah er, welches Ziel sein Gegner auserkoren hatte. Es war unmöglich zu übersehen: Die große Zikkurat von Ur.
Vorhin hatte David das gewaltige Bauwerk nur aus der Ferne gesehen, jetzt trennten ihn nur noch wenige hundert Meter davon. Die Zikkurat sah aus wie ein gewaltiger quadratischer Kasten aus Fels. Auf seiner Oberseite, so wusste David, ragten noch weitere Terrassen in die Höhe. Obwohl man die mesopotamischen Zikkurats als Stufenpyramiden bezeichnete, was den geometrischen Formen nach auch stimmte, waren bei dem Exemplar von Ur die Proportionen so verteilt, dass man von hier unten kaum mehr als das riesige untere Segment zu sehen bekam. An der Vorderseite befand sich eine breite, majestätische Treppe, die bis zur großen Plattform führte. Zwei weitere Treppen waren rechtwinklig dazu an der Vorderseite angelegt. Die Ziegel, aus denen man das Monument erbaut hatte, waren wohl normalerweise hellbraun, doch im grauenvollen Zwielicht der finsteren Wolkendecke wirkten sie eher dunkelgrau, fast schwarz.
Die Zikkurat von Ur, auch unter dem Namen Etemennigur bekannt, ist dem Mondgott Nannar geweiht und gilt als berühmteste Zikkurat Sumers, erklärte spontan das Lexikon von Davids Mikrochip. Die Grundfläche beträgt 62,5 × 43 Meter, die Höhe 25 Meter. Sie wurde…
Klappe, dachte David. In diesem Moment konnte er keine trivialen Hintergrundinformationen brauchen. Tatsächlich verstummte die digitale Stimme sofort.
Der Steinriese war inzwischen vorne an der Zikkurat angelangt und lief die hohe Treppe hinauf. Trotz des langen Laufes schien er – im Gegensatz zu David – nicht müde zu werden. David hingegen hörte auf zu laufen, um den Rest des Weges zu gehen. Jetzt, wo er das Ziel der Kreatur kannte, konnte er sich Zeit lassen.
An der Zikkurat angekommen, machte er sich an den Aufstieg. Die gerade, breite Treppe führte schier unendlich weit nach oben. Doch angesichts der

Spannung, endlich die Spitze zu erreichen, stellte dies kaum ein wirkliches Hindernis dar. Schon nach kurzem verschwand der Steinriese am oberen Ende der Treppe.

David erreichte sein Ziel kurze Zeit später. Er konnte es kaum mehr abwarten, endlich zu sehen, was auch immer sich dort oben befand. Der erste Blick über das gewaltige untere Segment der Zikkurat erfüllte ihn fast mit Angst. Etliche der Steinwesen, bestimmt über hundert, standen Reihe an Reihe auf der riesigen Plattform. Zu seiner Überraschung griff ihn jedoch keines von diesen an. In der Mitte, ausgehend von der Treppe, bildeten sie eine Gasse bis zur zweiten Stufe der Zikkurat in der Mitte. Diese war weitaus niedriger als die erste. Auf ihr konnte David die noch kleinere dritte Stufe sowie darauf ein Gebäude sehen, bei dem es sich um den Tempel handeln musste. Unsicher ging er vorwärts. All die Steinriesen beäugten ihn beunruhigend mit ihren schwarzen Augen, doch keiner von ihnen griff an oder machte sonst wie auffällige Bewegungen. Anscheinend wollten sie, dass David die Spitze der Zikkurat erklomm.

Obwohl er alles andere als zuversichtlich war, leistete er der unausgesprochenen Aufforderung Folge und schritt durch die Reihen der Monster hindurch auf die zweite Stufe zu. Auch hier führte eine Treppe nach oben, wenn auch eine viel kleinere als die große weiter unten. Es ging schnell, die zweite Stufe zu besteigen. Dort standen ebenfalls etliche der Steinwesen. Hastig erklomm David auch die dritte Stufe, bis er schließlich vor dem Tempel an der Spitze der Zikkurat stand. Hätte dieser nicht an der Spitze einer gigantischen Stufenpyramide gestanden, wäre er wohl allein schon ein beeindruckendes Bauwerk für seine Zeit gewesen. Er hatte eine kastenartige Form und war wohl mindestens fünf Meter hoch. Den Eingang bildete ein hohes Tor an der Vorderseite.

Die eine Hand hielt David permanent an seiner Waffe, während er vorwärtsging. Vorsichtig trat er in den Tempel hinein. Hinter dem Eingang folgte direkt ein großer Raum, in dem wohl früher die religiösen Zeremonien abgehalten worden waren. In der Mitte brannte ein Feuer, das den sonst dunklen Raum beleuchtete. An den Wänden glaubte David Reste von Wandmalereien zu entdecken, die aber allesamt seltsam ausgeblichen waren. Nahe dem Feuer stand ein weiterer Steinriese, der durch einen Gang in einen hinteren Raum verschwand, als David eintrat. Hinter ihm traten zwei der Wesen in den Ein-

gang, um ihm den Rückweg zu versperren.
David fragte sich, was er hier sollte. Es sah nicht aus, als sei der Tempel in letzter Zeit in seiner ursprünglichen Funktion gebraucht worden. Alle kultischen Objekte, die er sah, waren achtlos auf den Boden geworfen worden und zum Teil bereits mit einer Staubschicht bedeckt.
Dann plötzlich hörte David Schritte. Erst dachte er an einen weiteren der Steinriesen, doch sie klangen zu schnell und zu unregelmäßig. Aus dem Gang gegenüber kam eine Gestalt hervor. Sie schien gebückt zu gehen und richtete sich erst zu voller Größe auf, als sie in den höheren Tempelraum gelangte.
Als die Person sich dem Feuerschein näherte, erschrak David. Hatten die Steinriesen sein Vertrauen in die Wirklichkeit schon auf eine harte Probe gestellt, so konnte die Kreatur vor ihm wirklich nur den krankesten Fantasien entsprungen sein. Ihr übermannshoher, schwarzer Körper war tonnenförmig und endete unten in drei Beinen mit klauenartigen Zehen. An der Oberseite sprossen ebenfalls drei Arme hervor, die im Dreieck um den Körper angeordnet waren. Am oberen Ende saß ansatzlos ein kleiner, menschenähnlicher Kopf mit einem großen Mund voller nadelspitzer Zähne. Etliche rote Augen waren über den gesamten Körper verteilt; viele davon starrten David unentwegt an. Die Haut des Wesens ähnelte der der Steinriesen, war aber dunkler und wirkte massiver. Zwischen den Augen ragten auch immer wieder kleine Drüsen hervor, aus denen grüne und schwarze Dämpfe entwichen.
Die Kreatur stieß mehrere Laute aus, die David als sumerischen Ursprungs vermutete. Sofort übersetzte sein Computer die Begrüßung: „Lange habe ich auf einen wie dich gewartet. Sei willkommen."
David wich angsterfüllt ein Stück zurück.
Was ist das für eine Kreatur?, dachte er verunsichert.
Wieder antwortete sein Mikrochip augenblicklich: Unbekanntes Wesen. Nicht in zoologischem System erfasst. Durchsuche Sekundärquellen…
„Auch du bist aus ferner Zukunft gekommen", stellte die groteske Kreatur fest.
David beschloss, vorerst mitzuspielen.
„So ist es", antwortete er, wobei sein Lautsprecher es ins Sumerische übersetzte. „Du weißt, was ich bin. Woher?"
Die Kreatur kam etwas näher an ihn heran. Etliche Augen fixierten David. „Du bist nicht der erste, Sterblicher. Ich begegnete schon einmal einem, der

durch die Zeit gereist war."
David erinnerte sich. Ryan war auch schon einmal nach Sumer gereist. Das müsste zwar von diesem Zeitpunkt aus gesehen mehrere Jahrhunderte in der Vergangenheit liegen, aber wieso sollte man annehmen, dass diese Kreatur genauso alterte wie ein Mensch? Es könnte durchaus sein, dass die beiden sich getroffen hatten.
Möglichen Treffer gefunden, verkündete da Davids Mikrochip. Wesen weist auffällige Ähnlichkeit zu Dämon namens Asag aus der sumerischen Mythologie auf.
Was zum Teufel ist Asag?, fragte David zurück.
Asag ist ein sumerischer Dämon. Er ist einer der Sebettu, die von An, dem Stadtgott von Uruk geschaffen wurden. Er soll Krankheiten verursachen und Brunnen austrocknen lassen. Er wird oft mit dem akkadischen Asakku gleichgesetzt. Aus seiner Vereinigung mit den Bergen ging ein Geschlecht von Stein-Dämonen hervor. Der sumerische Text „Lugale" berichtet, wie er von dem Gott Ninurta mit dessen magischen Streitkolben Sharur getötet wurde.
„Dein Name ist Asag, richtig?", fragte David. Einen Versuch war es immerhin wert.
„Du kennst meinen Namen", sagte der Dämon. „Bist auch du im Besitz des hohen Wissens?"
Bestimmt meinte Asag damit das Lexikon auf Davids Mikrochip.
David nickte. „Ich weiß vieles. Was willst du von mir?"
„Ich will dein Geheimnis. Du wirst mich in deine Zeit bringen."
David wurde unwohl. Dieser Asag war wahrlich kein Wesen, das er dem 21. Jahrhundert zumuten wollte. „Warum sollte ich?"
Es zischte aus den unzähligen Giftdrüsen Asags. „Weil ich dich sonst töte."
Sofort zog der Zeitreisende seine Pistole und richtete sie auf den Kopf des Dämons. „Mir behagt weder das eine noch das andere."
Asag schien nicht im Geringsten eingeschüchtert. „Eine erbärmliche, winzige Waffe, die du da hast. Soll mich das verwunden?"
„Ich bezweifle, dass dir das ganze Ausmaß ihrer Zerstörungskraft bewusst ist."
Unerwartet machte der Dämon einen Sprung auf ihn zu und schlug mit zweien seiner Arme nach ihm. Reflexartig schoss David zwei Mal auf ihn. Die Wucht der Schüsse riss den Feind nach hinten, wo er hart auf dem Boden

aufschlug. Doch schon im nächsten Moment erhob er sich wieder. Auf dem schwarzen, gepanzerten Körper war keine einzige Verletzung zu sehen. Zischend drang dunkler Dampf aus den vielen Drüsen des Wesens, der den Raum innerhalb kürzester Zeit in Dunkelheit hüllte.

David konnte kaum noch etwas sehen, nur das helle Licht des Feuers war noch auszumachen. Dann plötzlich traf ihn ein mächtiger Schlag gegen die Brust, der die Luft aus seinen Lungen drückte. Er merkte erst, wie stark der Angriff gewesen war, als er mit Wucht gegen die Wand traf. Die Waffe entglitt seinen Händen.

Aus dem Rauch trat die verschwommene Gestalt Asags an ihn heran. Der vordere von dessen drei Füßen drückte David schmerzhaft gegen die Wand.

„Kein Sterblicher kann mich verwunden“, höhnte die Kreatur mit dumpfer Stimme. „Das wird sich auch in deiner Zeit nicht ändern.“

Langsam verzog sich der Dampf und David konnte die hünenhafte Gestalt vor sich wieder genau erkennen. Etliche rote Augen blickten ihn an, auch der kleine Kopf war ihm zugewandt. Einer der anderen Füße trat die Pistole zur Seite, sodass sie nicht mehr zu erreichen war.

„Was willst du in meiner Zeit?“, fragte David hustend.

„Ich fürchte, da muss ich weiter ausholen“, erklärte Asag, ohne dabei den Fuß von Davids Brust zu nehmen. „Es ist kaum ein paar Jahrhunderte her, da erschien einer wie du in Sumer. Sein Name war Rai-En. Er wollte Wissen sammeln über die Kultur und Götter Sumers.“

„Götter?“, fragte David. Er hatte damit gerechnet, in diesem Zeitalter auf viele gläubige Menschen zu stoßen, aber solch ein Dämon?

Asag fuhr unbeirrt fort. „Ich fand ihn und nahm ihn gefangen. Wenig später erschien Enlil und forderte seine Herausgabe. Ich leistete dem Folge.“

Enlil, auch Ellil, ist der Hauptgott der sumerischen, babylonischen und akkadischen Religion, meldete sich unaufgefordert Davids Computer. Sein Hauptkultort war Nippur. Er galt als Besitzer der Schicksalstafeln, mit denen er über die anderen Götter gebot.

Langsam beschlich David der Verdacht, die ganze Welt sei verrückt geworden. Er konnte es schon nicht verstehen, dass so viele Menschen der Gegenwart dem christlichen Gott huldigten. Aber jetzt war er in einer Zikkurat gefangen und ein sumerischer Dämon erzählte ihm etwas über Götter! Er

hoffte, dass dies alles nur ein seltsamer Albtraum oder eine Zeitanomalie war, die sich bald wieder ausgleichen würde.
„Enlil brachte Rai-En nach Nippur. Nachdem er und die anderen Götter ihn begutachtet hatten, wurde er in eure Zeit zurückgeschickt."
Wäre die Situation nicht so obskur gewesen, hätte sich David über die Aussprache des Namens Ryan amüsiert. So jedoch lauschte er nur ungläubig den Ausführungen des Dämons. Was dieser erzählte, war absolut unglaublich, aber es konnte nur wahr sein. Woher sonst hatte Asag all dies Wissen über Zeitreisen?
„Aber meine kurze Begegnung mit Rai-En hatte Spuren auf mir hinterlassen", fuhr Asag fort. „Ich hatte ihn ausgefragt und er hatte bereitwillig geantwortet. Er erzählte, in seiner Zeit gäbe es keine Götter, sondern die Welt werde ausschließlich von Menschen beherrscht. Und er berichtete mir meine eigene Geschichte, wie man sie in den sogenannten Mythen fand. Ich würde mit meinen Steinriesen eine Rebellion gegen die Götter beginnen, hieß es. Zuerst würde ich große Siege erringen. Doch dann käme Ninurta und erschlüge mich mit Sharur. Ich würde in Vergessenheit geraten und nur ein weiterer Name auf der Liste der besiegten Gegner dieses Gottes sein. Kannst du mir dies bestätigen?"
Die Geschichte deckt sich in grundlegenden Belangen mit dem Epos Lugale, bestätigte der Mikrochip.
David zögerte einen kurzen Moment. Er fühlte sich ein wenig wie ein Arzt, der einem Patienten die Nachricht von dessen unheilbarer Krankheit überbrachte. „Ja, das ist korrekt."
„Du siehst, in welchem Dilemma ich stecke", sagte Asag. „Enlil hat unser aller Schicksal längst geschrieben. Doch ich habe einen Weg gefunden, diesem Schicksal zu entgehen. Viele Jahre lang brütete ich über meinen Plänen. Dann kam mir der Einfall. Wenn ich in eine Zeit versetzt werden könnte, in der die Götter nicht mehr existieren, dann würde ich sicher vor Ninurta und seiner Keule sein. Doch wie sollte ich dies anstellen? Ich erdachte eine Lösung. Eine schreckliche Lösung zwar, aber doch eine Lösung. Ich musste nur ein Ereignis verursachen, das so bedeutend ist, dass Menschen aus der Zukunft es würden untersuchen wollen. Deshalb nahm ich all meine Macht und brachte den tödlichen Wind über Sumer. Tausende sind gestorben, aber ich war erfolgreich! Du bist gekommen, meinen Willen zu erfüllen. Du wirst

mich in deine Zeit bringen!“
David befand sich in einer Zwickmühle. Diese Kreatur konnte er doch unter keinen Umständen auf die Menschen der Gegenwart loslassen! Er wusste nicht einmal, ob man diesen Asag überhaupt besiegen konnte. Wenn er dem Befehl Folge leistete, würden vielleicht Millionen von Menschen sterben. Doch was war die Alternative?
„Das kann ich nicht tun“, beharrte er.
Asag verstärkte den Druck auf Davids Brust. Das Atmen fiel ihm zunehmend schwerer. „Dies ist keine Wahl. Du kannst dich nicht verweigern. Ich habe viel Zeit. Niemand wird zu deiner Rettung erscheinen, während ich dir Schmerzen zufüge. Ich bin als einziger noch hier.“ Mit seinen Armen beschrieb der Dämon einen Bogen, als wolle er David den gesamten Raum zeigen. „Bis vor kurzem residierten hier der Mondgott Nannar und seine Gemahlin Ningal. Doch wo sind sie hin? Sie sind geflohen vor meiner Macht! Lange haben sie sich an ihre Heimat geklammert, aber sie erkannten, dass alles hier dem Untergang geweiht ist. Nicht einmal sie konnten mir widerstehen. Wieso solltest du es können?“
Eine der Hände schlug gegen Davids Kopf. Obwohl der Helm sein Gesicht schützte, wurde sein Kopf dennoch schmerzhaft zurückgerissen. Kurze Zeit später traf ihn ein zweiter Schlag in die Magengrube. Nur mit Mühe konnte er sich einen Schrei verkneifen. Noch einmal schlug Asag ihm gegen den Kopf. Mit Schrecken erkannte David, wie sich ein dünner Riss über das Visier des Helmes ausbreitete.
„Noch mag dieses Ding dich schützen“, verkündete Asag. „Aber bald kann es dich nicht mehr vor einem langsamen, schmerzhaften Tod durch mein Gift bewahren. Soll es dir so ergehen wie den Bewohnern von Ur?“
Wie zur Bestätigung zischten kleine Dampfwolken aus seinen Giftdrüsen.
Helm beschädigt, verkündete sein Computer unnötigerweise. Empfehlung: kontaminierten Bereich verlassen.
Geht gerade schlecht, gab David gedanklich zurück.
Langsam breitete sich der Riss weiter über sein Visier aus. Längst hatten sich schon kleine Verzweigungen gebildet.
„Halt!“, rief David. „Ich mache, was ihr wollt!“
Augenblicklich zog sich der giftige Dampf in Asags Körper zurück.

„Gut“, sagte der Dämon. „Wie funktioniert dein Zauber, der dich in deine Zeit zurückbringt?“

„Ich würde es dir zeigen, wenn du mich endlich loslässt.“

Tatsächlich nahm Asag den Fuß von David. Der Zeitreisende atmete erst einmal tief durch. Seine Brust schmerzte weiterhin. Instinktiv wanderte sein Blick zu der Pistole, die nach wie vor wenige Meter entfernt lag. Asag jedoch schien dies zu bemerken. Krachend zerstampfte er die Waffe mit dem Fuß, der eben noch David festgehalten hatte.

„Wir müssen unter freien Himmel“, erklärte David.

Asag gab ein dumpfes Schnauben von sich. Unerwartet packte er David mit einer Hand im Genick, hob ihn hoch und ging in seinem seltsamen Dreibeingang zum Ausgang des Tempels. Die beiden Steinriesen im Eingang machten ihrem Herrn respektvoll Platz.

Mit dem hilflosen Zeitreisenden in der Hand trat der mächtige Dämon ins Freie. Indem er diese eigenartigen knackenden Geräusche ausstieß, befahl er seinen Schergen, die obere Plattform der Zikkurat zu räumen. Gehorsam trotteten die Riesen hinunter.

„Und jetzt?“, fragte der Dämon.

„…lässt du mich herunter“, antwortete David.

Der Dämon tat wie ihm geheißen, hielt David aber weiterhin an einem Arm fest. „Bedenke aber, dass du nicht fliehen kannst. Meine Diener sind überall.“

Das war David auch schon aufgefallen. Die Situation war wahrlich hoffnungslos für ihn. Er wusste noch nicht wirklich, ob er das richtige tat. Aber augenscheinlich war es die einzige Möglichkeit, sein Leben zu retten. Er versuchte sich einzureden, dass man Asag in der Zukunft mit Sicherheit besiegen konnte. Es gab bestimmt eine Waffe, die ihn zu verwunden in der Lage war. Notfalls musste erneut jemand in die Vergangenheit reisen und diesen Gott Ninurta in die Gegenwart holen, damit er dort sein Werk verrichtete, auch wenn dies eine wirklich absurde Lösung war.

Mit dem freien Arm griff David an seinen Gürtel und zog ein kleines, metallenes Objekt hervor, den Heimsender. Das röhrenförmige, etwa fünfzehn Zentimeter lange Gerät war von elementarer Bedeutung für die Heimkehr in die eigene Zeit. Da es noch keine mobile Zeitmaschine gab, musste er sich von seinen Kollegen in der Gegenwart zurückholen lassen.

„Was ist das?“, fragte Asag.
„Der Heimsender.“ David versuchte, dem Dämon die Funktionsweise möglichst zeitgemäß zu erklären. „Er erfasst ein Bild unserer Körper und notiert dies zusammen mit einer Zeitangabe in seinem Inneren. Dann fliegt er hoch zum Himmel, wo er bis in die Gegenwart verbleibt. Dort können meine Partner das Bild auslesen und wissen, wo und wann sie mich zurückholen müssen.“
Das Gesicht des Dämons sah nicht aus, als würde er irgendetwas davon wirklich verstehen. „Tu es einfach.“
David hielt den Sender am ausgestreckten Arm vor sich. „Ab jetzt nicht mehr bewegen.“
Mit dem Knopf an der Oberseite aktivierte er das Gerät. Ein leises Summen erklang, während ein rotes Laserlicht ihn und Asag genau abtastete.
Personen erfasst, verkündete der Mikrochip, der sich sogleich mit dem Heimsender verlinkt hatte. Speichere Zeit- und Standortdaten…
David wartete einen kurzen Moment. Ihm fiel auf, dass Asag instinktiv alles richtig getan hatte. Würde er David nicht festhalten, könnte dieser sich allein zurück in seine Zeit holen lassen. So war das jedoch nicht möglich.
Daten gespeichert. Sender bitte loslassen.
David ließ den Heimsender fallen. Noch bevor er auf dem Boden aufkam, aktivierte sich die kleine Energiezelle darin und startete den Antrieb. Laut zischend schoss die winzige Rakete zum Himmel. Oben im Orbit würde der Sender verbleiben und die nächsten viertausend Jahre überdauern. In der Gegenwart dann konnte man Funkkontakt damit aufnehmen und die Koordinaten auslesen.
Kaum eine Sekunde nach dem Abschuss erklang ein Summen um sie herum in der Luft. David spürte, wie die Schwerkraft um ihn herum nachließ. Zusammen mit Asag begann er, einige Zentimeter über dem Boden zu schweben. Dann entbrannte ein helles Licht überall um ihn herum, sodass überhaupt nichts mehr zu sehen war. Als nächstes kamen die charakteristische Übelkeit und das unangenehme Gefühl, nach unten gerissen zu werden.

***

Nur wenige Sekunden später war die Schwerkraft wieder da und Davids Füße landeten auf einer glatten Oberfläche. Langsam ließ auch das Leuchten nach. Er befand sich wieder im Zeitreisezentrum von Los Angeles. Vor sich sah er den Raum mit der Zeitmaschine, auf der gegenüberliegenden Seite die Glasscheibe, hinter der seine Kollegen warteten.
Asag hatte er währenddessen fast vergessen. Erst ein seltsames Würgen neben sich riss David in die schreckliche Wirklichkeit zurück. David merkte, dass der Feind nicht mehr seinen Arm festhielt. Erleichtert trat er einen Schritt zurück und blickte erst dann zu dem sumerischen Dämon.
„Was … ist … das?“, keuchte die Kreatur schmerzerfüllt.
Erst jetzt fiel David auf, dass an etlichen Stellen von Asags Körper dunkelrotes Blut hinunterlief. Der Dämon war verletzt. Und nicht nur das, wie David mit einer gewissen Erleichterung feststellte. Mehrere dunkle Eisenstangen ragten aus Asags Wunden hervor, als hätte man ihn mehrmals brutal aufgespießt.
Hastig sprang David von der Zeitmaschine und starrte ungläubig auf seinen Feind.
„Sei gegrüßt, Asag, alter Freund.“ David sah neben sich. Die Tür des Raumes hatte sich geöffnet und Ryan stand dort, triumphierend auf den Dämon blickend. Erstaunlicherweise sprach auch er sumerisch.
„Rai-En!“, schnaubte Asag schmerzerfüllt. Er wollte vorwärtsspringen und nach dem Menschen schlagen, doch sofort stolperte er und fiel zu Boden.
Ryan wandte sich David zu. „Tut mir leid, dass ich dich nicht gewarnt habe. Ich wusste nicht, ob es ihn zu deiner Zeit noch gibt.“
„Was hast du da getan?“, fragte David.
„Die Menschheit gerettet. Schon als ich ihn damals traf, zeigte er gefährlich viel Interesse an Zeitreisen. Eben habe ich dann deinen – euren – Positionsscan gesehen und den zweiten Umriss darauf konnte ich nur Asag zuordnen. Es war leicht, ein paar herumliegende Metallteile so auf der Maschine zu deponieren, dass er direkt dort hinein gerät, wenn er hier erscheint.“
Der Dämon kroch mühsam ein Stück vorwärts. Dabei verlor er immer mehr Blut, das sich längst zu einer Pfütze gesammelt hatte. Aus seinen Drüsen entströmte giftiger Dampf.
Ryan trat einen Schritt zurück, um nicht von dem Gas getroffen zu werden.

„Deine Haut mag unverwundbar sein, Asag. Aber das nützt dir nichts, wenn du dich in andere Objekte hinein teleportierst."
Bevor die Dämpfe sich weiter ausbreiten konnten, eilten Ryan und David in den Beobachtungsraum und schlossen die Tür.
Ihre Arbeitskollegin Amelia stand bereits dort. „Ihr beide habt mir viel zu erklären."
„Werden wir gleich", versicherte Ryan. „Zuerst genieße die Show."
David nahm seinen Helm ab und begab sich zu den beiden anderen vor die Sichtscheibe. Die Zeitkammer hatte sich längst so stark mit Asags giftigem Dampf gefüllt, dass der Verursacher selbst nicht mehr zu sehen war.
„Kannst du bitte einmal die Luft absaugen?", fragte David.
Amelia nickte unsicher. Sie schien als Einzige noch angemessen schockiert von der surrealen Situation. Unsicher drückte sie auf einen der Knöpfe am Kontrollpult. Sofort wurde die gesamte Giftwolke durch Rohre in der Decke abgesaugt.
Asag war wieder zu sehen. Er hatte sich nun halb aufgerichtet. Noch immer steckten die Metallstangen in seinem Körper und Blut floss aus den dadurch geschlagenen Wunden. Der Dämon schien zugleich wütend und sehr verunsichert zu sein. Bestimmt wusste er gar nicht, wie es war, verwundet zu werden. Kraftlos sackte der geschwächte Dämon schließlich zusammen.
Ryan beugte sich über das Kontrollpult und tippte einige Male hektisch auf einem der Bildschirme herum. Dann aktivierte er per Knopfdruck die Zeitmaschine.
Ein Leuchten erfüllte die Zeitkammer. Der besiegte Asag wurde von einer unwiderstehlichen Kraft in die Mitte der Zeitmaschine gesogen, wo er dann blitzartig implodierte und verschwand.
„Wo hast du ihn hingeschickt?", fragte David.
Ryan grinste diabolisch. „Späte Kreidezeit, 65 Millionen Jahre vor unserer Zeitrechnung. Die Position liegt mitten im Ozean. Selbst wenn er nicht an seinen Wunden zugrundegeht, nicht gleich ertrinkt und es vermeidet, von einem Meeressaurier gefressen zu werden, dann wird ihm spätestens der Meteorit den Garaus machen. Den sehen wir ganz bestimmt nicht wieder."
„Es ist also vorbei. Wir haben Asag besiegt."
Ryan schmunzelte und reckte dann die Arme übertrieben in die Höhe.
„Sieh mich an, Ninurta. Ich habe soeben deine größte Heldentat vollbracht!"

Kurzvita

Leif Inselmann

Leif Inselmann wurde am 27.07.1998 in Kiel geboren. Seit seinem vierzehnten Lebensjahr ist das Schreiben von Geschichten und Romanen – vorwiegend im Genre Fantasy – sein größtes Hobby. Neben phantastischer Literatur beschäftigt er sich schon seit längerem intensiv mit Themen wie Zoologie, Mythologie und Parawissenschaft. Mit fünfzehn veröffentlichte er die Romane „Horasia – Portal“ und „Horasia – Invasion“, denen 2015 der dritte Teil „Horasia - Erwachen“ folgte. Des Weiteren wirkte er entscheidend an dem Gemeinschaftsprojekt „Schatten über Andovar“ mit und veröffentlichte mehrere Kurzgeschichten in Anthologien.

Homepage: www.leif-inselmann.de

Unter Druck

Thomas Jordan

Bild: Thomas Jordan

Hellick stemmte mit Lark die schwere Zugangsluke der Fähre auf und die drei Wissenschaftler, die sie eben noch aus ihrer Forschungszentrale evakuiert hatten, drängten sich an ihnen vorbei. Er konnte es ihnen nicht verdenken und zusammen mit Lark und den beiden anderen Nahtötern, die er befehligte, eilte er schließlich selbst hinein. Noch einen Blick zurück auf die ausgetrockneten Ebenen hinter ihm und mit lautem Krachen ließ er die Luke zufallen.

„Und jetzt? Was machen wir jetzt?“, hörte er den älteren der drei Schlauköpfe sagen. Ein eisgrauer, blasser Mann, der einem Werbefilm für Quantenfusion

entsprungen sein könnte.

„Wir sind doch wenigstens hier“, entgegnete die Frau mit der schwarzen Pagenfrisur, die trotz der letzten Stunden wenigstens nicht die Fassung verloren hat. Hellick sah zum Dritten des Wissenschaftstrios, der mit verschränkten Armen und gesenktem Blick vor der Luke stand und gar nichts sagte. Er trug immer noch den Strahlenschutzanzug, weil er unbedingt irgendwelche Proben mitnehmen wollte. Er war jung. Jünger als die anderen. Typ Wunderkind. Rotblonde Haare und blaue Augen, die ins Leere starrten. Hellick schüttelte den Kopf und ließ seinen Blick durch den Raum kreisen, der nicht den besten Eindruck machte. Nachdem was die Wissenschaftler sagten, war die Fähre vor drei Tagen notgelandet. Sicher nicht voll funktionsfähig. Aber ihre letzte Hoffnung. Er zählte die Druckkammern, die sich sternförmig um die Mitte der Fähre gruppierten. Neun Stück in sterilem Weiß. Jede zwei Meter lang, verschlossen mit gewölbter Abdeckung.
„Rivv, sieh` nach, was noch funktioniert. Celeste, schau nach, was unsere Freunde draußen machen.“
Lark ließ das Sanitäts-Kit fallen und ging zur Startkonsole. Celeste Divone platzierte sich an einem der schmalen Sichtfenster und schaute durch das Ultrarot-Fernrohr ihres Gewehres. Jorgen Ventheim dagegen lehnte an der Luke, den Schnelllader vor die Mononit-Weste gedrückt und eine Hand auf die linke Schulter gepresst. Hellick atmete tief aus. Dieser Zynode hatte ihn übel erwischt. Ventheim blickte ihn schweratmend an und versuchte zu lächeln, aber Hellick sah ihm an, dass die Situation verdammt ernst war. Für Martinez, den Sanitäter, war es schlechter gelaufen. Denn der war tot.
„Ist auf automatischen Start programmiert. Zwei der vier Turbinen sind ausgefallen, aber es wird reichen, um in den Orbit zu kommen. Ich muss eine Leitung abdichten, ist kein Problem, aber ...“, sagte Lark und drückte ein paar Schalter.
„Gott sei Dank“, entfuhr es dem Eisgrauen, was beinahe wie ein Vorwurf klang. Den missbilligenden Blick von der Pagenfrisur schien er nicht zu bemerken. Ein tiefes Grollen erfüllte den Raum, die Fähre vibrierte kurz.
„Nur ein Nachbeben“, stellte der Pagenkopf fest.
„Das ist noch unser kleinstes Problem“, erwiderte Hellick und glaubte einen

sorgenvollen Zug um die Mundwinkel des Wunderkinds zu sehen.
„Es gibt ein Problem mit den Druckkammern“, sagte Lark mit Blick auf die grün und blau leuchtenden Displays.
„Wieso? Was denn?“, unterbrach ihn der Eisgraue mit holprigen Worten.
„Seien Sie still!“, blaffte ihn Ventheim zornig an, was den Forscher tatsächlich zum Verstummen brachte.
„Er ist nur ein wenig überspannt“, versuchte der Pagenkopf zu beschwichtigen, während Hellick Lark über die Schulter sah.
„Was für ein Problem?“
„Die Druckkammern müssen voll belegt sein um starten zu können.“
„Verdammt, warum das?“. Ventheim hatte sich zu Hellick und Lark geschleppt und stützte sich mit einer Hand an der Oberkante, auf denen Monitore weißes Rauschen zeigten.
„Offenbar sollte so erreicht werden, dass die Rettungsmöglichkeiten voll ausgelastet werden“, erklärte Lark so kühl, als wäre er von diesem Problem nicht betroffen. ***Kein Wunder,*** dachte Hellick. Achthundert Forscher und Techniker mussten mit den paar Fähren evakuiert werden, nachdem tektonische Verschiebungen katastrophale Erdbeben ausgelöst hatten. Dann kamen die Zynoden und überrannten die Forschungsstation. Ein Fall für die Nahtöter der Stellaren Flotte. Hellick dachte an die letzten Stunden, bevor er mit seiner Truppe nach Krüger 60 geschickt wurde, um die letzten Überlebenden zu retten. Eine sterbende Welt. Kreiste um Beta Centauri. Wenig Vegetation. Ein paar Tiere. Und die Zynoden. Er wusste fast gar nichts über die Mission. Um wie viele Personen es ging, was die Zynoden genau waren, welche Ursache die plötzlich aufgetretenen Erdbeben hatten. Dann ging alles schief. Das Shuttle war durch ein Beben in eine Erdspalte gestürzt. Dann kamen hunderte von Zynoden. Insektenhafte Kreaturen. Angeblich nicht besonders gefährlich, aber einer der Schlauköpfe meinte vorhin, dass die massiven Erschütterungen sie aggressiv machten.
„Ich sehe zwei, nein, drei. Achthundert Meter entfernt“, meldete sich Divone zu Wort.
„Wie schnell?“, fragte Hellick ohne den Blick von den Displays abzuwenden.
„Nicht schnell. Sie sind vorsichtig.“
„Die haben das nicht vergessen“, sagte Ventheim mit schwacher Stimme und klopfte auf seinen Schnelllader.

„Bestimmt nicht“, antwortete Hellick, schenkte ihm einen zuversichtlichen Blick und das Bild des Zynoden geisterte vor seinen Augen, den Ventheim erledigt hatte. Aber ein ganzes Magazin war nötig gewesen.
„Also, was ist mit den Druckkammern. Kannst du die Automation umgehen?“
„Ja, aber das würde ein,- zwei Stunden dauern“, antwortete Lark.
„Die haben wir nicht.“
„Wieso starten wir nicht?“, fragte der Pagenkopf hinter ihnen und Hellick hörte heraus, wie sie versuchte ihre Stimme fest klingen zu lassen.
Er wandte sich zu ihr und versuchte irgendwas Optimistisches zu sagen. Aber er dachte nur an die drei Schuss in seiner Pistole.
„Die Druckkammern müssen voll belegt sein zum Starten. Aber zwei bleiben leer.“
„Und ein Tier? Dann nehmt doch ein Tier“, sagte der Eisgraue, der ihre Unterhaltung genau verfolgt hatte.
„Jetzt halten Sie ...“ schrie ihn Ventheim an, wurde aber gleich von Lark unterbrochen.
„Das ist keine schlechte Idee“, sagte er und seine Finger flogen über die Tasten der Konsole.
„Einen Moment ..., einen Moment.“
Nur das Surren der Computer schwebte im Raum, während Zahlen und Skalen sich auf dem Bildschirm vor Larks Gesicht abwechselten.
„Es ist nicht spezifisch für Menschen gedacht. Es genügt, dass es Lebewesen sind. Mindestens tausend Gramm schwer.
„Was für ein Tier überhaupt?“, fragte Divone und schaute immer noch durch das Zielfernrohr.
„Es gibt hier Karmesinechsen. Die sind überall“, sagte das Wunderkind tonlos.
„Ich habe nichts dergleichen gesehen.“
„Tagsüber verbergen sie sich in Spalten und Löchern. Sie sind schnell, aber leicht zu finden. Die haben bei uns ständig die Kabel angefressen. Deswegen das Desaster.“
„Das müssen Sie natürlich denen erzählen!“, entrüstete sich der Eisgraue. Hellick begriff, dass das Wunderkind das Sagen bei den Forschern hatte. Wie es aussah, war der Eisgraue nur ein Assistent. Wieder ein Erdstoß. Diesmal stärker. Hellick hätte fast sein Gleichgewicht verloren.

„Was meinen Sie damit?“, fragte Celeste.
„Das kann niemand vertuschen“, meinte das Wunderkind, sah eine Sekunde zum Eisgrauen, dann zu Divone.
„Celeste, Rivv. Versucht solche Tiere zu schnappen. Celeste, bringe ein paar Annäherungsminen an.“ Sie nickte, Lark erhob sich vom Sitz und griff sich seine Viper-MP.
„Das werden Sie mir noch erklären müssen. Dieses Desaster“, sagte Celeste zum Wunderkind, bevor sie ausstieg und mit einem Schlag die Luke zufallen ließ.
„Dies ist ...“ setzte der Eisgraue an.
„Wir sind auf ein Weißes Loch gestoßen.“
„Wir vermuten das nur“, fügte der Pagenkopf mit einem bemühten Lächeln hinzu.
„Ein Weißes Loch“, wiederholte Hellick. Das Wunderkind hätte auch von göttlichen Visionen sprechen können, und er hätte sich nicht weniger gewundert.
„Es waren nur Forschungen über die planetare Gravitation“, sagte der Eisgraue, was Hellick jedoch überhörte.
„Genauer gesagt ein künstliches, weißes Loch. Und ich habe es erschaffen.“ Das Wunderkind sagte das auf eine Weise, die Hellick davon überzeugte, dass ihm die Rolle des Schöpfers und Zerstörers bestens gefiel. Er registrierte den Seitenblick des Pagenkopfs. Peinlich berührt vom Hochmut des Wunderkinds, aber auch ehrlich bewundernd.
„Soll das bedeuten, es ist das Gegenteil von einem Schwarzen Loch?“
„Ein Weißes Loch“, kam es abschätzig von Ventheim.
„Sie meinen, dass Materie aus einem Weißen Loch kommt?“, fragte das Wunderkind Hellick mit der gleichen tonlosen Stimme, wie Minuten zuvor. Die Luke knarrte, Hellick zog seine Pistole und richtete sie auf die Quelle des Geräusches.
„Es ist eine negative Schwerkraftan ...“dozierte das Wunderkind weiter.
„Wir sind es!“, hörte Hellick Divone sagen. Sie hielt mit beiden Händen eine fauchende, rotglänzende Echse in den Händen. Sie schlug mit ihrem dornenbesetzten Schwanz um sich und Hellick schätzte sie auf einen Meter Länge.
„Gottverdammt noch mal“, fluchte Lark und Hellick sah ein paar Kratzspuren an seinen Ärmeln.
„Interessiert Sie das nicht?“, fragte das Wunderkind.
„Was?“ Hellick sah in das Gesicht des jungen Mannes.
„Später vielleicht.“

„Ab mit dir.“ Lark warf die Echse in eine der Druckkammern und drückte die durchsichtige Haube zu. Mit einem der Beine griff die Echse hinaus und verpasste Rivv noch einmal einen Kratzer.
„Verdammtes Vieh.“ Lark stieß das Tier zurück und verriegelte mit einem Knopfdruck die Kammer. Divone schwang ihre Echse mit dem Schwanz in den Behälter und entging einer solchen Attacke. Angespannt schaute Hellick auf die Bioanzeige am Rand der Druckkammer von Divones Echse. Sie leuchtete grün auf und zeigte eintausendzweihundert Gramm an. Pulsierende Linien wiesen auf Herzschlag und Temperatur hin.
„Es funktioniert“, stellte er erleichtert fest.
„Hier nicht“, hörte er Lark sagen. „Nur neunhundertfünfzig Gramm.“
„Auch das noch!“ entfuhr es Ventheim. Er schlug wütend auf das Magazin seiner Waffe und Hellick konnte es ihm nicht verdenken.
„Können Sie nicht mal das?“ Das kam vom Eisgrauen und Hellick schaute ihm direkt in die wässrigen Augen.
„Jetzt halten Sie mal den Mund!“
„Ich werde ...“ Hellick legte seine Hand an die Pistole und verspürte eine unangenehme Lust den Forscher zu erschießen.
„Dann brauchen wir eine andere“, sagte der Pagenkopf schnell zu Lark und Divone gewandt.
„Das wird ...“ Eine Explosion schnitt Divone die Worte ab. Die Druckwelle erschütterte die Fähre und Lark war mit einem Schritt an einem der Fenster.
„Das war eine der Minen. Da sind noch sechs Zynoden.“
„Was machen die?“
„Sie verharren, vielleicht zweihundert Meter weit weg.“
Hellick dachte nach. Eine leere Druckkammer. Nur eine. Das Wunderkind sah zu Larks Echse. Der Eisgraue stand mit verschränkten Armen und verkniffenen Augen da, sah ihn kurz an und wandte seinen Blick wieder ab. Der Pagenkopf fuhr sich nervös über den Nacken.
„Und eine Pflanze?“, sagte sie plötzlich. „Sträucher gibt es genug.“
„Sträucher“, wiederholte Ventheim und fing an wie irre zu grinsen.
„Wir haben nicht mehr viel Zeit“, sagte das Wunderkind.
„Wieso?“, fragte Celeste.
„Die Auswirkungen des Weißen Lochs werden vermutlich die Planetenkruste

zerstören und die Atmosphäre verflüssigen."
„Was ist denn das für ein Unsinn?", kam es laut vom Eisgrauen.
„Was zum Teufel erzählst du da?" Ventheim richtete sich bedrohlich auf, was ihm sichtlich Mühe machte. Sein Atem wurde zu einem Hecheln, was Hellick in dieser Situation unpassend komisch fand.
„Sind Sie sicher?"
„Hätte ich meine Daten retten können ..."
„Sie kommen näher". Lark zog sein halbleeres Magazin aus seiner MP und begann sie nachzuladen. Hellick hörte das Klicken der Patronen, die Lark ins Magazin drückte, und sein Herz begann schneller zu schlagen. Divone richtete ihr Gewehr nach oben und stellte sich zu Lark.
„Jetzt sind es schon zwölf", sagte sie mit bitterem Unterton. "Wir können da nicht noch mal raus."
„Was wissen Sie über diese Wesen. Können die hier eindringen?", fragte Hellick das Wunderkind.
„Nun, möglicherweise. Wir haben sie nicht erforscht."
Ein Ruck ging durch die Fähre, der Pagenkopf und der Eisgraue gingen zu Boden und Hellick griff zu einer Druckkammer um Halt zu finden. Die Beben wurden stärker. Eine Explosion folgte. Noch eine Mine war hochgegangen.
„Celeste?"
„Ich sehe ungefähr zwanzig. Aber die Explosion hat sie aufgehalten."
„Wir haben nicht genug Munition gegen zwanzig", sagte Ventheim und Hellick hörte zum ersten Mal Besorgnis in dessen Stimme. ***Der, der sonst keine Furcht kennt, bekommt Angst,*** dachte Hellick. Und das beunruhigte ihn.
„Rivv, hast du die gesamte Sanitätsausrüstung mitgenommen?"
„Ja." Lark schaute zu Ventheim, der sich wieder an die Konsole hinter sich gelehnt hatte.
„Dann ist auch der Organstabilisator dabei?"
„Ja, sicher, aber was soll uns das jetzt nutzen?"
„Wir brauchen vielleicht kein komplettes Lebewesen für die Druckkammer."
„Haben Sie vielleicht ein Halbes?". Das kam vom Eisgrauen. Aus dem Augenwinkel sah Hellick nur noch den Kolben von Ventheims Schnelllader und den erstaunten Ausdruck in den Augen des Eisgrauen. Der alte Mann fiel einfach um und Hellick wäre fast das Herz stehen geblieben. Das Wunderkind

und der Pagenkopf knieten sich sofort neben den Gestürzten.
„Der wollte nicht die Schnauze halten!“
„Ventheim!“, schrie ihn Hellick an. „Jetzt reißen Sie sich zusammen!“
Ventheim biss sich auf die Unterlippe und starrte den alten Mann wie ein erlegtes Wild an.
Der Eisgraue hielt sich mit beiden Händen den Kopf.
„Mieses ..., ver ...“, der Rest ging in Stöhnen unter.
„Er hat eine Platzwunde.“ Der Pagenkopf drehte vorsichtig seinen Kopf und Lark griff sich einen selbstschließenden Verband aus dem Sanitäts-Kit.
„Sie kommen wieder näher, noch hundertfünfzig Meter“, meldete Divone.
„Was meinst du mit ***kein komplettes Lebewesen***?“, fragte Lark und drückte den Verband auf die Wunde.
„Rivv, wir müssen eine Amputation vornehmen. Einen Arm vielleicht. Der Computer könnte das als Lebensform anerkennen. Wir schließen den Arm am Stabilisator an. Dann kann er später wieder angenäht werden.“
Ventheim starrte ihn entgeistert an. Selbst das Wunderkind schien perplex zu sein und Lark hielt in seiner Bewegung inne.
„Du meinst das ernst“, brach Divone als Erste das Schweigen.
„Ein amputiertes Organ ist doch kein Lebewesen“, entgegnete Lark.
„Vielleicht genügt es, dass es nichts Totes ist. Es muss nur für den Start reichen.“
„Und wen suchen Sie dafür aus? Ihn?“
Der Pagenkopf zeigte auf den Eisgrauen, als hätte Hellick ihn zum Tode verurteilt.
„Natürlich nicht“, entgegnete Hellick.
„Sidney, ich habe nur ein medizinisches Notfalltraining absolviert.“
„Ich weiß Rivv, aber es geht nicht anders.“
„Wir müssen hier weg. Sie kommen schnell näher.“ Divone umgriff ihr Gewehr so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß anliefen.
„Verdammt, da ist schon einer.“ Sie rannte zur Eingangsluke und blieb vor dem Wunderkind stehen.
„Sie stemmen die Luke auf! Aber nur ein wenig, damit ich schießen kann.“
„Wie bitte?“
„Tun Sie es!“ befahl ihm Hellick laut, was den jungen Forscher sichtlich irritierte, aber er machte sich dennoch sofort daran, an der Luke zu ziehen. Ventheim schleppte sich ebenfalls zur Luke und entsicherte seinen Schnelllader.

„Rivv, schnell."
Lark griff sich den Organstabilisator und klappte beide Schienen auseinander. An beiden Seiten reihten sich längliche Behälter mit elektronischen Anzeigen und Nährlösungen.
„Ja, aber wen denn? Wen?"
Wieder ging eine Mine hoch. Aber dieses Mal hielt die Explosion die Zynoden nicht auf. Divone schoss zweimal, dann folgte das Hämmern von Ventheims Schnelllader.
„Was jetzt?", fragte Rivv mit aufgerissenen Augen auf eine erlösende Antwort wartend.
„Ja, was?" hörte Hellick den Pagenkopf sagen.

Die Nimrod beschleunigte und die Antriebsdüsen glühten im Dunkel des Alls. Hellick sah von der Aussichtslounge zur Erde, die nur ein paar Tausend Kilometer von ihm entfernt blau und weiß leuchtete. Er hörte hinter sich Divone, Ventheim und Lark. Sie sprachen, tranken. Ihre Worte waren für Hellick nur eine stumpfe Geräuschkulisse, fast so ruhig wie der Weltraum da draußen. Vielleicht lag es am Triazin, das immer noch durch seine Adern floss. ***Endlich zu Hause. Endlich.*** Er spürte immer noch die Erschöpfung in seinen Knochen. Eher mental als physisch. Er betrachtete seinen Automatik-Arm und die Servomotoren surrten leise. Die medizinische Ausstattung auf der Mondbasis war mittlerweile vom gleichen Standard wie auf der Erde. Lark war in der Tat kein besonders guter Sanitäter. Aber seine Entscheidung war die Richtige gewesen. Es gab sowieso keine andere. Nichts, was er anderen antun wollte. Fast hätten diese Biester die Fähre gestürmt. Er spürte immer noch die Schnitte des Skalpells. Diese Schmerzen. Das Triazin, das ihm Lark verabreicht hatte, wirkte nicht schnell genug. Keine Zeit. Er sah zu dem mattglänzenden Finger seines Automatik-Arms. Ein neoplastischer Überzug fehlte noch. Echter als echte Haut. Noch ein paar solcher Aktionen und die Stellare Flotte musste Druckkammern für Roboter herstellen. Aber die brauchten keine. Das hätte manches Problem gelöst. Er dachte an Krüger 60. Er dachte an das Wunderkind, das jetzt von Agenten des Instituts für Desinformation verhört wurde. Was war dort geschehen? Krüger 60 trieb nur noch als Asteroid mit ein bisschen Atmosphäre durch das All. Die

Schwerkraftverhältnisse um Beta Centauri waren buchstäblich verbogen. Etwas Glänzendes reflektierte plötzlich in der Scheibe vor ihm. Hellick wandte seinen Kopf nach links. Rivv Lark stand in einer sauberen blaugrauen Uniform und einem Glas Kool-Aid am Rand des Fensters.

„Was zum Henker ist ein Weißes Loch?“, hörte sich Hellick fragen.

Lark antwortete nicht, lächelte müde und die Erde spiegelte sich in seinen Augen wie helle Punkte.

Kurzvita

Thomas Jordan

Thomas Jordan wurde 1969 geboren. Von frühester Jugend an war er von Science-Fiction-Filmen fasziniert, war später in der Gothic-Szene als DJ und Veranstalter aktiv und fing während seines Studiums zum Sozialpädagogen an zu schreiben. Er veröffentlichte zahlreiche Science-Fiction- und Mystery-Storys und drehte darüber hinaus die Science-Fiction-Kurzfilme „Zwischenfall in Utopia“ und „Kybernauten“, die auf mehreren Festivals liefen. Derzeit schreibt er an einem Roman und entwickelt die Idee für einen utopischen Spielfilm.

Die Zucht
Isabel Kaitzer

Die Welt, wie die Menschheit sie um die Anfänge des dritten Jahrtausends nach Christi noch kannte, existierte in dieser Form bereits im ersten Jahrhundert nach der Jahrtausendwende nicht mehr. Immer weiter anschwellende Ströme von Hilfesuchenden und Perspektivenjagenden brachten das Gleichgewicht zwischen Entwicklungsnationen und Industrienationen unwiderruflich ins Wanken. Es wurden Hilfen verabschiedet, Politiker diskutierten sich die Köpfe heiß, es wurde gezögert und schließlich tat die Zeit ihres – sie kamen alle. Wobei „alle“ die meint, die genug Bildung, Vermögen und Ansporn hatten, ihr ganzes Hab und Gut zurückzulassen.

Doch nicht nur der schiere Strom an verstörten Individuen verursachte Unbehagen, ja vielmehr hatte das Gefüge innerhalb der wohlhabenden Machtzentren schon lange den Zenit überschritten und begonnen von innen heraus zu verrotten. Gier, Hass, Angst, Depressionen und eine steigende Scheidungsrate, von der nur die immer weiter sinkende Geburtenrate ablenken konnte, stellten das Gegenstück einer unbezähmbaren, außer Rand und Band geratenen Gesellschaft dar. Als die Dinge schließlich vollends außer Kontrolle zu geraten schienen und die ersten Vorboten eines dritten Weltkriegs sich zu mancher Erstaunen zwar durch tausende von genommenen Leben, allerdings nicht in einem atomaren Supergau äußerten, waren die führenden Organisationen der Welt immer noch nicht im Stande, an einem Strang zu ziehen und zusammen zu arbeiten. Das was den Menschen damals ausmachte, was ihn nach eigener Definition vom Tier unterschied, fiel ihm schlussendlich folgenschwer zur Last – wurde sein Verhängnis: Emotionen waren es, Gefühle besiegelten das Schicksal der Menschheit und der Welt gleichermaßen. Die Menschlichkeit, die Integrität, der Kleister, der die Gesellschaft funktionstüchtig zusammenhielt, stand im krassen Gegensatz zu den verheerenden Taten der Menschen an sich und sprengte final alle Regeln und Gesetze. Es war ein beginnender Zweifrontenkrieg, der nicht zu gewinnen war und der niemandem diente.

Heimlich, still und leise startete zu diesem Zeitpunkt, dem Untergang geweiht, ein Netzwerk führender Wissenschaftler das eine Experiment, das den Menschen als Wesen für immer veränderte. Die Entwicklung an sich war einst als Millionengeschäft der Industrie glorreich in die Kinderschuhe geleitet worden und schließlich den einsamen Tod der Spinnerei eines Einzelnen gestorben. Es hätte geschärft und optimiert dem Militär gute Dienste erwiesen, wären nicht wieder Emotionen im Weg gewesen – ironisch, dass gerade diese auch Gegenstand der Forschung waren. So allerdings hatte das Bauchgefühl eines der großen, sich schlussendlich wieder an längst fallen gelassenen Wertvorstellungen erinnernden Haie, die Verwendung der kostspieligen Investition verhindert. Vielleicht war es das Gefühl, nichts mehr verlieren zu können, vielleicht war es tatsächlich der Glaube an die Verbesserung; in jedem Fall wurde das Mittel aus geheimen Laborbeständen entfernt, einge-

hend untersucht, getestet, verbessert und vervielfältigt – in einer erneuten Milliardeninvestition, an der sich erstaunlich viele beteiligten. Selbst die Gier nach Geld war zu diesem Zeitpunkt der Verzweiflung gewichen. Überall auf dem Erdball starben die Menschen wie Eintagsfliegen an den Folgen von Krieg, Unterernährung, Dehydration und Leid, während Privatpersonen das möglich machten, was nötig war, indes der Staat versagte. Der Staat zeigte sich schlicht als zu langsame, zu schwerfällige Institution. Der Prozess ging rückblickend als einer der schnellsten Entwicklungsprozesse Europas in die Geschichte ein – als äußerst strebsamer Faktor hatte dabei die Motivation, das eigene Leben zu retten, gewirkt.

Bohrkerne versenkten in Australien, Russland, China, Südafrika, den USA, Canada, Mexiko und vermehrt in Europa ein konzentriertes, geruch- und geschmackloses Serum in den unterirdischen Schichten des Gesteins der Erdmassen. Ganze tektonische Platten wurden mit der grünlich schillernden Flüssigkeit geimpft, ebenso wie das Leitungssystem regionaler und internationaler Knotenpunkte der Wirtschaft. Innerhalb weniger Monate war der komplette Grundwasservorrat ebenso wie alle Süß- und Salzwasservorkommen der Erde mit Tonnen des Wirkstoffs „verseucht". Doch es dauerte noch volle drei Monate, bis Katalysatoren wie Abwärme das Einnisten der biochemischen Mikrozellen vollständig bedingt hatten und die Konzentration ihren Wirkungspunkt erreichte. Das Resultat stellte sich daraufhin in erstaunlicher Zeit ein, nämlich exakt zwei Minuten später. In der Zeit, die ein angereicherter Atemzug braucht, um im körpereigenen System zu zirkulieren, bis die verbrauchte Luft wieder ausgestoßen wird. Je nach individuellem Konsum von Wasser waren die Folgen durch die direkt ins Blut übergegangenen Wirkstoffe bereits unmerklich vorher eingetreten. Die Menschheit in der bis dato existenten Form hatte sich faktisch verändern müssen, um zu überleben, wenn schon die Umstände nicht zu Wohlstand, Frieden und Glück beigetragen hatten. Und obwohl die Welt sich als solche nicht verändert hatte, so hatten es nun die Menschen und mit ihnen in Folge kontinuierlicher Entwicklung wandelte sich auch nach und nach die Umwelt. Doch wie bei allen schlagartig erzwungenen Veränderungen war auch diese gleichzeitig Segen und Fluch. Als die Welt noch die alte gewesen war, hatte

ein Wirtschaftswissenschaftler Namens Adam Smith rechnerisch bewiesen, dass eigennutzenmaximierendes Verhalten des Einzelnen, unter der Prämisse rationaler Entscheidung, zum größten Wohlstand einer Gemeinschaft führt. Diese Aussage war gleichermaßen die Beschreibung der Menschheit unter Wirkung des Serums. Es war eine Welt der explizit genutzten Ressourcen der Erde sowie eines jeden. Es war eine Welt, vom Verstand regiert, nicht vom Herz. Eine Welt, in der Religion und Ehe keinen Platz fanden, in der Kriminalität eine neue Hochkultur entwickelte, während der Rauschmittelkonsum merklich abnahm. Eine vorhersehbare Welt – und eine ungleich gefährlichere.

Segenreich war die Erhöhung der Produktivität aller durch die Rationalität der Nutzung des Potenzials jedes Einzelnen. Segenreich war die Umverteilung von Nahrungsressourcen, die vor Einsetzen des Serums vielfach als Reste den Mülldeponien zugeführt worden waren. Doch die Lücke in der Gesellschaft klaffte unaufhaltsam weiter auf. Rationalität konnte gute und böse Formen annehmen. Rational böse bedeutete nicht mehr maßlos und unüberlegt, es erschuf durchweg kalte, berechnende und widernatürliche Individuen. Durch die in den Hintergrund getretenen Gefühle verloren die Menschen die Bindung zueinander und damit ein Stück Menschlichkeit. Adam Smiths Rechnung war zwar aufgegangen, der allgemeine Wohlstand hatte sich um ein Vielfaches gemehrt, der Preis dafür stand jedoch auf einem anderen Blatt. Die Menschen waren genährt, körperlich zufriedengestellt und gleichzeitig in der Mühle von Bildung und Beschäftigung gefangen. Neuartige Technologien schufen eine Kultur, die immer mächtiger wurde und kultivierten alles von Grund auf neu. Die Weiterentwicklung konnte allerdings nur bedingt den Raum füllen, den die Gefühle in ihrer verkümmerten Form leer ließen. Ab Mitte des vierten Jahrtausends nach Christus, als Geburtenraten längst beschränkt waren und das Land des Planeten Erde in Parzellen geteilt ein Optimum an Ertrag abwarf, stand die Menschheit erneut an einem Wendepunkt. Hunger, Not und Elend waren bekämpft; und doch gleichermaßen geblieben. Die Bedürfnisse waren ganz wie Maslow, ein Gesellschaftswissenschaftler aus der alten Welt, sie einst in einer Pyramide beschrieben hatte, auf eine neue, eine weitere Stufe gestiegen. Nun hungerten die Menschen nicht nach Brot, es verlangte sie nach Liebe. Und es war nicht so, dass Gesetze sie

daran gehindert hätten. Es waren vielmehr sie selbst, die auf ihren Nutzen fixiert waren und gleichzeitig etwas vermissten, ohne die Wurzel des Problems zu erkennen.

Dieses Mal ergriff die aus Allokation zentralisierte Weltregierung die Initiative und erneut untersuchten Wissenschaftler biochemische Zusammensetzungen im Gewebe des Mysteriums Mensch. Erneut wurde ein Serum entwickelt. Allerdings folgte dieses Mal in einem in Stufen gegliederten Prozess nach und nach der Zusatz zu sämtlichen Trinkwasservorkommen. Man war sich den Auswirkungen nur mäßig sicher und wollte das Risiko gering halten. Synthetisch hergestellte, kurzlebige und vor allem kontrollierbare Glückspheromone sollten die Situation richten. Und tatsächlich: Die Einführungsphase des neuartigen Stoffs zeigte Erfolge, bis einige Einzelfälle anfingen literweise zu trinken, um die Konzentration zu erhöhen. Es war wie bei Junkies, die sich den nächsten Schuss setzten – nur dass die Zeitspanne, bis der richtige „Kick“ einsetzte, ungleich länger war. Nach wenigen Monaten begannen sich neuartige Gruppierungen von Dealern zu bilden, die mit extrahiertem „Glück“ als konzentrierte Pillen handelten – und der Handel blühte auf. Die Ordnungsgewalt bemühte sich, dem ein Ende zu setzen und scheiterte. Aufstand begann sich zu formieren: Diejenigen, die mehr wollten; mehr als Brot und Sicherheit, mehr als Zufriedenheit – vielleicht Liebe, vielleicht etwas, das noch nicht definiert war. Als die Ersten völlig glückstrunken von Brücken und Häusern sprangen, benebelt und im Glauben, sie könnten alles – sogar fliegen –, verschleierte der Staat Jegliches, während der Widerstand wuchs. Dieser bezeichnete den Zustand der Menschheit als **Zucht** und sich selbst als beraubt – keinem Körperteil, aber doch einem Teil von sich, der ihr innerstes Wesen ausgemacht hatte. Sie sahen sich wie ein Tier ohne Pelz, das im Winter fast verkümmerte. Wie ein Mammut, gezüchtet zur Kuh, um die maximale Milchproduktion, die maximale Leistung zu erbringen. Ein Mensch ohne die Möglichkeit, seine Gefühle auszuleben. Und es waren junge wie alte Menschen gleichermaßen, die dem Aufstand in seiner Ideologie beipflichteten. Die mehr vom Leben erwarteten als das, was es ihnen zu bieten hatte. Einer dieser kleineren Gruppen gehörte Alphäa an. Als Spross erfolgreicher Eltern war sie gerade ins Berufsleben eingetreten und ähnlich der anderen jungen

Leute ihres Umfeldes auf dem besten Weg, Beeindruckendes bis zur Blüte ihres Lebens zu schaffen. Dieser Abend war ein weiterer Abend in einer Reihe von Abenden, die sie mit den anderen jungen Leuten verbrachte und gleichzeitig sollten es ganz besondere Stunden werden:

Musik dröhnte aus der schwebenden Anlage über der Bar und wurde von den schwarz glänzenden Steinplatten der Wände in die Raummitte zurückgeworfen. Beats ließen den Boden vibrieren, während an der Decke angebrachte Stroboskoplichter unablässig farbige Akzente auf die Tanzfläche warfen. In einem dieser Spots hob Alphäa ausgelassen die Arme über den Kopf. Ihre Füße malten komplexe Muster auf den Boden, ihr schlanker Körper schien die Musik zu absorbieren, um sie dann in immer schneller werdenden Bewegungen plastisch darzustellen. Sie liebte es, sich den Klängen hinzugeben. Es waren diese Momente, in denen sie sich glücklich fühlte, die sie erfüllten. Wenn die Musik sie berührte, bewegte sich etwas in ihrem Herzen. Ihr war, als würden besondere Impulse ihre Synapsen doch zur Weiterleitung von Gefühlen anregen. Wie alle anderen auch hungerte sie danach etwas zu fühlen. Rationalität war absehbar – ermüdend nüchtern. Welche Entscheidungsfreiheit gab es, wenn der sinnvolle Weg bereits vorher feststand? Welches Motiv zu handeln hatte der Mensch, wenn die Gefühle wegfielen? Gleichzeitig war Alphäa sich nicht immer sicher, ob der Großteil der Menschheit die Dinge nicht anders sah: keine Eheschließung, keine Verpflichtung, keine Gefühlsduselei. Dafür Erfüllung in der Arbeit und Frieden. Vielleicht war es nicht der schlechteste Tausch. Doch war die Sicherheit es wert, ein Leben im Schatten der eigenen Existenz zu führen? Heute Abend war es soweit. Heute Abend würde sie wissen, wie es sich tatsächlich anfühlte, voll umfänglich zu fühlen. Würde sie dann mehr für Ligures empfinden, als ihn nur gut aussehend zu finden? Unwillig schüttelte Alphäa den Kopf und verscheuchte den Gedanken. Lächelnd sah sie zu Ligures hinüber, der bei Taem und Imone stand. Lässig hob er eine Hand und winkte ihr zu. Blonde Locken kringelten sich bis unter seine Ohren. Der blaue Anzug stand ihm ausgezeichnet. Alphäa wusste, dass die Welt sich im Umbruch befand – wieder einmal. Mit Phase zwei des Projektes hatte sie ebenso wie Ligures, Taem und Imone eine drückende Leere in sich verspürt. Und schließlich, in einer Gesellschaft, die nunmehr

aus Einzelgängern bestand, fast so etwas wie Freunde gefunden. Langsam schloss sie ihre Augen und ließ wieder die Musik die Führung übernehmen. Lange würde es nicht mehr dauern. Bald, ja sehr bald, war der Zeitpunkt gekommen, auf den sie, seit Taem an die Entschlüsselungscodes und Pläne des Wartungssystems für einen der unterirdischen Hauptverteiler gekommen war, gewartet hatte.

Als sie später den Club verließen, hakte Imone sich bei Alphäa unter. „Spürst du es auch?“, flüsterte sie. „Ich bin… irgendwie… aufgeregt.“ Unter Imones langen braunen Haaren hatten sich ihre grünen Augen geweitet. Alphäa nickte. „Vielleicht wird es uns für immer verändern. Vielleicht zeigt es uns nur, wie wir sein sollten.“ Ihre Stimme wurde immer leiser. „Du glaubst, dass es nicht bleibt.“ stellte Imone fest. Sie klang verloren. Aus einem Reflex drückte Alphäa den Arm ihrer Freundin. „Ich habe noch kein domestiziertes Tier gesehen, das nach Generationen innerhalb der Spanne eines Lebens wieder zu seiner ursprünglichen Form gefunden hat. Wir sind überzüchtet, hybrid. Und das schon lange. Wahrscheinlich verabreichen sie uns ein Stimuli, das verstärkend wirkt. Wir bemerken dadurch den verkümmerten Rest von den Dingen, die wir fühlen. Aber können wir mehr fühlen? Vielleicht ist das wie mit Hunden, die wider Willen in ursprüngliche Fressgewohnheiten zurückfallen: Sie verenden, weil ihr Magen das rohe Fleisch nicht mehr verdauen kann.“ Imone nickte bedrückt. „Du meinst, wir könnten, selbst wenn das heute klappt, nicht damit umgehen.“ Sie dachte einen Moment nach. „Lass uns einfach diesen einen Abend, diese eine Nacht genießen.“ „Okay“, stimmte Alphäa zu. Taem hängte sich auf ihrer anderen Seite ein. „Haltet euch an den Plan – jeder kommt zeitversetzt an: ihr um zehn vor.“ Sein Blick war ernst. Imone legte den Kopf schief. „Wissen wir doch.“ „Gut. Bis nachher.“ Und schon war Taem mit Ligures in der Dunkelheit verschwunden. Langsam gingen die beiden Frauen in Gedanken versunken zwei Querstraßen weiter. Der schwarze Wingoo, in den sie schließlich stiegen, verschmolz fast vollständig mit der Nacht. Zweisitzig und als Luftleichtbau konstruiert, hatte er den meisten anderen Wingoos einiges an Schubkraft voraus. Mit Alphäas Lifecontroller vernetzt, glitt er autonom eine Handbreit über dem Boden schwebend in atemberaubender Geschwindigkeit voran. Im Innenraum sa-

ßen sich Alphäa und Imone gegenüber. Noch immer schwiegen beide. Keine zehn Minuten und etliche hundert Kilometer später hatten sie ihr Ziel erreicht. Der Industriebezirk lag kalt und verlassen in einer Senke am Rande der Großstadt von Soloma. Hallen, Flugplätze und Türme drängten sich auf engem Raum, vernetzt durch schillernde Magnetfelder und ebenerdige Rampen. Direkt vor einer unauffälligen Tür in der feuerfesten Wand eines quadratischen Zugangshauses stoppte der Wingoo und Alphäa sagte laut „Tarnstufe drei", bevor sie zusammen mit Imone ausstieg. Ein bloßer Passant ohne Aufspürer war nun nicht mehr in der Lage, das Fahrzeug wahrzunehmen. Eng an die Zugangstür gepresst, übermittelte Alphäa über ihren Controller die Entsicherungsdaten, die Taem ihr gestern weitergeleitet hatte. Wie ein Windhauch schlüpften sie und Imone durch den Spalt, der sich auftat. Zielsicher übernahm nun Imone, durch ihren Controller geleitet, die Führung und nahm Alphäa bei der Hand. Taem hatte entschieden, jedem einen Teil der Verantwortung zu übertragen.

Als sie am Hauptverteiler ankamen, waren die Männer schon da. Mit einem Nicken begrüßten sie sich. Keiner sprach, nur die anhaltenden Tropf- und Fließgeräusche des Wassers um sie durchbrachen die Stille. Als Alphäa den Kopf drehte, erfasste sie am Rande ihres Sichtfelds eine schroffe Betonwand, in die unzählige Hähne eingelassen waren. Zu diesen führten dicke metallene Rohre neben denen dünnere, nachträglich befestigte Stränge verliefen, die unterhalb der Hähne mit den Leitungen zusammengeführt wurden. Elektrische Schlösser und leuchtende Touchpads waren oberhalb jedes Hahns angebracht. Unablässig aktualisierten sich die Informationen auf den Bildschirmen. Taem war Alphäas Starren gefolgt. „Wir sind fast am Ziel", flüsterte er und legte langsam die wenigen Schritte bis zur Wand zurück. Die drei anderen folgten ihm. Schließlich stehend, hob Ligures seine rechte Hand und Alphäa beobachtete, wie er Taem eine kleine Carbonsäge reichte. Bedächtig setzte dieser das handlange Gerät an und schaltete es auf die höchste Stufe. Alle vier blickten zur dünnen Leitung. Mit atemberaubender Geschwindigkeit begann das oszillierende Sägeblatt sich zu drehen. Plötzlich gab die Leitung nach und Flüssigkeit strömte in einer nicht nachlassenden Intensität aus dem Leck, benetzte Taem und spritzte auf den Boden. Im gleichen Atemzug,

in dem Taem die Säge abschaltete, sprang Ligures vor und kniete sich neben die größer werdende Pfütze auf dem Boden. Er tauchte die Hände in die wasserähnliche Substanz und führte sie zum Mund. Alphäa konnte nur ausharren und zusehen, ihr Körper schien ähnlich dem von Imone in einer Schockstarre gefangen zu sein. Und tatsächlich, eine Reihe von Emotionen zog Sekunden später über Ligures Gesicht. Alphäas Füße bewegten sich nun schnell, automatisch. Bevor sie sich dessen bewusst war, kniete sie neben Ligures und schaufelte sich mit der hohlen Hand so viel wie möglich von der Substanz in den Mund. Die Erinnerung würde bleiben – so oder so.

Nach zwei Wimpernschlägen begann ihr Herz zu rasen und ihre Atmung nahm Tempo auf. Hitze wallte durch ihren Körper – alle Nerven schienen unter Strom zu stehen. Nur am Rande nahm Alphäa wahr, wie sich Taem zu ihr und Ligures bückte und dass Imone bereits neben ihr kniete. Ihr war schummrig, die Welt begann sich um sie zu drehen. Sie war wie im Rausch, benebelt von der unverdünnten Substanz – befreit vom dumpfen Abklatsch der Gefühle. Aus dem Gleichgewicht gebracht durch etwas Neues, etwas Furchteinflößendes. Alphäa war, als tauche sie aus düsterem Zwielicht in helle Sonne. Ihr Körper realisierte nach und nach die Umgebung neu. Sie hatte Angst vor den groben Wänden und der Gefahr entdeckt zu werden. Jeder Atemzug brachte ungeahnte Komplikationen. Jegliche Harmonie in ihr barst unter dem Ansturm der Gefühle. Es war weder der richtige Ort für ihr Erwachen noch die richtige Menge des Serums und doch hatte sie das alles hier gewollt. So sehr gewollt. Zu viert saßen sie auf dem Boden um die Pfütze – die Gedanken auf Hochtouren, um das zu verarbeiten, was die Neuronen an Impulsen abgaben: Der Körper still, unfähig sich zu bewegen. Es war das pure Chaos in Alphäas Kopf. Sie spürte ihren eigenen Schutzinstinkt, den Willen, besonders Imone heil aus der Situation herauszubekommen und eine Zuneigung, die gleichermaßen allen dreien galt. Zudem stellte sie Schmerzen im Handgelenk fest und hatte eine Vielzahl von Fragen, die durch einzelne Zusammenhänge verursacht wurden.

All die neuartigen Gefühle machten sie handlungsunfähig. Alphäas Kopf pochte unangenehm. Unbewusst entlastete sie ihre Hand. Ob Instinkte von

Bedeutung waren, wenn die Menschheit allumfassendes Wissen besaß? Wissen, das Gut von Böse unterschied. Trotzdem halfen Instinkte, Gefahren einzuschätzen, eine eigene Meinung zu entwickeln. Und waren sie nicht alle auf der Suche nach gerade diesem instinktiven Fühlen gewesen, um einen neuen inneren Antrieb zu erfahren? Kein Serum hatte den Überlebenswille der Menschen brechen können, dafür war dieser zu tief verwurzelt. Denn genau das hatte sie alle hierher geleitet: die Motivation in vollen Zügen zu leben. Alphäa seufzte tonlos. Fühlen bedeutete, die Welt mit so viel mehr wahrzunehmen, aber es bedeutete auch, auf Dauer kompliziertere Entscheidungen treffen zu müssen: Entscheidungen, die das Wohlbefinden anderer mit einbezogen. Es bedeutete Gebundenheit und Verantwortung. Fühlen machte die Welt reizvoller, aber es machte sie nicht einfacher. Versunken stellte Alphäa irgendwann fest, dass sich die Pfütze vor ihr längst ausgeweitet hatte. Entweder ließ die Wirkung des Serums bereits langsam nach, oder sie hatte nach kurzer Zeit gelernt, die neuen Gedanken zu ordnen. Sie war wieder ruhiger. Mit einem Blick auf Alphäa stand Imone ruckartig auf und streckte ihrer Freundin die Hand entgegen. Alphäa ergriff sie und ließ sich hochhelfen. Tief blickten sie sich in die Augen – suchten die eigene Verunsicherung bei der jeweils anderen und fanden Halt. Als sie sich den Männern zuwandten lächelten beide. Taem erhob sich nun ebenfalls und Ligures tat es ihm nach. Geschickt zog er aus seiner Tasche einen weiteren handlichen Gegenstand und setzte die Nase der Tube am entstandenen Riss der Leitung an. Kurz darauf war die Stelle dick mit dampfender Paste gedichtet. „Bis morgen, wie immer?“, fragte er. „Bis morgen, wie immer“, antwortete Imone. Dann nahm sie Alphäa abermals bei der Hand und gemeinsam gingen sie unbehelligt ihres Weges, in der Dunkelheit verborgen – zum Wingoo zurück. „Du bist mir wichtig, weißt du“, flüsterte Imone Alphäa beim Einsteigen zu. „Du mir auch“, antwortete Alphäa mit einem Lächeln. Dieser Abend hatte ihr nicht nur zu Denken gegeben, er hatte sie verändert. Aber würden die Gefühle bleiben? Das konnte nur die Zukunft offenbaren.

Kurzvita

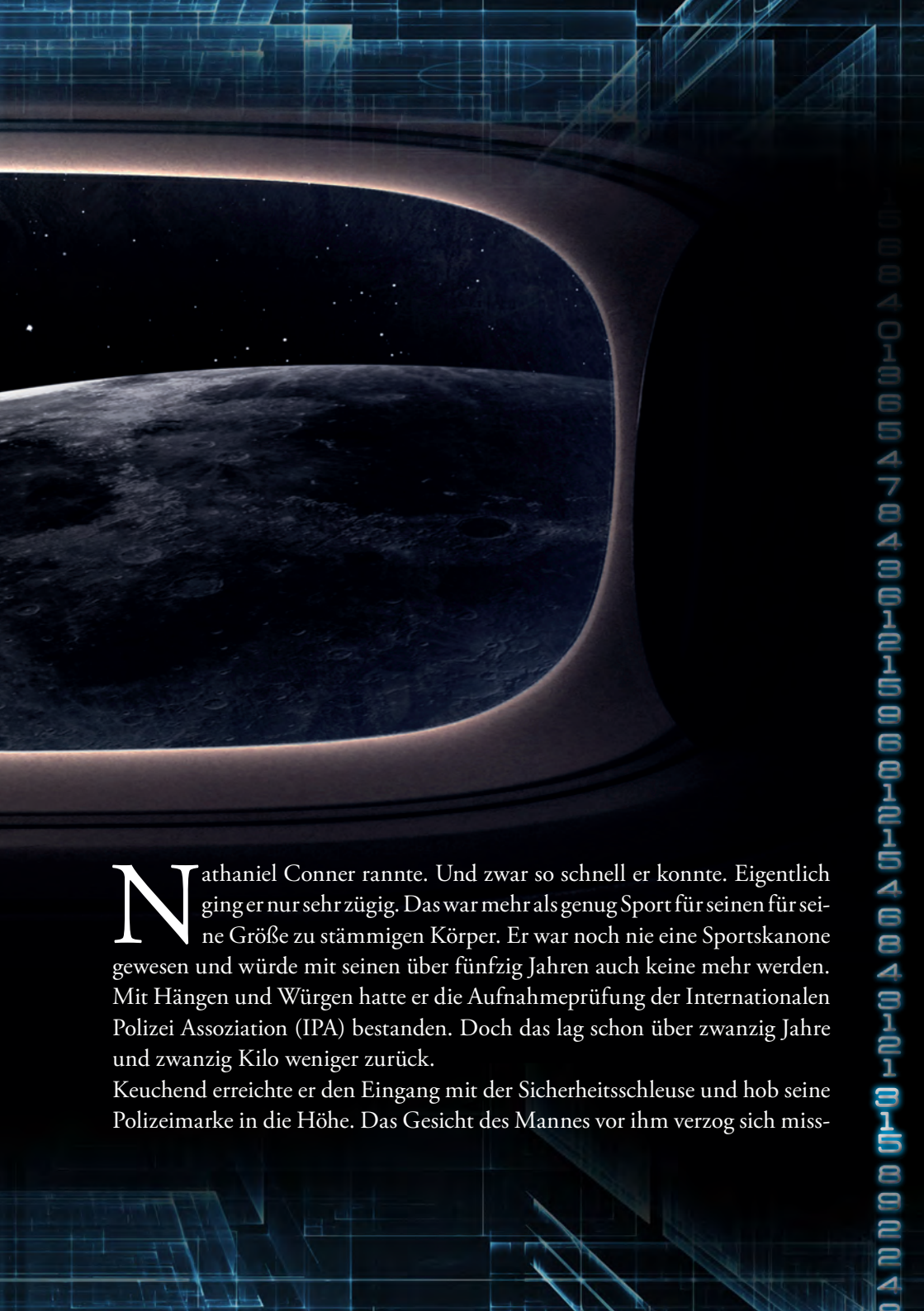
Isabel Kritzer

Isabel Kritzer wurde 1993 in Deutschland geboren und entdeckte schon früh die Faszination von Wort und Bild. Ihre ganz persönliche Kreativität spiegelt sich in Lyrik, Prosa und Grafik. Zum Abitur 2012 erhielt sie den Südwestmetall Schulpreis in Ökonomie für herausragende Leistungen und studierte daraufhin Betriebswirtschaft. Erfolgreich verbindet sie seit 2014 gesellschaftliches Engagement mit der Kunst und bereist seit 21 Jahren die Welt. Fremde Kulturen, Menschen, Landschaften sowie oftmals resultierende Gegensätze sind die Impressionen, die sie inspirieren und denen sie eine Stimme geben möchte.

Oktober 2015:
Lyrik „Beteiligt“ und Grafik „Soldat“ in der Zeitschrift eXperimenta
November 2015:
Lyrik „10 Finger um die Welt zu ändern“ auf lizzynet
Dezember 2015:
Lyrik „Chaos“ in Gedichtband „Frankfurter Bibliothek des zeitgenössischen Gedichts“
Winter 2015/Frühling 2016:
Kurzgeschichte „Vollgas“ in Anthologie „Heiter bis frostig“
Februar 2016:
Kommentar „Zwischen Ausbildung, Arbeitswelt und (System)Versagen“ und Grafik „Umfeldanalyse“ in Zeitschrift eXperimenta
Frühjahr 2016:
Lyrik „Roadtrip durch den Sommer“ in Anthologie „Sommerklänge“

Mordsaussichten

Tanja Kummer



Nathaniel Conner rannte. Und zwar so schnell er konnte. Eigentlich ging er nur sehr zügig. Das war mehr als genug Sport für seinen für seine Größe zu stämmigen Körper. Er war noch nie eine Sportskanone gewesen und würde mit seinen über fünfzig Jahren auch keine mehr werden. Mit Hängen und Würgen hatte er die Aufnahmeprüfung der Internationalen Polizei Assoziation (IPA) bestanden. Doch das lag schon über zwanzig Jahre und zwanzig Kilo weniger zurück.

Keuchend erreichte er den Eingang mit der Sicherheitsschleuse und hob seine Polizeimarke in die Höhe. Das Gesicht des Mannes vor ihm verzog sich miss-

billigend, während dieser anklagend auf seine sündhaft teure und protzige Uhr sah.
»Haben Sie die Nachricht der IPA erhalten?«, fragte Nathaniel zwischen zwei keuchenden Atemzügen.
»Selbstverständlich! Sonst wären wir nicht mehr hier.« Der Mann klang beleidigt. »Die Ermittlungen der IPA gehen vor. Immerhin geht es hier um ein Tötungsdelikt von internationalem Interesse. Ihr kleiner Ausflug muss warten.«
»Kleiner Ausflug?«, rief der Mann empört. Bei ihm handelte es sich um niemanden Geringeres als Bill Miller. Von ihm stammten die Idee sowie die ersten Entwürfe für die Anlage. Diese hatte er an mehrere Investoren verkauft und war nun das Gesicht des Unternehmens. »Ich muss doch bitten! Wir reden hier von der Jungfernfahrt des ersten orbitalen Aufzugs für Touristen. Nicht über die Eröffnungsfeier des fünfzigsten ‚Walt Disney World'-Parks.« Der Mann räusperte sich. »Obwohl die wirklich ein beeindruckendes Feuerwerk hatten.«
Jetzt machte Miller eine einladende Geste und Nathaniel folgte dem Mann ins Gebäude.
Von Weitem hatte der Komplex wie jene moderne Rundgebäude ausgesehen, welche derzeit überall aus dem Boden wuchsen: Milchweißes Material, das von innen heraus durch holografische Projektoren mit verschiedensten Farben und Mustern beleuchtet werden konnte. Auf dem Flachdach thronte ein blaumetallener Aufsatz. Von der Form her erinnerte das Ding an ein russisches Zwiebeldach. Oder aber auch an etwas, was man umgangssprachlich als fliegende Untertasse bezeichnete. Vorhin, als er davor gestanden hatte, fügten sich dem Bild noch sehr dünne, kaum sichtbare Seile hinzu. Diese flankierten das UFO und führten in den Himmel hinauf.
In dem Gebäude bestand ebenfalls alles aus dem milchig weißen Material. Zudem war der Raum kunstvoll und hell eingerichtet. Einfache Bänke oder Stühle luden zum Verweilen ein, während an den Wänden Bilder oder Texte projiziert wurden. Doch die beiden Männer hielten eilig auf die Tür zu, die zur Mitte des Komplexes führte.
»Ich verstehe nicht, warum sie ihre Ermittlungen nicht aussetzen können?«, begann Miller nun seiner Verstimmung Luft zu machen. »Fürchtet die IPA etwa, der Täter könnte irgendwohin fliehen? Aus dem Aufzug heraus? Oder

gar von dem Hotel?« Miller schnalzte abfällig mit der Zunge. »Wohl eher nicht. Es sei denn, Außerirdische würden ihn entführen.« Miller lachte abfällig.
»Die IPA hat beschlossen, dass die Ermittlungen oberste Priorität haben. Milliarden Menschen weltweit beobachten aktuell alles, was mit dem Aufzug zu tun hat.«
Sie erreichten das Ende der Treppe und traten durch einen weiteren Durchgang. Diesmal blieb Miller stehen und grinste Nathaniel Unheil verheißend an.
»Da haben Sie verdammt noch mal Recht. Und darum werden wir es durchziehen. Zwar mit Verspätung, aber immer noch besser, als am Boden zu bleiben.«
»Was reden Sie da?«, keuchte Nathaniel entsetzt, während er beobachtete, wie Miller eine dicke Stahltüre schloss und mit einem antiquiert anmutenden Rad die Druckluke verschloss.
»Willkommen, Mr. Conner«, sagte Miller und drehte sich süffisant lächelnd zu dem Polizisten um. »Mit Ihnen sind wir wollständig. Um Sie mitnehmen zu können, mussten wir zwar den Kellner zurücklassen, doch wenn das bedeutet, dass wir starten dürfen, ist das ein geringer Preis.«
»Ich muss zuerst meine Vorgesetzten kontaktieren, denn ich glaube nicht…
»Die IPA und ich haben uns auf die Lösung verständigt«, unterbrach Miller ihn bestimmt.
»Aber …«, begann Nathaniel stockend. Er holte tief Luft und versuchte es erneut. »Aber Sir, ich habe Höhenangst!«, gestand er.
»Nehmen Sie Platz und genießen Sie die Fahrt. Ihnen wird eine Ehre zuteil, die jemand anderem einen Mord wert war«, erklärte der Mann unbeeindruckt.
»Aber Sir, ich habe keine entsprechenden Anweisungen…«
»Ach, seien Sie endlich ruhig und setzen Sie sich«, zischte Miller gereizt, bugsierte ihn zu einem einfachen Personalstuhl und schubste ihn ungeduldig hinein.
Dann richtete Miller seine Kleidung und schritt mit seinem besten Geschäftslächeln davon.
Nathaniel atmete tief durch. Nun, er war hier. Besser, er fing gleich mit seiner Arbeit an, dann würde er mit dem Mörder herausspazieren können, ehe es losging.
Er sah sich aufmerksam um. Der Raum war rund und optimal ausgenutzt. An drei Stellen befanden sich in Bodennähe runde Fenster. Durch sie konnte man das beleuchtete Dach der Anlage sehen. An der Wand, neben seinem Sitz für das Personal, befand sich ein kleiner Ausschank mit Getränken und Snacks.

In der Mitte des Raumes saßen zwanzig Gäste. Ihre Sitze waren, im Gegensatz zu seinem, groß und bequem und erinnerten an Ohrensessel. Diese neusten Modelle passten sich automatisch an jede Körperform an und versprachen ihren Besitzern höchsten Komfort. Zumindest, wenn man es sich leisten konnte.

Vor der Sitzgruppe stand ein einfaches Pult, hinter das Bill Miller getreten war.

»Sehr geehrte Investoren und liebe Gäste! Gemeinsam beschreiten wir einen neuen historischen Moment in der Geschichte der Menschheit. Jeden Augenblick beginnt unsere Reise mit dem ersten orbitalen Aufzug für Touristen.

Es liegt im Wesen des Menschen, Dinge zu entdecken, zu erforschen und zu nutzen. In der frühen Zeit der ersten Erfindungen brachte die Elektrizität Licht ins Dunkel so mancher Forschung. Der Wunsch des Fliegens ermöglichte es uns, zu reisen, überallhin. Und dank innovativer Medizin können wir Krankheiten heilen, die als unheilbar galten. Das Internet und die globale Weltvereinigung machten die Welt kleiner und trugen dazu bei, Wissen zu teilen.

Wie Sie bereits unten, in unserem kleinen Ausstellungsraum gesehen haben, war der Weg ins All für die Menschen beschwerlich, kostspielig und von Rückschlägen gezeichnet. Doch der Traum, welcher der russische Raketenpionier Konstantin Ziolkowski 1895 hatte, nämlich einen Turm ins All zu bauen, ließ die Menschheit nie mehr los. Berühmte Autoren nahmen solchen Ideen immer wieder zum Anlass, fantastische Geschichten zu schreiben, die wiederum die Wissenschaftler beflügelten. Im einundzwanzigsten Jahrhundert erreichten die Forschungen in der Kohlenstoff-Nanoröhrchen-Entwicklung ihren Höhepunkt. Jahrelange praktische Versuche haben die Techniken verfeinert und die Vision eines orbitalen Aufzuges realisierbar gemacht. Heute sind wir hier, um diesen und das damit verbundene Hotel einzuweihen. Mir, Bill Miller, wird die Ehre zuteil, meinen Traum mit Ihnen zusammen hier an Bord zu feiern.« Miller machte eine umfassende Armbewegung und Applaus brandete auf.

Er war ein guter Entertainer, fand Nathaniel.

»Für alle, die es noch nicht bemerkt haben«, fuhr Miller fort, »der Aufzug befindet sich laut meinen Daten bereits auf dem Weg.«

Eine Mischung aus überraschten Lauten ging durch die Menge. Andere applaudierten begeistert. Ein paar waren sogar aufgesprungen und eilten zu

den Fenstern. Auch Nathaniel sah nun, dass das bunte Licht verschwunden war. Stattdessen konnte man die immer kleiner werdende Station und die Landschaft sehen.
Rasch sah Nathaniel weg und schloss die Augen. Er rief sich innerlich zur Ordnung und sagte sich, dass dies nur ein gewöhnlicher Tag an der Arbeit war. Nicht mehr. Zudem nutzte er die Atemübungen, welche ihm sein virtueller Psychologe beigebracht hatte. Als die Panikattacke nachließ, öffnete er wieder seine Augen.
»Wunderbar, nicht wahr!« Miller lachte nun und freute sich wie ein Junge über seine kleine, perfekte Modeleisenbahn. »Dies ist der richtige Augenblick für eine Erfrischung.«
Nathaniel blickte zu der leeren Theke, zu der nun die Gäste eilten. Erwartungsvoll sahen sie ihn an. Verdattert starrte er zurück.
»Mr. Conner, wären Sie wohl so gütig und würden ein paar Flaschen öffnen!«, bat Miller nun, der herangekommen war.
Mit diesen Worten erinnerte sich Nathaniel daran, dass Miller ihm erzählt hatte, dass sie ja den Kellner zurückgelassen hatten.
»Aber…«, begann Nathaniel protestierend und bekam einen Tritt vors Schienbein.
»Gutes Personal zu finden wird immer schwieriger«, lachte Miller und zog Nathaniel hoch. »Hören Sie, niemand hier soll wissen, dass Sie von der IPA sind. Also spielen Sie gefälligst mit!«, zischte Miller leise und schubste ihn hinter die Theke.
Verdattert nickte Nathaniel und öffnete die erste Flasche Champagner. Die nächsten Minuten verbrachte der Polizist damit, die Getränkewünsche der Gäste abzuarbeiten und Knabber-Gebäck zu servieren.
Dabei kam Nathaniel nicht umhin, seine neue Position als Glücksfall einzustufen. Von hier aus hatte er eine gute Sicht auf alles. Und als Kellner konnte er sich auch einfach unter die Gäste mischen und ihren Gesprächen lauschen. Die drei Investoren standen um Miller herum und schüttelten ihm die Hand. Etwas abseits standen zwei der Ehefrauen und unterhielten sich.
Nathaniel hatte die Gästeliste und kurze Lebensläufe der Aufzugsgäste im Auto gelesen, während der Autopilot direkt zum Aufzug gefahren war. Er glaubte nicht, dass jemand von den Investoren in den Mord verwickelt war. Blieben also noch fünfzehn weitere Gäste. In erster Linie Prominente, die

das Projekt in den Medien beworben hatten. Außerdem ein Pressevertreter, dessen Agentur sicher ein hübsches Sümmchen hingeblättert hatte, um diesen exklusiven Platz zu bekommen. Und weil dies ja ein orbitaler Aufzug für Touristen war, gehörten auch selbige an Bord.

Bereits mit seiner Idee und den ersten Entwürfen hatte Bill Miller auch ein Konzept vorgelegt, in dem er eine weltweite Casting-Show vorschlug, in der per Publikumsabstimmung die Reisenden ermittelt wurden. Wie genau der Schlüssel war, mit dem bestimmt wurde, wie viele Kandidaten jeder Kontinent in die Endrunde schicken durfte, wusste Nathaniel nicht. Zu vergeben gab es letztendlich zehn Plätze. Und diesem Rummel hatte man kaum entgehen können, selbst wenn man nichts davon wissen wollte.

Unter den zehn Gewinnern wäre auch Richter Josef Keller gewesen. Doch die Haushälterin hatte seinen leblosen Körper gefunden. Ermordet. Mit einem sauberen Schuss in den Hinterkopf.

Nathaniel glaubte nicht an einen Racheakt eines ehemaligen Verurteilten. Dazu war die Tat zu professionell und sauber durchgeführt worden. Ohne Zeugen oder Fingerabdrücke. Zudem war der Augenblick denkbar schlecht, denn jeder der Gewinner stand im Rampenlicht des öffentlichen Interesses.

Nach dem Mord an dem Richter durfte automatisch der zuletzt ausgeschiedene Kandidat nachrücken. In diesem Fall war das Rebecca Potter, ein Model. Zumindest behauptete das der Sender, denn die wahren Ergebnisse der Wahlen wurden geheim gehalten. Doch seine Kollegen in der Zentrale der IPA versuchten gerade, an diese Daten zu kommen.

Miss Potter hatte für die Tatzeit jedenfalls ein wasserdichtes Alibi. Sie hatte gemodelt. Andererseits schloss es Nathaniel ohnehin aus, dass irgendeiner der Kandidaten selbst der Täter war. Viel eher suchten sie nach einem engagierten Killer. Um diesen zu finden, brauchten sie aber zuerst einmal einen Verdächtigen. Und einen Verdächtigen fand man, wenn man das Motiv hatte. Und danach suchten sie gerade. Manche Teile der Polizeiarbeit würden sich niemals ändern. Ganz gleich, wie vernetzt die Welt auch war und wie viele Programme es gab, um komplexe Wirtschaftsdaten zu analysieren.

Trotz Alibi war Rebecca Potter für Nathaniel die Hauptverdächtige. Sie profitierte in erster Linie von der Ermordung. Obwohl Nathaniel fand, dass sie im Augenblick unter all den Fremden ein wenig verloren wirkte. Nun trat

Mike Joner zu ihr und reichte ihr ein Glas Champagner. Er war ein bekannter Schauspieler und bei Frauen jeglichen Alters sehr beliebt. Er war einer der anderen Gewinner.
Rebeccas grüne, große Augen leuchteten wie Sterne und ein glückliches Lachen erhellte ihr Gesicht. Gemeinsam stießen sie an und begannen vertraut miteinander zu plaudern.
»Darf ich Sie darum bitten, mit mir anzustoßen?« Miller stand wieder hinter seinem Pult, sein Glas demonstrativ erhoben.
Nathaniel griff sich ebenfalls eines der Gläser und prostete auf das gelungene Projekt mit an. Die goldene Flüssigkeit war zunächst leicht säuerlich, aber erfrischend kühl. Die kleinen Bläschen prickelten sanft um seine Zunge, ehe explodierende Fruchtaromen seine Geschmacksknospen verführten. Mit einem verklärten Seufzen entließ Nathaniel den guten Tropfen in seine Kehle.
»Ich will Sie nicht mit technischen Details langweilen, aber trotzdem würde ich gerne ein wenig protzen.« Es klang beinahe wie eine geheime Liebeserklärung. »Die Idee, Touristen ins All zu bringen, ist nicht neu. Doch unser Konzept geht weit über eine kurze Besuchszeit im All hinaus. Unser Hotelkomplex steht Ihnen für einen Urlaub zur Verfügung. Nur so können Sie dauerhaft das Gefühl der Schwerelosigkeit und des faszinierenden Ausblicks genießen.
Die Funktionalität der Brennstoffzellen haben wir dank der neusten Solarverkleidung des Aufzuges effektiver machen können. Doch die eigentliche Herausforderung war die stationäre Weltraumstation. Schließlich galt es, ein Hotel einzurichten, welches trotz Schwerelosigkeit einen gewissen Komfort bieten sollte.
Die Kleidung, die wir Ihnen für den heutigen Tag haben zukommen lassen, ist eine Spezialentwicklung. Sie ist, wie auch Ihre Schuhe, auf die Schwerelosigkeit im Hotel abgestimmt und zu diesem Zweck mit einem Material versehen, die Ihnen Schwerkraft simuliert. Die Kleidung interagiert mit Magnetfeldern, die in jedem Raum des Hotels vorhanden sind. In Ihren Räumen können Sie die Stärke des Feldes und damit den Grad der Anziehungskraft ähnlich einer Klimaanlage neben der Tür einstellen. Sie werden also ganz normal gehen können, wenn das Magnetfeld in Ihrem Zimmer voll eingestellt ist. Wollen Sie Schwerelosigkeit erfahren, dann drehen Sie den Regler einfach herunter oder schalten das Feld aus. Aber beschweren Sie sich nicht,

wenn Sie sich an der Zimmerdecke eine Beule holen!« Miller lachte über seinen eigenen Scherz.
Nathaniel aber war inzwischen ganz flau im Magen geworden, und das lag nicht am Champagner. Tatsächlich war ihm bisher gar nicht aufgefallen, dass sich die Kleidungsstücke trotz unterschiedlicher Farben irgendwie ähnelten. Kein gutes Zeichen für einen erfahrenen Polizisten. Wobei es nicht dieses Detail war, was ihn in Panik versetzte.
Langsam, ganz langsam hob er den Arm, um sich wie in der Schule zu melden. Zuerst wurde Miller gar nicht auf ihn aufmerksam, weil er noch immer über seinen flachen Scherz lachte.
»Sie wollen etwas fragen, Mr. Conner?«
»Und ich?«, stammelte Nathaniel. Zu mehr war er nicht in der Lage. Er fühlte sich jetzt schon viel leichter.
»Und Sie?«, fragte Miller verständnislos.
»Bekomme ich auch ‚Schutzkleidung'?« Nathaniel starrte Miller an und spürte, wie die nächste Panikattacke nahte.
Der Mann hinter dem Pult verlor für eine Sekunde lang die Kontrolle über sein Geschäftsgesicht. Dann räusperte er sich und lächelte breit.
»Natürlich. Direkt nach der Rede. So ist das, wenn man zu spät kommt, Mr. Conner.«
Nathaniel bekam vor Wut einen hochroten Kopf. Langsam hatte er von diesem albernen Spiel genug. Doch statt loszupoltern, trank er mit einem beherzten Schluck sein Glas leer und schenkte sich nach.
»Während der Fahrt werden Sie es kaum bemerken, wenn die Schwerkraft nachlässt. Dieser Vorgang ist fließend, bis wir unser Ziel erreichen. Wir haben auch im Aufzug ein Magnetfeld installiert, um den Übergang für Sie, verehrte Gäste, angenehmer zu gestalten.
Der Liftpilot über uns wird uns sicher zum Hotel bringen. In Ihren Zimmern haben Sie ein wenig Zeit, sich mit allem vertraut zu machen, ehe wir uns zum Dinner im Restaurant treffen. Gemeinsam werden wir von dort aus den Ausblick auf den Mond genießen. Auf eine wunderbare Reise!«
Miller lächelte erneut breit und prostete nochmals durch die Runde. Gläser wurden aneinandergestoßen. Die Menschen um Nathaniel lachten. Der Alkohol entspannte sie. Nathaniel trank aus. Ja, auch er wollte entspannt sein!
»Wie viel davon hatten Sie schon?«, zischte Miller unwirsch.

Nathaniel hatte gar nicht bemerkt, wie dieser vor ihn getreten war, und starrte den Mann verdattert an.
»Genug, wie ich sehe. Reißen Sie sich zusammen, Mann! Sie sind doch im Dienst, oder nicht?«
Miller zog den nickenden Nathaniel mit sich. Durch eine versteckte Tür gelangten sie in den Wartungsbereich des Aufzugs. Sie stiegen eine schmale Treppe empor und erreichten den Steuerungsraum. Darin saß der Pilot. Dieser wirkte ein wenig verdutzt, als sein Chef zusammen mit einem Fremden eintrat. Der Polizist winkte dem Liftboy fröhlich zu.
»Ziehen Sie das an. Ich hoffe, es passt. Wir haben hier ein paar Ersatzkleider gelagert, für den Fall, dass es Probleme gibt.«
Miller überreichte Nathaniel einen Stapel Wäsche. Es war ziemlich eng im Cockpit und Nathaniel hatte alle Mühe, sich darin umzuziehen.
»Und? Wissen Sie schon, wer es war?«, fragte Miller zynisch.
»Mit Verlaub. Darüber darf ich Ihnen keine Auskunft geben.«
»Aber einen Verdacht werden Sie doch schon haben, oder?«, bohrte der Mann weiter. »Sonst weiß ich nämlich nicht, was das alles hier soll.«
»Ich muss mich mit den Kandidaten unterhalten«, erklärte Nathaniel ausweichend. »Und ich warte noch auf Daten.«
Miller nickte. »Tun Sie das. Diskret. Meine Gäste denken, Sie wären der Ersatzkellner, weil dem Anderen vorm Start schlecht geworden wäre. Also verhalten Sie sich unauffällig.«
»Wie Sie wünschen«, zischte Nathaniel übertrieben freundlich. Sobald er hier raus war, würde er Beschwerde einreichen. Er war doch nicht die Retro-Version von James Bond. Für derartige Undercover-Aktionen war er nicht ausgebildet.
Das Hemd war etwas knapp, sodass die Knöpfe am Bauch spannten. Genau wie die Hose, die er nicht schließen konnte und deshalb mit dem Gürtel seiner eigenen Hose zuschnürte. Zu seinem Glück verdeckte das Jackett die Probleme tadellos. Immerhin passten die Schuhe, welche es in mehreren Größen gab.
Wieder unten mischte sich Nathaniel mit einem Getränketablett unter die Gäste. Dabei machte er einen großen Bogen um die Sichtfenster und lauschte den Gesprächen der Kandidaten, wobei er sich, so gut es ging, an Rebecca hielt. Irgendwann später piepste seine Uhr. Kurz und knapp waren die Infos auf

dem digitalen Ziffernblatt zu lesen.
»Voting Daten gefälscht. Verfolgen Spur.«
Für Nathaniel war das keine Überraschung und damit war diese Nachricht auch wenig hilfreich. Was die sich in der Zentrale nur wieder dabei dachten. Er seufzte und setzte seine Runde fort.
»Wie furchtbar!«, drang der Gesprächsfetzen zu ihm. »Wer würde so etwas nur tun?«
»Eine bessere Publicity gibt es nicht!«, sagte eine Männerstimme kühl.
»Ich bitte dich, Mike. Er wird sich wohl kaum freiwillig dafür gemeldet haben, sich aus Werbezwecken erschießen zu lassen«, sagte Rebecca pikiert.
Offenbar war seine Hauptverdächtige ehrlich schockiert. Nein. Sie hatte ganz sicher nichts damit zu tun. Aber wer dann?
»Interessantes Thema, nicht wahr?«, fragte plötzlich ein Mann neben Nathaniel.
Überrascht sah er sich zu ihm um. Es war Kandidat Gerd Hussel, ein Wissenschaftler aus Deutschland.
»Kann ich nicht leugnen.«
»Sie sind also der Ersatzkellner? Wie oft haben Sie das schon gemacht?«
»Noch nie«, gestand Nathaniel ehrlich.
»Das kann man sehen. Komische Sache. Ihr Kollege war nicht erfreut, als man ihm sagte, dass er ausgetauscht wird.«
»Das haben Sie gehört?«
»Ja. Ich und ein paar andere.« Der Mann zeigte zu drei anderen Kandidaten. »Wir standen ganz in der Nähe. Also wer sind Sie?«
»Ich bin ein Mechaniker.«
»Also ist etwas auf der Raumstation kaputt gegangen? Ich meine, muss wohl dringend sein, wenn man Sie so kurzfristig und schlecht vorbereitet hierher geschickt hat!«
Hussel war ein guter Beobachter.
»Dennoch gibt es keinen Grund zur Sorge.« Nathaniel nickte zu Rebecca und Mike hinüber. »Die beiden scheinen sich gut zu verstehen.«
»Oh ja, sie haben sich bei der Casting-Show kennengelernt und ineinander verliebt. Haben Sie das nicht mitbekommen? War ein fürchterlich schmalziges und tränenreiches Drama, dass der eine fahren durfte, der andere aber nicht. Hätte ja nichts Romantischeres für ein frisch verliebtes Pärchen gege-

ben, als diese Reise gemeinsam zu begehen. Zumindest schrieben die Zeitungen so darüber. Schätze, da hatte einer mordsmäßiges Glück.«
Nathaniel nickte nachdenklich. Doch war das als Motiv nicht zu offensichtlich? In diesem Moment piepste wieder seine Uhr.
»Sie entschuldigen mich! Eine Nachricht aus der Zentrale.« Er trat einen Schritt beiseite, um sie ungestört lesen zu können.
»Alle Votings sind manipuliert. Haben den Hacker ausfindig machen können, der dafür bezahlt wurde. Das Geld stammt von einer Briefkastenfirma. Ermitteln weiter.«
Die Nachricht hinterließ eine freudige Erregung bei Nathaniel. Sie waren dem Mörder auf der Spur. Ein gutes Gefühl. Motiviert machte er sich wieder an die Arbeit, die Gäste zu beobachten, unauffällig zu interviewen oder den Gesprächen zu lauschen.
Irgendwann begann sich die veränderte Schwerkraft bemerkbar zu machen. Und letztlich konnten sie auf einem Monitor beobachten, wie der Aufzug in die Hotelanlage einfuhr und angedockt wurde.
»Bitte erschrecken Sie sich nicht. Beim Öffnen der Druckkabine könnte es etwas lauter werden«, erklärte Miller, was reichlich untertrieben war. Es zischte, knackte und summte ohrenbetäubend.
Dann aber war der Weg frei und die Gäste drängten aus dem Aufzug. Das Hotel war innen aus genau demselben milchigen Material gefertigt wie die Station. In der Mitte der Bodenfläche war eine große runde Glasscheibe eingelassen. Sofort eilten alle Gäste zu diesem Aussichtsfenster und bestaunten die Erde. Ein riesiger, blauweißer Ball. Wunderschön. Selbst Nathaniel, der nur sehr, sehr vorsichtig hinabschielte, konnte sich ihrer Faszination kaum entziehen.
»Unsere Hotelboys werden Sie zu Ihren Zimmern bringen.« Miller machte eine Geste und zeigte auf die ASIMO P4 Roboter an der gegenüberliegenden Wand. Sie hielten Schilder, auf denen die Namen der Gäste standen. »Die Hotelboys stehen Ihnen während Ihres gesamten Aufenthalts zur Verfügung. Genießen Sie den Ausblick, solange Sie möchten. Wir sehen uns dann später wieder.« Damit empfahl sich der Geschäftsführer und ließ seine schwärmenden Gäste zurück.
Nathaniel war sich unsicher, ob er ihm folgen sollte. Er entschied sich aber für die Kandidaten.

Kurz darauf machten sich der deutsche Wissenschaftler und ein paar der anderen Kandidaten auf den Weg. Sie folgten den kleinen, ulkigen Robotern. Diese verfügten nicht über Beine, sondern besaßen Panzerketten. Ihren Körper vermochten sie komplett zu drehen und anstatt eines menschenähnlichen Kopfes gab es einen runden Bildschirm mit einem Smiley. Sie waren höchstens einen halben Meter hoch. Die kleinen Helfer waren bereits in vielen Berufsgruppen nicht mehr wegzudenken.

»Du entschuldigst mich«, bat Mike Rebecca. Statt nun aber seinem Roboter zu folgen, eilte er den gebogenen Flur hinunter, in dem auch Miller verschwunden war. Nathaniel beschloss, dass es besser war, ihm nachzugehen. Dass jedenfalls sagte ihm sein Polizisten-Instinkt.

Der kleine ASIMO P4 folgte Mike ebenfalls. Offenbar war er mit einer Gesichtserkennungs-Software ausgestattet. Wie ein Hund rollte er ihm hinterher. Ein großes weißes Fragezeichen war auf dem schwarzen Bildschirm erschienen. Nathaniel stellte seine Uhr auf Vibration und folgte ihnen in einiger Entfernung. Ab und an waren Türen an der Außenseite der runden Hotelstation zu sehen, ansonsten blieb der Gang unverändert. Statt Türnummern gab es hier Suitennamen: Madrid Room, New York Room, Cologne Room … und so weiter.

Die Zimmer lagen außen an der Station. Nathaniel hatte den Eindruck, dass er schon fast einmal im Kreis gelaufen war, ehe er sah, dass Mike vom Flur abbog. Vor Nathaniel eröffnete sich ein Durchgang, über dem das Schild »Moonlight Lounge« stand.

Er presste sich gegen die Wand, um zu lauschen, und bekam vor Schreck fast einen Herzinfarkt, als seine Uhr vibrierte.

Briefkastenfirma recherchiert. Zusammenhänge zu Bill Miller ermittelt. Hat Tickets für die Jungfernfahrt hinter dem Deckmantel der Show an die höchsten Gebote verkauft. Hinweise auf einen Profikiller gefunden. Verwickelt sind Mike Joner und Bill Miller. Beide verhaften. Als Zeugin in Schutzhaft zu nehmen: Rebecca Potter.

»… weiß er?«, hörte er Mike plötzlich erregt fragen.

»Ich habe keine Ahnung, was dieser Schwachkopf weiß. Und ich werde sicher auch nicht hierbleiben, um es herauszufinden.«

»Was soll das heißen? Sie sagten, es sei ein Kinderspiel, die Votingdaten zu

fälschen. Sie sagten, es wäre absolut sicher.«
»Es gibt nichts, was absolut sicher ist, Mr. Joner. Sie haben mir Geld für zwei Tickets gegeben. Ihres zum regulären Preis und das für Rebecca Potter mit entsprechenden Zulagen. Damit sind sie Mittäter in der ganzen Sache.«
»Sie mieses Schwein!«, rief Mike. Nathaniel hörte Geräusche, die bedenklich nach einem heftigen Handgemenge klangen. »Sie haben mich manipuliert und ausgenutzt!«
»Was dachten Sie, wie ich Ihnen das zweite Ticket besorgen würde?« Miller lachte gehässig. »Es ist Ihre Wahl, Mr. Joner. Sie können mit mir im Wartungsaufzug zur Erde zurückfahren. Die Gäste sind im Augenblick beschäftigt und uns wird man so schnell nicht suchen. Noch können wir entkommen. Mit dem hübschen Sümmchen, das ich mir nebenher erwirtschaftet habe, können wir beide gut leben. Oder aber Sie bleiben hier und finden heraus, was dieser fette Polizist weiß. Ich jedenfalls nehme den Notausstieg.«
»Das glaube ich nicht!«, rief Nathaniel und trat in das Restaurant. »IPA, Sie sind beide verhaftet!«
Zuerst starrten ihn die Männer lediglich an, dann rannte Miller von ihm weg und Mike auf ihn zu.
Nathaniel hatte gerade noch Zeit, seinen Stand zu festigen, ehe der Schauspieler gegen ihn prallte, um ihn umzuwerfen. Dabei verlor dieser selbst sein Gleichgewicht, stolperte weiter und fiel prompt über den kleinen ASIMO P4, der hinter ihm herangerollt war. Mike schrie, taumelte gegen den Tisch und stieß sich daran unglücklich den Kopf. Bewusstlos blieb er liegen.
Nathaniel sah zu Miller, der auf eine Tür zuhetzte. Wahrscheinlich führte diese in die Küche. Doch statt durchzustürmen, hielt er an und tippte hektisch auf das Bedienfeld ein, welches sich neben dem Türrahmen befand.
Nathaniel rannte los, denn Miller durfte auf gar keinen Fall entkommen. Im nächsten Augenblick verebbte die Anziehungskraft und er schwebte hilflos durch den Raum.
Miller, der sich am Türrahmen festgehalten hatte, lachte siegessicher. Dann stieß er sich ab und katapultierte sich durch den Raum. So versuchte er, außerhalb von Nathaniels Reichweite, zum Ausgang zu fliegen.
Hektisch sah sich Nathaniel um. Dann sah er den kleinen ASIMO P4, der noch immer am Boden stand, mit einem großen Fragezeichen auf dem Bildschirm.

»Notfall Direktive«, rief Nathaniel nun. »Nathaniel Conner. Dienstnummer 767B98. Sprachbefehl Aktivierung.«
»Aktiviert«, bestätigte der kleine ASIMO P4.
»Schwerkraftfeld in der Moonlight Lounge aktivieren.«
»Verbindung wird aufgebaut.«
Das Symbol einer Sanduhr erschien auf dem Monitor.
»Nein!«, schrie Miller. »Befehl rückgängig machen!«
»Sie sind nicht autorisiert«, trötete der kleine Roboter emotionslos. Dann verschwand die Sanduhr und die Anziehungskraft kehrte schlagartig zurück. Zusammen mit einem kleinen Smiley.
Es krachte, schepperte und klirrte.
Nathaniel rappelte sich eilig hoch, stürzte zu Miller und legte ihm Handschellen an, während er ihm seine Rechte erklärte. Dann zerrte er seinen Gefangenen zu Mike. Der aber war noch immer, oder schon wieder, ohne Bewusstsein.
Nathaniel lächelte zufrieden und sein Blick fiel auf die Fensterfront des Restaurants. Dort schob sich nun der Mond ins Sichtfeld. Rund, golden leuchtend und riesig groß. Der Ausblick darauf war himmlisch schön. Doch war er auch einen Mord wert?
Für einen Augenblick genoss Nathaniel die Aussicht.
»Sie hatten Recht, Mr. Miller! Es gab keinen Grund zu fürchten, dass der Täter aus dem Aufzug oder der Raumstation fliehen würde. Stattdessen waren Sie so freundlich, Ihre Rückführung selbst zu organisieren.«

Kurzvita

Tanja Kummer

Tanja Kummer wurde 1976 in Gunzenhausen geboren. Bereits als Kind war sie eine begeisterte Leserin von Krimi- & Fantasygeschichten. Im Teenageralter griff sie dann erstmals selbst zu Stift und Papier.

Mit zahlreichen Kurzgeschichten in verschiedenen Anthologien sammelte sie Erfahrungen. Ihr Debütroman erschien 2006 mit dem ersten Band der Fantasy-Serie rund um die mittelalterliche Welt Tybay. Inzwischen sind alle drei Teile im Handel erhältlich: „Die Weltenwandlerin“, „Der Weltenbezwinger“ und „Der Weltenwandler“. Eine Geschichte um Krieg, Verrat und Könige. Aber auch um Mut und Liebe.

Derzeit schreibt Tanja Kummer als Hauptautorin bei der eBook-Serie „Hexenmeister Jakob Wolff“ mit. Sie handelt von einem in Folge eines Teufelsfluchs unsterblich gewordenen Hexer und seinem Wunsch, diesen Zauber zu brechen. Und dabei erlebt er allerlei schaurige Dinge.

Aktuelle Infos rund um die Gedankenwelt der Autorin findet ihr hier:
www.tanjakummer.de

Wo bist du?

Tamela Wilden

2300. Das Jahr, in dem die neuen Teleporter erschienen. Meine beste Freundin Kim und ich hatten schon lange vorher angefangen zu sparen. Zum einen waren diese Teleporter nicht billig – man musste schon um die 150 € blechen – zum anderen hätten unsere Eltern nie erlaubt, dass wir uns einen kauften.

Kim und ich kauften einen. Es war Sonntagabend, als wir ihn ausprobieren wollten. Wir saßen im Schneidersitz um den Teleporter herrum in meinem Zimmer. Meine Eltern waren unten und würden auch ganz sicher nicht

hochkommen. Wenn sie etwas gewollt hätten, hätten sie uns mit unseren Uhren erreichen können.

„Los, schalte ihn an!“, drängelte mich Kim.
Ich konnte dieselbe Aufregung, die ich verspürte, in ihrer Stimme hören.
„Fertig“, sagte ich und eine Sekunde später wurde der Raum von der kleinen Maschine hell erleuchtet. Wir lachten.
„Komm, lass ihn uns ausprobieren“, sagte Kim.
Ich nickte hastig, drehte mich um und suchte nach einem Gegenstand, den wir ganz unauffällig in die Küche teleportieren konnten. Ich hörte, wie Kim einen Knopf drückte, dann einen erstickten Schrei.
Ich lachte: „Was ist denn los? Erschreckst du dich vor einem Knopf?“
Doch als ich mich umdrehte, musste ich schlucken und ließ den Stift fallen, den ich in der Hand gehalten hatte.
Kim war verschwunden und sie kam auch nicht wieder.

Ich brauchte ein paar Sekunden, um zu realisieren, was passiert war. Dann lief ich runter in die Küche. „Oh, bitte, bitte, bitte!“, betete ich auf dem Weg. Die Küche war leer.
„Nein“, flüsterte ich. Sofort lief ich zu meinen Eltern. Mir war egal, ob sie vom Teleporter erfuhren oder nicht.
„Mama, Papa, Kim...“ Tränen schossen mir in die Augen.
„Maddy, was ist denn los?“ Meine Eltern kamen tröstend zu mir. Ich versuchte, tief durchzuatmen.
„Kim ist weg. Sie ist weg und ich weiß nicht wohin. Was, wenn sie nicht wieder kommt?“
„Unsinn! Wovon redest du überhaupt?“

Über mir schien die Welt zusammenzufallen. Wenn Kim nun irgendwo im Nirgendwo gelandet war oder in einem gefährlichen Gebiet... Meine Eltern redeten weiter auf mich ein. Ich solle mich beruhigen sagten sie, ich hätte doch nur was falsch verstanden. Wenn sie doch nur wüssten, was wirklich passiert war!

Den Rest des Abends verbrachte ich zu einer Kugel zusammengerollt auf meinem Bett. Ich starrte durchgehend auf den Teleporter in der Hoffnung, Kim würde wieder kommen. Stone, meine sprechende Uhr, die ich nie ablegte, berichtete mir, dass meine Eltern mir einen Termin beim Schulpsychologen direkt für den nächsten Tag gemacht hatten.
„Toll, jetzt halten mich alle für bekloppt."
„Sieh es mal so, deine Eltern machen sich Sorgen um dich."
Stone versuchte auch wirklich immer, alles optimistisch zu sehen.
„Gute Nacht, Stone", sagte ich.
„Gute Nacht!"

Am nächsten Tag ging ich also wirklich zu diesem Psychologen. Besser als Unterricht, dachte ich, obwohl ich keine Ahnung hatte, wie er mir helfen könnte. Ich betrat den kastenförmigen dunklen Aufzug und drückte auf den Knopf ‚Psychologe'. Die Tür brauchte etwas länger, bis sie sich öffnete und ich fragte mich, ob ich vielleicht auch teleportiert wurde. Fehlanzeige. Ich ging den Flur entlang bis zum Büro.
„Hey!" Auf der Bank vor dem Büro saß Jake, ein Junge aus meiner Stufe. Ich setzte mich neben ihn.
„Was ist passiert? Warum bist du hier?", fragte er. Ich konnte mich nicht daran erinnern, je schon mal ein Gespräch mit ihm geführt zu haben. Ich winkte ab. „Glaubst du mir eh nicht."
„Doch, ganz sicher, sonst würde ich nicht fragen." Erstaunlicherweise sah er wirklich interessiert aus.
„Also gut..." Und so begann ich, meine Geschichte zu erzählen.
„Das ist schrecklich", sagte er, als ich geendet hatte. Ich war mir nicht sicher, ob das ernst gemeint war. Während des Erzählens kamen mir erneut die Tränen.

In dem Moment ging die Tür auf und Herr Schreiber trat hinaus. „Maddy Jean?!"
„Das bin ich", sagte ich mehr Jake zu gewandt.
Er lachte. „Ich weiß." Ich lächelte und stand auf.
Nun erzählte ich erneut die Geschichte. Herr Schreiber nickte ununterbrochen und gab Laute wie „Ah" und „Ja" und „Verstehe" von sich. Dabei verstand er überhaupt nichts.

„Vielleicht gibt es eine Chance, sie wieder zu finden“, sagte ich gereizt. Herr Schreiber lehnte sich weiter nach vorne. Jetzt, nachdem ich die Phase ‚Trauer‘ hinter mir gelassen hatte, war ich nur noch sauer. Herr Schreiber tippte auf seinem iPad herum und spielte wahrscheinlich nur irgendein Spiel, anstatt mir zu helfen. Ich wusste es!
„Maddy, ich weiß, dass es schwer ist, mit einem Verlust zu leben. Jeder hat da eine andere Technik. Aber bist du sicher, dass dies der richtige Weg ist?“
Herr Schreiber schüttelte den Kopf, als wäre ich ein hoffnungsloser Fall.

Ich stand auf und ging. Das war mir zu lächerlich, doch die Tränen stiegen mir wieder in die Augen. Draußen setzte ich mich wieder auf die Bank, während Jake an der Reihe war.
Mit verschränkten Armen sah ich Kims Eltern etwas weiter auf einer anderen Bank. Sie mussten eben erst gekommen sein. Aber warum? Ich wollte nicht mit ihnen reden, sondern belauschte das Gespräch.
Sie sprachen von einer Beerdigung am Freitag. Ich schüttelte den Kopf. Kim war nicht tot. Was war ihnen wohl gesagt worden, was passiert sei? Jake kam nach einer halben Stunde so raus wie er reingegangen war, keine Spur von Tränen oder einem roten Gesicht. Ich fragte mich, was er so lange gemacht hatte. Glücklicherweise stand er so vor mir, dass Kims Eltern mich nicht sehen konnten, als sie das Büro betraten.

„Du hast auf mich gewartet?“ Ich schaute ihn nicht an und antwortete auch nicht. „Er glaubt dir nicht?“
„Nein. Am Freitag ist ihre Beerdigung, aber ich werde nicht hingehen.“
Sein Blick war verwirrt, doch er nickte entschlossen.

Die Tage bis Freitag vergingen alle quälend langsam und was viel schlimmer war: alle gleich. Ich redete kaum mit meinen Eltern, ging nicht mehr zum Psychologen und am Nachmittag saß ich mit Jake im Naturpark, der im Gegensatz zu den anderen Parks noch echte Bäume hatte. Manchmal war ich alleine, wenn Jake wieder beim Psychologen war.

„Ich habe versucht dich anzusprechen“, sagte er am Donnerstagnachmittag,

als gerade ein Erfrischungswagen an uns vorbei fuhr. So viel zum Thema Natur. Aber die Beeren, die hier wuchsen, konnte man tatsächlich essen.
„Ach ja?“
„Ich musste mir ziemlich viel Negatives anhören, was ich jetzt ungern wiederhole, aber ich habe so getan als wüsste ich Bescheid.“
Ich schaute ihn genervt an. „Du weißt ja auch Bescheid.“
„Ja JETZT“, korrigierte er mich. Dann seufzte er. „Sie gehen tatsächlich davon aus, Kim sei bereits am Samstagabend nicht nach Hause gekommen.“
„Das kann nicht sein! Sie ist erst am Sonntag verschwunden.“
Es war immer noch komisch, das auszusprechen, so ganz ohne Lebenszeichen von ihr.
„Ich weiß und ich glaube dir. Aber es scheint so, als wären wir die einzigen, die die Wahrheit kennen. Deshalb findet auch die Beerdigung morgen statt. Sie haben wirklich eine Leiche, Maddy.“ Eine Träne kullerte meine Wange hinunter. Auch wenn Jake noch nicht geendet hatte, stand ich auf und lief davon.

Am Freitagabend ging ich zum Friedhof. Das Beerdigungskomitee war schon längst nicht mehr da. Bevor man zum Friedhof durfte, musste man gescannt werden. Anhand der Daten stellt der Computer fest, ob man einen der Toten wirklich kennt.
„Maddy Jean?“ Ich hielt den Blickkontakt mit dem Computer. „Sie dürfen eintreten.“
Was für eine Ehre. Schnell fand ich den richtigen Grabstein. Es tat weh, ihren Namen darauf zu lesen.

Ich hatte den Teleporter mitgenommen, um ihn neben den Grabstein zu legen, daraus wurde eher ein Schmettern, doch kaputt ging er dadurch nicht. Immerhin, vielleicht hätten sich die 150 € tatsächlich gelohnt.
„Kim, antworte doch“, flehte ich im Flüsterton.
„Hey!“ Ich drehte mich um. Es war Jake. Ich ließ meinen Kopf gesenkt während Jake auf mich zukam.
„Woher wusstest du, wo ich bin?“
„Nachdem du gestern weggelaufen bist, konnte ich es mir denken.“
Jetzt schauten wir beide auf das Grab.
„Das ist der Teleporter.“ Ich zeigte auf die Maschine.

Er lachte kurz auf. „Ich weiß“, sagte er dann und so standen wir schweigend vor dem Grab meiner besten Freundin, die, um Himmels willen, nicht tot sein konnte. Ich dachte über Jake nach. Ohne ihn hätte ich mich wahrscheinlich spätestens jetzt selbst eingeliefert oder einfach weg teleportiert, wer weiß. Als ich ihn mit geschlossenen Augen und verschränkten Armen da stehen sah, wurde mir plötzlich etwas bewusst:
„Wie bist du hier rein gekommen?“
Er öffnete seine Augen und schaute mich an. „Viele Menschen müssen mit Verlusten leben“, sagte er und machte sich zielstrebig auf den Weg zu einem anderen Grab. Ich folgte ihm schweigend.
Der Grabstein, vor dem wir standen, war klein.
„Jane Clark“, stand darauf. Jake Clark, Jane Clark. Es war seine Schwester. Entsetzt schaute ich ihn an. Jake starrte nur auf den Grabstein und schüttelte den Kopf. Damit bedeutete er mir, still zu sein.
„Es ist drei Jahre her, sie war erst 10.“ Ich nickte betroffen und jetzt schaute er mich an. „Du darfst jetzt was sagen.“
„Ich wusste das nicht. Deswegen gehst du immer noch zum Psychologen. Stimmt's?“
„Meine Eltern wollen das“, sagte er und wir verließen den Friedhof. Mittlerweile war die Sonne untergegangen und wir sahen nur noch unsere Silhouetten.

„Deine Uhr leuchtet“, sagte Jake als wir an der Ecke der Silverstreet (in der alle Häuser silbern waren) angekommen waren. Ich blieb unverzüglich stehen und starrte auf Stone.
„Das passiert selten“, sagte ich und geriet automatisch in Panik. Wenn das bedeutet, dass die Batterie leer ist, muss ich mich beeilen. Andernfalls vergisst Stone alles, was ihm je gesagt wurde.
„Oh nein, oh nein, oh nein.“ Ich wurde hektisch und drückte auf Knöpfe. „Sag was, Stone.“ Jake sah mir nur dabei zu.
Plötzlich war ein unangenehmes Rauschen zu hören.
„Maddy?“, fragte Stones Stimme. Doch er war schlecht zu verstehen. Immerhin schien die Batterie noch nicht den Geist aufgegeben zu haben.
„Stone, ich werde mich beeilen. Ich lauf einfach nach Hause und...“
„Nein!“, hörte ich Stones Stimme. Jetzt war ich verwirrt. „Mit mir ist alles...“
Wieder dieses Rauschen.

„Stone, bitte, sag, was ist los?“
„...ein Zeichen...Anruf...“
„Was?“ Ich hatte mich mittlerweile wieder beruhigt, nur verstand ich kein Wort mehr. „Stone, ich kann dich nicht verstehen.“ Und mit einem Mal war das Rauschen weg. Es war mucksmäuschenstill.
Ich schaute zu Jake, der die Augenbrauen hochgezogen hatte.
„Maddy!“, kam es nun etwas klarer aus der Uhr.
„Ja, ja, Stone, ich bin da. Brauchst du irgendwas?“
„Nein, jetzt hör auf zu reden. Ich habe nicht viel Zeit, mein Signal wird die ganze Zeit unterbrochen.“
„Aber wes...“
„Ein Anruf. Jemand will dich sprechen. Ich empfange ein Signal, kann es aber weder kontrollieren noch orten. Ich weiß nicht, wer das ist, Maddy. Ich versu...“
Dann war er weg.
„Ist die Batterie alle?“, fragte nun Jake. Ich schüttelte den Kopf. Dann ertönte eine neue Stimme. „Stone? Bitte! Ich bin‘s.“ Die Stimme kam aus der Uhr und es war ganz sicher nicht Stone.
„Äh, hallo?“
„Maddy?“
Jetzt hatte ich Angst.
„Ja“.
Rauschen.
„Maddy?“, kam die Frage wieder.
„Jaa.“
Rauschen.
„Oh, hoffentlich hörst du mich.“ Die Stimme klang weinerlich. „Du musst mir nämlich gut zuhören.“
Rauschen.
„Mir geht es gut.“ Die Stimme erstickte. Dann lachte sie. „Ich habe keine Ahnung, wo ich bin, aber ich will wieder zurück. Also werde ich es versuchen. Mach dir keine Sorgen um mich. Ich...“
„Kim!“, schrie ich nun. Sie musste es sein! Ihre Stimme klang durch das Rauschen leicht verzerrt.

„Maddy, das Signal wurde unterbrochen“, hörte ich wieder die klare Stimme von Stone.
„Es war Kim“, flüsterte ich. Ich schaute wieder zu Jake, der lächelte. „Du hast es auch gehört, oder?“, fragte ich verzweifelt.
„Ja“, antwortete er. „Und ich würde sagen, das bedeutet, sie ist am Leben.“
Jake nahm mich in den Arm.
Ich lachte. „Ich weiß“, sagte ich.

Kurzvita

Tamela Wilden

Tamela Wilden ist 1999 in Köln geboren. Sie ist Schülerin am Albertus-Magnus-Gymnasium in Köln-Ehrenfeld. In ihrer Freizeit liest sie gern und viel, sie mag Fremdsprachen und tanzt seit ihrem vierten Lebensjahr Ballett und Modern Dance

Zwei Teufelskerle in Taiquania

Britta Bendixen

Meine Hände krallen sich in die Sitzlehnen, bis die Fingerknöchel weiß hervortreten. Wir selbst und alles um uns herum zittert, rüttelt und schaukelt. Wären wir nicht an unseren Sitzen festgeschnallt, würden wir durch unser Cockpit wirbeln wie Würfel in einem Würfelbecher. Ich sehe zu Jordan, meinem Kumpel und Reisegefährten. Er starrt mich an, die hellblauen Augen hinter dem Schutzhelm aufgerissen und voller Todesangst. Während mir der Schweiß ausbricht, frage ich mich, ob dieser Flug nicht die idiotischste Idee eines Menschen seit Hiroshima ist.
Abrupt hört das Rütteln auf.

Nach wie vor sausen wir dem Planeten PQ-5463 entgegen, von dem wir lediglich wissen, dass er in ähnlicher Entfernung zu einer Sonne steht wie die Erde, und von dem wir daher annehmen, dass dort Leben möglich ist.
Ein heftiger Ruck geht durch unser Raumschiff, presst uns die Luft aus den Lungen. Es kracht, knirscht und ächzt, Metall birst, dann herrscht Stille. Bewegungslose, atemlose Stille. Deutlich spüre ich mein Herz gegen den Brustkorb hämmern. Das hat es gewiss bereits eine ganze Weile getan, doch erst jetzt werde ich mir dessen bewusst.
„Oh Mann, wir haben es geschafft!“, seufze ich erleichtert.
Jordan nickt zufrieden. „Wir sind schon ein paar Teufelskerle!“ Er schnallt sich los und ich folge seinem Beispiel. Wir gehen zum Ausgang. Dort angekommen drücke ich den Knopf, der die Tür nach außen klappt. Gespannt sehen wir nach draußen. Was wir dort erblicken, lässt mein Biologenherz höher schlagen. Dieser Planet ist grüner als der tiefste Dschungel auf der Erde. Pflanzen mit Blättern so groß wie Kleinwagen und leuchtend bunten Früchten wachsen hier neben Blumen mit Köpfen von der Größe einer Satellitenschüssel. Sie sind so farbenfroh wie die schrille Mode der Siebziger und Achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Bilder und Filme aus der Jugend meiner Urgroßmutter haben mir als Kind interessante Einblicke in diese Zeit verschafft.
Ich schnuppere. Es duftet verführerisch; frisch wie ein Wald nach einem Frühlingsregen und betäubend wie das Parfüm einer hinreißenden Frau. Sollten wir die Möglichkeit bekommen, irgendwie wieder zur Erde zurückreisen zu können, muss ich unbedingt einige Proben dieser wunderbaren Pflanzen mitnehmen.
Unbekannte Geräusche dringen an mein Ohr. Es ist unmöglich zu sagen, ob sie aus menschlichen oder tierischen Kehlen kommen – oder ganz woanders ihren Ursprung haben. Jordan macht Anstalten, das Raumschiff zu verlassen, doch ich halte ihn zurück.
„Moment mal. Sollten wir vorher nicht diese alberne Verkleidung ausziehen?“
„Das könnte gefährlich sein, Leo“, warnt mein Kumpel. „Warte lieber noch. Wir wissen nichts über die Zusammensetzung der Atmosphäre. Sie könnte ätzend sein oder …“
„Blödsinn. In einer ätzenden Atmosphäre sähe es hier völlig anders aus.“ Ich nicke in Richtung der üppigen grünen Landschaft vor uns und löse entschlos-

sen die Verschlüsse des Helms. Dann ziehe ich ihn mir vom Kopf.
Jordan beobachtet mich mit unruhig flackernden Augen. Sein ganzer Körper wirkt wie auf dem Sprung, bereit, sofort einzugreifen, wenn etwas schiefgeht.
Endlich ohne Helm atme ich tief durch, reiße dann aber voller Panik die Augen auf und öffne den Mund, als wolle ich schreien. Meine Rechte fährt mir an die Kehle, die Linke lässt den Helm los, der über den Boden rollt.
„Verdammt, setz den Helm wieder auf!“, brüllt Jordan. Panisch und ungelenk in dem dicken Anzug bückt er sich nach meiner Kopfbedeckung.
Ich lache laut auf. „Alles in Ordnung, Kumpel, komm wieder hoch. Es gibt genug Sauerstoff hier.“
Langsam richtet er sich auf. Mit zusammengezogenen Augenbrauen und einem wütenden Zug um den Mund kommt er auf mich zu und rammt mir ohne Vorwarnung seine behandschuhte Faust in den Magen. „Du blöder Drecksack!“
Dem Schlag nach zu urteilen ist er wirklich sauer. Ich stöhne auf und krümme mich. Jordan winkt gelangweilt ab. „Noch mal falle ich nicht auf dein Theater rein. Der Anzug fängt den Schlag doch fast völlig ab.“
Enttäuscht richte ich mich auf. „Spielverderber.“
Er nimmt nun ebenfalls den Helm ab und schüttelt befreit seine vollen schwarzen Haare, um die ich ihn schon immer beneidet habe. Meine eigenen sind dunkelblond, zu dünn und beginnen für meinen Geschmack zu weit oben an der Stirn.
Stück für Stück schälen wir uns aus unseren Weltraumanzügen, bis wir in engen blauen Trainingshosen, schwarzen Socken und grauen langärmligen Shirts dastehen. Wir sehen aus wie Rentner zwischen fernsehen und schlafen gehen.
„Wo sind die Schuhe?“, frage ich und sehe mich um. Zielsicher tritt Jordan auf eine der Klappen unter unserer Sitzbank zu und öffnet sie. Wenig später haben wir feste, aber bequeme Schuhe mit Klettverschluss an den Füßen.
Ich beginne, Decken, Trink- und Nahrungsdragees, Trockenfrüchte, Messer, Seile, Feuerzeuge und weitere nützliche Dinge in zwei Rucksäcke zu räumen. Wir schnallen sie um und schicken uns an, die Umgebung zu erkunden. Die Temperatur ist angenehm, liegt vermutlich bei etwa zwanzig Grad Celsius. Ich sehe zum wolkenlosen Himmel hinauf und versuche zu ergründen, wann die Dämmerung einsetzen wird. Jordans Berechnungen zufolge dauert ein Tag auf PQ-5463 genau 31 Stunden und 17 Minuten. Die Sonne steht hoch,

wir haben also noch mindestens zehn Stunden, um ein Nachtlager zu finden. Nachdem wir uns ungefähr eine Stunde durch die riesigen Pflanzen dieses Urwalds gekämpft haben, hält Jordan plötzlich an und legt einen Finger auf seinen Mund. Ich bleibe ebenfalls stehen und lausche. Ein Rauschen ist zu hören, möglicherweise ein Wasserfall. Überrascht sehen wir uns an. Gibt es hier tatsächlich genießbares Wasser? Am liebsten würde ich laut jubeln. Auf der Erde ist dieses Gut zu einem teuren Luxusobjekt geworden, weshalb fast alle Menschen gezwungen sind, auf billige Flüssigkeitsdragees zurückzugreifen. Diese gibt es in verschiedenen Geschmacksrichtungen, zum Beispiel Kaffee, Bier, Cola, Rot- oder Weißwein. Zum Waschen gibt es zwar noch Wasser, doch das ist zum Trinken nicht geeignet, es sei denn, man hat einen Magen aus Gusseisen. Da man kaum noch kocht, braucht man reines Wasser nicht unbedingt. Für den Körper sind die Dragees ausreichend, doch das unbeschreibliche Gefühl, wenn die kühle, frische Flüssigkeit die Kehle hinunterläuft, ist auf der Erde zu einer verschwommenen, sentimentalen Erinnerung verkommen.

„Dieses Geräusch kenne ich nur aus Filmen“, flüstere ich andächtig.

Jordan nickt. „Mein letztes Trinkwasser hatte ich vor ungefähr zwei Jahren. Damals wurde mein Urgroßvater 120 Jahre alt und spendierte jedem Gratulanten ein Glas davon. Mit Eiswürfeln!“ Sein Blick verklärt sich. „Das war ein schöner Tag.“

Eiswürfel. Als Kind habe ich mal einen im Mund gehabt, erinnere ich mich und seufze. Das ist verdammt lange her.

Wir gehen weiter, schneller als zuvor. Das Rauschen wird lauter. Dann trennen uns nur noch einige Pflanzenstängel und seltsam geformte Blätter von dem ersehnten Anblick. Wir schieben sie zur Seite, aber das erste, was wir sehen, ist ein riesiges flatterndes Ding, das auf uns zuschießt, im letzten Moment abdreht und verschwindet.

„Was … was war das?“, stottere ich perplex.

Jordan ist erschrocken zurückgewichen, kommt nun aber wieder an meine Seite. „Erinnert mich an eine Libelle.“

„Die sind eigentlich ein paar Quadratmeter kleiner“, murmele ich, doch dann habe ich dieses kleine Ereignis bereits wieder vergessen, denn vor uns ist tatsächlich ein Wasserfall! Wo die Wassermassen auf einen kleinen tiefblauen See treffen, funkeln unzählige Tropfen im Sonnenlicht. Bunte Regenbögen leuch-

ten auf und verschwinden wieder. Ich habe noch nie etwas Schöneres gesehen. Jordan zeigt aufgeregt nach links. Dort befinden sich kleine Hütten, aus Pflanzen erbaut und deshalb auf den ersten Blick kaum zu sehen, verschmelzen sie doch fast mit ihrer Umgebung. Wir verständigen uns mit einem Blick und bewegen uns vorsichtig rückwärts. Bevor wir auf die Lichtung treten, wollen wir erst einmal herausfinden, welche Art von Wesen hier lebt. Wir müssen uns nicht lange gedulden. Zwei von ihnen tauchen plötzlich aus dem See auf, sie prusten und lachen vergnügt. Ihre hellen, klaren Stimmen erfüllen die Luft. Sie haben merkwürdig dicke lange Haare, die blaugrün schimmern und an denen das Wasser abperlt wie an Entenfedern. Genau wie wir verfügen sie über zwei Augen, die jedoch größer sind als unsere und weiter auseinanderstehen. Die Nase ist sehr flach und breit, die Hautfarbe braungrün, so wie meine Augen.

Als sie aus dem Wasser steigen, bemerken wir ihre leicht gewölbten Rücken, die mich an einen Käfer erinnern. Kurz darauf weiß ich auch wieso, denn die Rücken der beiden teilen sich und enthüllen zarte Flügel. Nacheinander schwirren sie den Wasserfall hinauf und sind kurz darauf aus unserem Blickfeld verschwunden.

Ich starre ihnen noch sprachlos hinterher, als ein kräftiger Stoß in den Rücken mich nach vorn stolpern und neben Jordan auf dem Boden landen lässt. Überrumpelt drehen wir uns um und entdecken zwei weitere dieser Wesen, größer und kräftiger als die beiden anderen und deutlich weniger freundlich. Drohend stellen sie sich vor uns auf. Der größere von beiden sagt etwas, doch ich verstehe kein Wort. Er wiederholt es, lauter und eindringlicher, und tritt einen Schritt näher. Mir fällt auf, dass er keine Lippen hat. Seine Augen funkeln gefährlich.

„Entschuldigung, wir sprechen eure Sprache nicht“, sage ich langsam und deutlich. Jordan nickt heftig. „Wir kommen in friedlicher Absicht“, fügt er hinzu. „Freunde.“ Die Beiden wechseln ein paar Sätze, dann reißen sie uns an den Armen hoch. Sie sind mindestens zwei Meter groß, vielleicht etwas darüber, und haben Schultern wie die legendären, längst verstorbenen Klitschko-Brüder, was Rebellion von unserer Seite ziemlich aussichtlos macht. Grob führen sie uns um den See herum zu den Pflanzenhütten und steuern die größte von ihnen an. Dort stoßen sie uns durch den Eingang, so dass wir

erneut auf allen Vieren landen. Ich schaue nach vorn. Dort sitzt ein weiteres von diesen Wesen, nur ist es kleiner und runzliger, das merkwürdige Haar ist bei ihm schneeweiß. Er sitzt auf einer Art Thron aus Pflanzen.
„Ihr von Planet Erde, ja?“, fragt er auf Englisch, aber mit einem undefinierbaren starken Akzent. „Welche Land?“
Verblüfft kommen Jordan und ich auf die Füße. Das Wesen kann sich mit uns verständigen! „Wir kommen aus Deutschland“, antworte ich
„Aus Deutschland!“ Der Weißhaarige schlägt die Hände zusammen. Dabei bemerkte ich zum ersten Mal, dass diese Wesen Schwimmhäute zwischen den dünnen Fingern haben. „Ich gehört von Deutschland. Trauriges Land. Viel Elend.“
Ich nicke. Ja, es stimmt. In den letzten zwei Jahrzehnten ist die Lage in unserer Heimat immer prekärer geworden. Das ist der Hauptgrund, weshalb Jordan und ich uns auf die Reise hierher gemacht haben. Fehlende Perspektiven, kollektive Gefühlskälte und zunehmende Gleichgültigkeit verpassen Deutschland einen traurigen Grauschleier. Aber auch andere Länder der Erde sind davon betroffen, wir besitzen wahrlich kein Monopol auf diese Entwicklung.
Unser Gastgeber nickt uns liebenswürdig zu. „Ich freue, dass ihr uns besuchen. Kommen näher, nehmen Platz!“ Er deutet auf nestähnliche Sitzgelegenheiten zu seinen Füßen. Gehorsam lassen wir uns darauf nieder.
„Wieso sprechen Sie so gut Englisch?“, will ich wissen.
„Euer Planet faszinieren. Die Wesen, die Städte und Landschaften.“ „Kannst du der Unterhaltung bisher folgen?“, frage ich meinen Kumpel, nicht ohne eine gewisse Boshaftigkeit. Sein Englisch ist miserabel.
Jordans Mundwinkel zucken leicht gereizt. „Ob du es glaubst oder nicht, ich verstehe euch ganz gut. Nur das Sprechen fällt mir schwer.“
„Super, dann muss ich nicht übersetzen“, bemerke ich zufrieden und wende mich wieder dem freundlichen Alten zu. „Erlauben Sie, dass wir uns vorstellen. Mein Name ist Dr. Leonard Kopper, ich bin Biologe. Das ist Dr. Jordan Mayer, Ingenieur für Raumfahrttechnik.“
„Willkommen in Taiquania. Ich Ngowin, Dorfältester.“
Er sieht zur Seite, wo eine junge Taiquanierin steht, und nickt ihr zu. Sie füllt klares Wasser in Blütenkelche und reicht sie uns. Für einen Augenblick sehe ich ihr in die großen Augen mit der ovalen, grünen Iris. Dafür, dass sie kaum

ausgeprägte Lippen, einen gewölbten Rücken und eine Hautfarbe wie ein Fisch aus der Ostsee hat, ist sie wunderschön.
Ngowin hebt feierlich seinen Kelch. „Trinken wir auf dieses Moment. Ich mir schon lange gewünscht, einmal sprechen mit ein Erdling. Und nun gleich zwei meine Gäste. Zum Wohl! „Zum Wohl!“
Genüsslich lassen wir die kühle Feuchtigkeit in unsere Münder und die Kehlen hinab laufen. Was für ein prickelndes, großartiges Erlebnis! Viel zu schnell ist der Kelch leer. Ich fahre mir mit der Zunge über die Lippen. „Wäre es sehr vermessen, ich meine, dürften wir wohl etwas mehr …“ Ich hebe schüchtern den Kelch. „Soviel ihr wollt. Migava!“ Ngowin nickt der braungrünen Schönheit noch einmal zu und sie schenkt wortlos nach.
„Vielen Dank, Migava“, sage ich höflich und lächle sie an, so charmant ich nur kann. Bisher habe ich in der Damenwelt damit Erfolg gehabt, doch Migava scheint resistent zu sein. Sie beachtet mich gar nicht. Jordans blödes Grinsen in meine Richtung wiederum beachte ***ich*** nicht.
Ngowin berichtet uns, woher er so viel über unseren Planeten weiß. Vor vielen Jahren entdeckten Angehörige seines Volkes eine verunglückte Rakete mitsamt den Leichen von drei Astronauten. Der junge Ngowin war sofort fasziniert von den Möglichkeiten, die dieser Fund barg. Also begann er mit ein paar Freunden, die Rakete wieder instand zu setzen. Bei einem Probestart war ihm klar geworden, dass er nicht würde mitfliegen können.
„Wieso?“, fragt Jordan.
Ich werfe ihm einen angenehm überraschten Blick zu, worauf er eine Grimasse schneidet. „Ein paar Wörter beherrsche ich schon noch“, giftet er leise in meine Richtung.
„Ich nicht mitgeflogen, weil ich musste – wie man sagen? – kotzen.“ Ngowin veranschaulicht den Vorgang mit überzeugenden Geräuschen und passender Gestik. „Ich sicher wäre gestorben bei langes Flug zu Erde.“
Ich muss mir ein Grinsen verkneifen. Jordan offenbar auch, denn er sieht angestrengt nach unten.
Ngowin erzählt weiter, dass es seinen Freunden und ihm gelungen sei, mit Hilfe der in der Rakete vorhandenen Technik eine Verbindung aufrecht zu erhalten. So erhält er seit mehreren Jahrzehnten täglich Nachrichten von den beiden anderen, die inzwischen auf einer Amish-Farm in Amerika leben und

ihre technische Ausrüstung in einem Heuschober verbergen. Jordan und ich lauschen dem alten Mann fasziniert. Seine Stimme nimmt einen ernsten Ton an. „Erde sich geändert, ihr werdet wissen." Hätte er eine Augenbraue, wäre sie erwartungsvoll hochgezogen, dessen bin ich mir sicher.
„Es stimmt, die Lebensumstände auf unserem Planeten sind hart", stimme ich ihm zu. „Deshalb haben wir – genau wie Sie damals – ein Raumschiff gebaut, das uns an einen besseren Ort führen sollte." Ich mache eine Pause und sehe mich lächelnd um. „Offenbar ist uns das gelungen."
„Ihr wollen bleiben in Taiquania?"
Jordan und ich wechseln einen Blick. „Wenn Sie es erlauben, gern", sage ich höflich.
„Warum nicht? Ich hoffen, ihr euch wohlfühlen. Vando und Älask euch helfen, Hütte bauen." Er sagt etwas zu den beiden finster blickenden Gesellen, die uns aufgegriffen haben. Sie verbeugen sich knapp und bedeuten uns, mitzukommen. „Migava euch begleiten", ordnet Ngowin an. „Sie sprechen eure Sprache wie ich, besser noch. Vando und Älask nur sprechen unsere Sprache. Aber gut in bauen Hütten."
Er macht eine wedelnde Handbewegung, mit der er uns offenbar entlässt. Wir verabschieden uns und verlassen hinter den Klitschko-Brüdern die Hütte. Migava folgt uns hinaus. „Sie sind kräftig, aber furchtbar dumm", flüstert sie mir zu und zeigt auf die beiden Muskelprotze. „Das wollte Ngowin sagen, ohne zu deutlich zu werden." „Du sprichst Englisch ja noch viel besser als er", registriere ich erfreut. „Ja. Es fällt mir leicht und macht Spaß. Und nun kann ich das Gelernte endlich einmal anwenden."

Der Rest des Tages vergeht rasch. Die zwei Muskelprotze zeigen uns wortkarg und ohne die Miene zu verziehen, wie und wofür wir welche Stämme, Äste und Blätter nutzen sollen. Die zwanzig Grad Temperatur fühlen sich bald wie vierzig an. Längst haben Jordan und ich die Shirts ausgezogen und immer dann, wenn Migava in meine Richtung schaut, ziehe ich den Bauch ein und lasse meine Muskeln spielen, die zwar nicht so imposant sind wie die der Klitschkos, aber immerhin deutlich ausgeprägter als die kleinen Beulen an Jordans Oberarmen. Migavas Gesicht bleibt unbewegt, sie ist offenbar nicht sehr leicht zu beeindrucken.

Als die Dämmerung einsetzt, sind wir so weit fertig, dass wir die Nacht geschützt werden verbringen können. Migava holt weiches Polstermaterial heran, eine Art Kreuzung aus Heu und Baumwolle, das sie mit meiner Hilfe zu zwei bettähnlichen Lagern auftürmt. Wenn sich während dieser Arbeit unsere Hände berühren, zuckt sie zusammen und zieht eilig die Hand zurück. Ich gebe aber nicht auf. Irgendwann wird sie meinem Charme erliegen. Jordan sieht das anders. „Vergiss es, Mann", raunt er mir zu, als er unsere Decken aus den Rucksäcken hervorkramt. „Die steht auf Rücken mit integrierten Flügeln und lippenlose Grüngesichter. Da hat ein blasser Schmollmund wie du keine Chance!"
„Das werden wir ja sehen." Ich breite die Decken auf unseren Nachtlagern aus und sehe mich zufrieden um. Unsere kleine Hütte wirkt direkt gemütlich.
Migava berührt vorsichtig den weichen Stoff der Mikrofaserdecken und sieht mich fragend an. „Was für eine Pflanze ist das?"
Ich schüttele den Kopf. „Keine Pflanze. Hier wirst du so etwas nicht finden, fürchte ich. Aber wenn dir kalt sein sollte, darfst du sie dir gern leihen."
„Danke, das ist nicht nötig", erwidert sie schnippisch. „Mir ist nie kalt."
Damit verlässt sie unser neues Heim.

Bevor es zu dunkel wird, springen Jordan und ich in den See. Das Wasser ist erfrischend kühl, raubt mir in den ersten Sekunden fast den Atem, doch dann ist es wunderbar. Wir jauchzen vergnügt und spritzen uns nass, als wären wir wieder Kinder.
Ein paar Frauen sitzen in der Nähe, tuscheln und lachen. Migava ist ebenfalls dabei, und ja: Plötzlich, im Beisein ihrer Freundinnen, kann auch sie lachen, was sie in meinen Augen noch attraktiver macht.
Später trifft sich das ganze Dorf auf dem Platz vor Ngowins Hütte. Sie essen Wasserpflanzen und Früchte, zu Trinken gibt es Wasser. Die Früchte sind köstlich, doch die Wasserpflanzen kleben am Gaumen und schmecken wie Gummi mit Fischaroma. Jordan eilt in unsere Hütte und holt zwei Pizzadragees von unserem Vorrat. Mit dem Geschmack von Tomatensauce, Salami und Oregano auf der Zunge werden auch wir schließlich satt. Nach dem Essen erzählt uns Ngowin von den Barwofin, dem Volk, das auf der anderen Seite des Waldes lebt. Unter allen friedlichen Völkern verbreiten sie Angst und Schrecken, berichtet er. Immer

wieder überfallen sie mitten in der Nacht ein Dorf, entführen junge Männer und Frauen und sperren sie in dunkle Höhlen. Die Männer schlitzen sie auf und trinken ihr Blut, von dem sie glauben, es mache sie stärker und unbesiegbar. Die Frauen müssen ihnen zu Willen sein und ihre Kinder gebären. Diese Kinder werden zur nächsten Terroristengeneration herangezüchtet.
„So sie immer größer und mächtiger", schließt Ngowin. „Hier sie waren lange nicht, darum wir rechnen jede Nacht mit ihnen. Aber passen auf." Er nickt uns beruhigend zu. Dennoch schockiert mich diese Nachricht und unwillkürlich sehe ich zu Migava hinüber. Sie ist eindeutig eines der schönsten Mädchen hier, ach was, die Schönste von allen! Obendrein ist sie, wie ich inzwischen herausgefunden habe, Ngowins einzige Tochter. Womöglich schwebt sie daher in größerer Gefahr als die anderen.
Jordans Gedanken sind woanders. „Erzähl mir von ihren Waffen und ihrer Taktik", bittet er Ngowin, der ihm bereitwillig Auskunft erteilt. Jordan lauscht mit schmalen Augen. Ich kann sehen, dass er Pläne schmiedet. Nicht zur Verteidigung, sondern zum Gegenangriff.

In dieser und auch in den nächsten Nächten lassen sich die Barwofin nicht blicken. Jordan und ich haben Shirts und Trainingshosen längst abgelegt. Wir tragen wie die anderen große, angenehm weiche Blätter, mit elastischen Gräsern zu Shorts vernäht.
Mein Kumpel nutzt die Zeit, um mit Ngowin, den Klitschko-Brüdern und den anderen Männern einen Schlachtplan zu entwickeln. Aus den Rohstoffen des Urwalds konstruiert er Schleudern sowie Pfeile und Bögen und zeigt den Männern, wie man damit umgeht. Die Klitschko-Brüder stellen sich sehr geschickt an, das muss ich neidlos anerkennen.
Ich beginne derweil, mit den Frauen und den halbwüchsigen Jungen Gruben rund um das Dorf auszuheben, sie mit großen Dornen auszulegen und mit Blättern zu tarnen. Es ist eine schweißtreibende Arbeit, doch die Stimmung ist ausgelassen und fröhlich. Die Aussicht, endlich selbst ihr Schicksal in die Hand zu nehmen und sich gegen die Barwofin zur Wehr zu setzen, gefällt allen.
Wie von einem unsichtbaren Band gezogen, arbeite ich stets an der Seite von Migava, bin nie mehr als zwei, drei Meter von ihr entfernt. Ich kann mich nicht sattsehen an den geschmeidigen Bewegungen ihres Körpers und lausche hinge-

rissen ihrem Lachen, wenn sie mit ihren Freundinnen scherzt. Treffen sich unsere Blicke, werden neben Endorphinen offenbar auch jede Menge Schmetterlinge in mir freigesetzt. So fühlt es sich zumindest an. Migava dagegen erweckt den Anschein, als sei ihr meine Gegenwart im besten Falle gleichgültig. Doch ich bleibe zuversichtlich, dass sich das ändert, wenn sie mich erst besser kennt.

An dem Tag, an dem wir die letzte Grube ausheben, wird gefeiert. Einige Männer holen bongoähnliche Trommeln hervor oder Stöcke, die sie rhythmisch gegeneinander schlagen, während junge Frauen sich anmutig im Licht des flackernden Lagerfeuers bewegen. Es ist ein schöner Anblick. Meine Augen ruhen fast ausschließlich auf Migava. Ich bilde mir ein, sie tanze nur für mich.
„Dich hat's wohl ganz schön erwischt", flüstert Jordan mir zu.
Ich nicke. Sprechen kann ich nicht, mein Mund ist trocken.
Jemand tippt mir von hinten auf die Schulter. Ich sehe mich um und entdecke Bapnoe, einen jungen Mann aus Jordans Soldatentruppe, der mich finster mustert. „Du. Mitkommen." Sein Englisch ist nur bruchstückhaft, doch seine Gestik und Mimik sind unmissverständlich. Irgendetwas scheint ihn erzürnt zu haben. Zögernd erhebe ich mich und folge ihm hinter Ngowins Hütte.
Bapnoe überragt mich um gut zehn Zentimeter und seine Körperhaltung – vor der Brust verschränkte Arme und breitbeiniger Stand – hat ebenfalls nichts Beruhigendes an sich. Ich bemerke das lästige Augenzucken, das mich nur dann befällt, wenn ich nervös werde.
„Du immer ansehen Migava", grollt der junge Mann. „Du das lassen. Sie für mich!" Er schlägt sich mit der flachen Hand auf den breiten Brustkorb.
Überrascht hebe ich die Hände. „Das wusste ich nicht, Bapnoe. Ehrlich."
„Du aufhören ansehen Migava?"
Ich nicke widerstrebend. Wenn es stimmt, was er sagt, weiß ich zumindest endlich, warum meine galaktische Traumfrau so zurückhaltend ist.

In dieser Nacht schlafe ich schlecht. Niedergeschlagen wälze ich mich auf meinem weichen Lager hin und her und lausche Jordans tiefen Atemzügen und den Geräuschen der Nacht, die durch die offene Tür zu uns hereinkommen. Ist Migava womöglich gerade bei Bapnoe in der Hütte? Der Gedanke bereitet mir Bauchschmerzen.

Ein Geräusch, das nicht zu den anderen passt, lässt mich aufschrecken. Möglich, dass ich mich täusche, doch es kommt mir vor, als sei jemand in eine unserer Gruben gefallen. „Jordan“, rufe ich leise. „Wach auf!“

Er rührt sich nicht. Also stehe ich auf, gehe zu seinem Lager hinüber und rüttele unsanft an seiner Schulter. „Jordan! Alarmstufe Rot!“

Im Nu ist er hellwach. Seine Augen leuchten in der Dunkelheit. „Die Barwofin?“ „Möglich. Ich glaube, unsere Grubenfalle ist zugeschnappt.“

Er schiebt die Beine aus dem Bett und setzt sich auf. „Wir müssen Ngowin informieren.“ „Das mache ich. Weck du deine Leute.“

Er nickt. Leise schleichen wir aus der Hütte und halten uns rechts. Während Jordan gleich durch den nächsten Eingang schlüpft, gehe ich vorsichtig weiter. Es ist verflucht finster. Das Lagerfeuer glimmt nur noch schwach und die drei Monde dieses Planeten sind verdammt weit entfernt und spenden daher nur wenig Licht.

Aufmerksam lausche ich, doch ich kann nichts hören. Ngowin hat erzählt, dass das Volk der Barwofin es versteht, sich geräuschlos zu nähern, um dann umso überraschender loszuschlagen.

Endlich erreiche ich seine Hütte. Ich weiß, dass er auf der linken Seite schläft, also wende ich mich mit ausgestreckten Armen dorthin. Nach einigen Schritten durch die Dunkelheit stoße ich mit den Fußspitzen gegen Ngowins Lager. Bevor ich ihn vor den Angreifern warnen kann, spüre ich plötzlich etwas Spitzes an meinem Hals. Scharf ausgestoßene Worte zischen etwas Unverständliches. Mit Mühe erkenne ich Ngowins Stimme.

„Ich bin es“, wispere ich erschrocken. „Leonard.“

Die Waffe, vermutlich einer der großen Dornen, die wir auf dem Boden der Gruben aufgestellt haben, verschwindet von meiner Kehle und ich atme erleichtert auf. „Was du willst hier mitten in Nacht?“

Ich berichte und informiere ihn zusätzlich darüber, dass Jordan bereits seine Männer weckt. Ngowin erhebt sich sofort. „Du bleiben hier, bei meiner Tochter. Beschütze sie, Leonard.“ Ich nicke, erleichtert, dass sie hier ist und nicht bei Bapnoe. „Natürlich.“

Er wirft mir einen beschwörenden Blick zu und verschmilzt dann mit der Dunkelheit. Nun bin ich allein mit Migava. Trage die Verantwortung dafür, dass ihr nichts geschieht. Ich straffe die Schultern. Mit Zähnen und Klauen

werde ich sie verteidigen, jawohl!
Ich nähere mich ihrem Bett, knie mich vor die Schlafende und wispere auf Deutsch: „Keine Angst, schöne Migava, ich werde auf dich aufpassen."
„Leo? Bist du das?", haucht sie. Ihre Stimme klingt nervös.
„Ja. Dein Vater bat mich, bei dir zu bleiben. Tut mir leid, wenn ich dich geweckt habe."
„Schon gut, ich war bereits wach."
Allmählich gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit. Ich kann Migavas Umrisse erkennen. Blut rauscht in meinen Ohren, mein Herz hämmert. Migava so nah zu sein, allein und im Dunkeln …
„Greifen die Barwofin an?", flüstert Migava und setzt sich auf.
Ich räuspere mich. „Möglich. Wir sind nicht sicher."
Stille. Nur ihren angstvollen Atem kann ich hören. „Ich fürchte mich, Leo", gibt sie zu und fügt mit erstickter Stimme hinzu: „Letztes Mal holten sie meine Schwester."
„Das wusste ich nicht." Erschüttert stehe ich auf. „Wenn es so ist, sollten wir besser in meine Hütte gehen. Dort vermuten sie dich nicht."
Nach kurzem Zögern schlägt sie ihre Decke zurück, die aus denselben Blättern besteht wie unsere Kleidung, und erhebt sich. „Gut. Gehen wir."
Wenig später huschen wir durch unseren Eingang und setzen uns schweigend auf mein Lager. Migava zittert. Ob vor Angst oder vor Kälte kann ich nicht erkennen, es ist auch nicht wichtig. Fürsorglich hänge ich ihr die Mikrofaserdecke um die Schultern.
„Danke. Du bist sehr freundlich." Sie sitzt dicht neben mir, so dass ich ihre Körperwärme spüre. Wie gern würde ich den Arm um sie legen, sie an mich ziehen, sie womöglich sogar küssen. Doch ich wage es nicht, weil ich nicht weiß, wie sie reagieren würde.
Von draußen ist noch immer nichts zu hören. Migava wirkt angespannt. Ich lege meine Hand auf ihre und drücke sie, um ihr Mut zu machen. Sie sieht zu mir auf und lächelt. Endlich lächelt sie mich an! Mein Herz schlägt schneller und irgendwie … fröhlicher als vorher. In diesem Augenblick durchbricht lautes Gebrüll die Stille der Nacht.
„Die Barwofin", haucht Migava entsetzt.
Ich springe auf. „Leg dich flach hin, schnell!"

Sie gehorcht und ich breite die Decke über sie. Aufmerksam lausche ich nach draußen, höre Schreie, Körper, die in den See stürzen und wütendes Gejohle. Angst um Jordan erfüllt mich. Am liebsten würde ich mich teilen, so dass eine Hälfte weiterhin Migava beschützen und die andere meinem Freund zu Hilfe kommen könnte. Doch das geht leider nicht.

Oder doch? Ich überlege. Migava ist gut versteckt und in meiner Hütte so sicher wie nur möglich. Ich muss mich ja nicht weit entfernen, kann in der Nähe bleiben, um im Notfall zur Stelle zu sein.

Im Dunkeln ergreife ich den Rucksack, der neben meiner Schlafstätte steht, und wühle darin, bis ich das vertraute Metall meines Taschenmessers ertaste. Hastig ziehe ich es hervor und klappe es auf.

Der Tumult draußen nimmt zu. Jordan braucht mich.

„Migava, bleib wo du bist, beweg dich nicht! Ich bin gleich zurück."

Ich warte keine Antwort ab und renne zur Tür. Eine Hütte, nicht weit von meiner, geht in Flammen auf, als ich nach draußen trete. Erschrocken weiche ich zurück. Das plötzliche Licht zeigt mir die Szenerie, einen im Feuerschein zuckenden Kampf zwischen den Barwofin und den Taiquaniern. Pfeile surren durch die Dunkelheit und den Schreien nach zu urteilen finden sie immer häufiger ihr Ziel. Dennoch ist die Lage dramatisch. Die Angreifer sind zwar klein, aber wendig. Ihre im Feuerschein gespenstisch wirkende helle Haut ist schauerlich bemalt, die dunklen Haare stehen vom Kopf ab, wohl, um sie größer erscheinen zu lassen. Bemerkenswert finde ich den langen und kräftigen Schwanz, der es den Barwofin ermöglicht, besser das Gleichgewicht zu halten und ihn notfalls als drittes Bein zu benutzen. Für mich als Biologe sind diese Wesen mindestens so interessant wie die Taiquanier. Doch nun gilt es, Migava und die anderen zu beschützen.

Plötzlich hagelt es. Verwirrt hebe ich den Kopf. Einige Taiquanier fliegen mit den unter Jordans Anleitung gebauten Schleudern über das Schlachtfeld und schießen die kleinen harten Früchte, die mich optisch immer an Walnüsse erinnern, auf die Barwofin. Dennoch kommen die Angreifer immer näher.

Unsicher starre ich auf das Messer in meiner Hand, dessen Schneide im Licht der Flammen glitzert. Noch nie habe ich ein anderes Wesen absichtlich verletzt oder gar getötet, bin mir nicht einmal sicher, ob ich es kann.

Ich habe den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als ein Barwofin auf mich

zustürmt, brüllend, das bemalte Gesicht zu einer grausigen Grimasse verzerrt. Ich denke an Migava, an ihre Angst vor diesen Gestalten. Mechanisch hebe ich die Hand mit dem Messer und als der Barwofin so nah vor mir ist, dass ich das Gelbe in seinen Augen sehen kann, stoße ich zu, so kraftvoll ich nur kann. Mir wird übel, als die Schneide oberhalb des Brustkorbs in seinen Körper eindringt. Er schreit auf und schwankt, doch er fällt nicht. Mit einem Ruck ziehe ich die Waffe zurück und stoße noch einmal zu, treffe diesmal den langen, dünnen Hals. Flüssigkeit schießt aus der Wunde und der Barwofin bricht stöhnend zusammen. Keuchend und von einer seltsamer Befriedigung erfüllt sehe ich auf ihn hinab. Er kann Migava nichts mehr antun.

Erneut werde ich angegriffen. Wie im Rausch stoße ich mein Messer in die Leiber, die sich auf mich stürzen, bis sie reglos vor mir auf dem Boden liegen. Fassungslos starre ich sie an, noch wie gelähmt vor Entsetzen über meine Tat. Ein Jubelschrei weckt mich aus meiner Trance. „Sie ziehen sich zurück!“

Es ist Jordan. Sein stolzes „Wir haben sie besiegt!“ wird von einem Triumphgeheul aus vielen Kehlen übertönt. Erleichterung durchflutet mich. Wir haben die Gegner in die Flucht geschlagen. Migava ist in Sicherheit.

Der Gedanke an Ngowins Tochter sorgt dafür, dass ich aufspringe und in meine Hütte eile. „Migava, sie sind fort!“ Überglücklich renne ich auf mein Bett zu. Im dämmrigen Licht erkenne ich, dass mein Lager verwaist ist und die Decke am Boden liegt. Ungläubig und verwirrt sehe ich mich um. Die Hütte ist leer. „Migava? Wo bist du?“

Keine Antwort. Erschüttert lasse ich mich auf mein Bett fallen und schlage die Hände vor das Gesicht. Während ich wie ein Berserker gemordet habe, ist offenbar mindestens einer der Barwofin in meine Hütte eingedrungen und hat Migava verschleppt. Sie ist in den Händen dieser Wilden und es ist meine Schuld. „Leo!“ Jordan stürmt herein. Ich nehme die Hände wieder herunter und schaue ihn an. Er ist außer Atem aber seine Augen leuchten. „Leo, wir haben es geschafft! Sie sind weg!“ „Ja, ich weiß“, erwidere ich tonlos. „Und sie haben Migava mitgenommen.“ Er sagt nichts, aber kurz darauf stürmt mein Freund mit seinen Männern bereits hinter den Barwofin her. Ich bin unfähig, mich ihnen anzuschließen. Tiefe Verzweiflung und die Angst um Migava halten mich in ihren Klauen, lähmen mich.

Plötzlich steht Ngowin vor mir. „Sie ist fort? Ist das wahr?“

Ich nicke, wage kaum, ihn anzusehen. Er bat mich, seine Tochter zu beschützen und ich habe jämmerlich versagt. Wegen mir hat er nun beide Kinder verloren. „Du wolltest auf sie achtgeben, Leonard“, flüstert er. „Es tut mir so leid, Ngowin! Sie kamen immer näher. Ich musste etwas tun! Da nahm ich mein Messer und …“

Mit versteinertem Gesicht hebt er eine Hand, will nichts mehr hören. Ich schäme mich entsetzlich. Er dreht sich um und geht. Lässt mich in meinem Elend allein.

Nachdem ich mich eine Weile in Schuldgefühlen und Selbstmitleid gewälzt habe, wird mir klar, dass es nur eine Möglichkeit gibt, diese Schuld wiedergutzumachen. Ich stehe auf, mache einen Schritt auf den Hütteneingang zu und halte inne. Mein nackter Fuß ist auf etwas getreten, etwas Kühles, Feuchtes. Ich bücke mich und hebe es auf. Es ist mein Messer, besudelt mit dem Blut der Barwofin. Grimmig packe ich es und eile hinaus. Noch klebt nicht genug Blut daran. Wer auch immer Migava aus meiner Hütte entführt hat, es wird ihm bitter leid tun.

Bebend vor Wut laufe ich durch den Dschungel. Am Horizont geht bereits die Sonne auf, so dass ich besser sehen kann. Vor mir glitzert etwas. Ich steuere darauf zu und erkenne unser Raumschiff. Als ich davor trete, durchfährt mich ein stechender Schmerz. Ich bin in eine Glasscherbe getreten. Mit einem Ruck ziehe ich sie aus meinem Fuß.

Ein Sonnenstrahl geht durch die Scherbe, konzentriert sich auf ein Blatt und beginnt, ein Loch hinein zu brennen. Eine dünne Rauchsäule windet sich nach oben. Ich lächle zufrieden und marschiere leicht humpelnd weiter, die Scherbe behalte ich in der Hand.

Die Sonne wandert höher. Durst quält mich, doch ich halte nicht an. In Gedanken bin ich bei Migava. Durch welche Hölle muss sie wohl gerade gehen? Die Angst um sie treibt mich weiter, wenn die Erschöpfung mich zum Aufgeben zwingen will.

Als ich Stimmen vernehme, bleibe ich stehen. Die Barwofin! Offenbar habe ich sie gefunden. Durst und Müdigkeit sind vergessen. Vorsichtig schleiche ich näher. Durch einige riesige Blütenblätter sehe ich auf eine Lichtung. Etwa drei Dutzend der Barwofin stehen oder sitzen dort, reden halblaut miteinander und begutachten gegenseitig ihre Verwundungen. Nicht weit von mir entfernt entdecke ich einen Haufen handgefertigter, mit dem grünen Blut der

Taiquaina verschmierte Speere. Doch wo ist Migava?
Einer der Barwofin erhebt sich und tritt auf eine Person zu, die an einen Stamm gebunden ist. Ich erstarre. Migava! Aus der Entfernung wirkt sie zwar schwach und erschöpft, aber unversehrt. Der Mann tritt auf sie zu, hebt ihr Kinn an und sagt etwas. Meine Finger umklammern die Scherbe und das Messer, als ich sehe, dass seine krallenartige Hand auf anzügliche Art über ihre Arme und Schultern streicht. Migava zuckt unter der Berührung zusammen, doch ihr Blick ist von eisigem Stolz. Er lacht, tritt noch näher an sie heran und flüstert etwas in ihr kleines, leicht spitz zulaufendes Ohr. Am liebsten würde ich ihn von ihr fortreißen. Stattdessen halte ich Ausschau nach der Sonne und hebe langsam die Hand.
Wenig später beginnt der Haufen mit den Speeren zu qualmen, dann schlagen die ersten Flammen hoch. Das Material brennt noch besser als trockenes Holz. Zufrieden lasse ich die Scherbe wieder sinken und mache mich daran, möglichst geräuschlos die Lichtung zu umrunden. Als ich Migava und den aufdringlichen Kerl fast erreicht habe, höre ich die erwarteten Rufe. Ihr Peiniger dreht sich alarmiert um und rennt mit den anderen auf die brennenden Waffen zu. Rasch eile ich zu Migava und schneide die Fesseln durch.
Sie dreht überrascht den Kopf, erkennt mich und strahlt vor Erleichterung.
„Leo!“ „Psst!“ Ich reiche ihr meine Hand und so schnell wir können verschwinden wir zwischen den Pflanzen des Urwalds. Als ich sicher bin, dass sie uns nicht verfolgen, verlangsamen wir unseren Schritt.
„Haben sie dir etwas angetan?“, erkundige ich mich besorgt. Sie schüttelt den Kopf. „Nein. Aber viel fehlte nicht, glaube ich.“ Ein Schaudern durchläuft ihren Körper.
Voller Schuldgefühle senke ich den Kopf. „Es tut mir so leid, dass ich dich im Stich gelassen habe. Das war ein schrecklicher Fehler.“
Sie bleibt stehen und sieht mich ernst an. „Ist schon gut, Leo. Du hast getan, was du tun musstest. Und nun hast du mich aus den Fängen der Barwofin befreit. Mein Vater wird dir ewig dankbar sein.“
Sie sieht mir offenbar meine Zweifel an. „Glaub mir. Er wird dir nicht böse sein. Und ich bin es auch nicht.“
Erleichtert will ich etwas sagen, als ich hinter ihr eine Bewegung erahne. Unwillkürlich versteife ich mich.

„Leo? Was ist?“
„Bleib ganz ruhig“, wispere ich.
„Da ist noch einer von ihnen, oder?“, fragt sie mit dünner Stimme.
Ich nicke knapp. „Wenn ich dir ein Zeichen gebe, flieg los. Nach Hause.“
„Und du?“
„Ich komme so schnell wie möglich nach“, sage ich zuversichtlicher als ich mich fühle und klappe hinter meinem Rücken das Taschenmesser aus. „Jetzt!“
Sie breitet ihre Flügel aus und schwingt sich erstaunlich schnell in die Luft. Ich stürze, das Messer in der erhobenen Rechten, auf den Mann zu, der uns durch die Blätter einer Pflanze beobachtet hat.
Er reagiert besonnener, als es mir lieb ist. Mit festem Griff packt er meinen rechten Unterarm und entreißt mir das Messer. Dann gibt er mir einen kräftigen Stoß. Ich lande hart auf dem Rücken und stöhne vor Schmerz laut auf. Bevor ich mich wieder aufrappeln kann, ist er über mir. Jetzt erkenne ich in ihm Migavas Peiniger von der Lichtung. Sein krallenbewehrter Fuß drückt mich zu Boden, während er mich mordlüstern anfunkelt. Die Spitze des Messers schwebt drohend über meinem Gesicht. Ich spüre, dass mir der Schweiß ausbricht und mein nervöses Auge zu zucken beginnt. Krampfhaft überlege ich, wie ich mich aus dieser Situation befreien kann.
Ein leises Surren erklingt und der Barwofin hebt den Kopf. Im nächsten Moment fahren seine Hände hektisch zu seinem dürren langen Hals. Das Messer fällt zu Boden. Ich stoße den Fuß von meinem Leib, angele mir das Messer und springe auf.
Migava schwirrt über dem Mann. Sie zieht an einer dünnen, aber offenbar reißfesten Pflanzenfaser, die sie ihm um den Hals geschlungen hat. Er schwankt, ächzt und läuft rosarot an.
„Leo!“, ruft Migava. An ihrem Gesichtsausdruck kann ich sehen, dass ihre Kräfte schwinden.
„Töte ihn! Schnell!“
Rasch gehe ich auf ihn zu und jage ihm kurzerhand die Spitze meines Messers dorthin, wo beim Menschen das Herz sitzt. Einige Spritzer seines hellen Blutes landen auf meinem Arm. Migava lässt schwer atmend das Seil los. Der Barwofin gurgelt, rollt mit den Augen und stürzt zu Boden wie ein gefällter Baum.
Sacht landet meine Retterin neben mir, die Augen auf den leblosen Körper

gerichtet. Ich nicke ihr dankbar und voller Anerkennung zu. „Das war beeindruckend. Du hast mir das Leben gerettet."
Sie lächelt keck. „Ich konnte dich mit diesem Kerl doch nicht allein lassen."
„Ja, sieht ganz so aus. Danke."
Seite an Seite gehen wir weiter. Irgendwann sieht sie mich prüfend an. „Leo?"
„Ja?"
„Ich muss mich auch bei dir bedanken. Weil du mich von dort weggeholt hast." Sie zeigt über ihre Schulter in die Richtung, in der die Waldlichtung liegt. „Ich mag gar nicht daran denken, was geschehen wäre, wenn du nicht gekommen wärst." Auch ich will mir das lieber nicht vorstellen. „Ich hätte mir nie verziehen, wenn dir etwas passiert wäre", sage ich ehrlich.
Ein paar Schritte lang schweigen wir. „Findest du mich eigentlich hübsch?", fragt sie unvermittelt. „Ich meine, obwohl ich anders aussehe als die Frauen auf deinem Heimatplaneten."
Überrascht zögere ich mit der Antwort. „Ja, Migava", antworte ich schließlich. „Ich finde dich wunderschön und sehr begehrenswert. Wusstest du das nicht?"
Sie schüttelt den Kopf. „Ich habe es nur geahnt, nicht gewusst."
„Nun, jetzt weißt du es." Ihre Hand tastet nach meiner und hält sie fest. „Warum bist du dann so … distanziert?" Ich glaube zu träumen. Wie oft habe ich mir eine Szene wie diese ausgemalt?
„Na ja", sage ich verlegen. „Ich hatte den Eindruck, du magst mich nicht besonders." Sie bleibt stehen, dreht sich zu mir um und schlingt ihre Arme um meinen Hals. „Da hast du dich geirrt", flüstert sie dicht an meinem Ohr. Ihr Atem streift meine Wange.
Mein Puls beginnt zu rasen. „Das freut mich", bringe ich heiser hervor.
„Es stimmt, anfangs hielt ich dich für jemanden, der ... wie sagt ihr? Ja, ich hielt dich für ein Großmaul. Aber jetzt …"
Gekränkt schiebe ich sie von mir. „Jetzt hältst du mich nicht mehr für ein Großmaul, ja?" „Nein. Du hast Mut bewiesen, hast dich allein auf den Weg gemacht, nur um mich zu retten. Offenbar habe ich mich in dir geirrt."
Besänftigt ziehe ich sie wieder an mich. „Früher war ich vielleicht wirklich ein Großmaul", räume ich ein.
Sie sieht mir tief in die Augen, ein bezauberndes Lächeln auf den kaum vorhandenen Lippen. „Und warum küsst du mich nicht endlich?"

„Das würde ich ja gern“, versichere ich ihr, „aber ich habe gehört, dass … Bapnoe Ansprüche auf dich erhebt.“ Sie schnaubt empört. „Wer sagt das?“
„Bapnoe. Und er war sehr überzeugend.“
„Pah! Er ist ein Idiot. Ihm liegt daran, der Sohn meines Vaters zu werden, sich in seinem Ansehen zu sonnen und später seinen Platz einzunehmen. An mir liegt ihm nichts.“
„Bist du sicher?“
„Natürlich. Er hat es mir selbst gesagt.“
Ich bin baff. „Und was sagt Ngowin dazu?“
„Er würde mich nie zwingen, mit jemandem zusammen zu sein, den ich nicht will.“
„Und … wen willst du?“
Als Antwort nimmt sie meine Hand und führt sie zu ihrer Brust, legt sie auf die sanfte Erhebung. „Du bist in meinem Herzen, Leo. Spürst du es nicht?“
Wie eine heiße Flutwelle strömt mir das Blut durch die Adern.
„Na ja, ich war mir nicht ***ganz*** sicher“, flüstere ich lächelnd. Dann beuge ich mich zu ihr und berühre behutsam mit meinem Mund ihre schmalen, leicht geöffneten Lippen. Sie gibt einen kleinen weichen Ton von sich und schmiegt sich an mich. Ihre Zunge ist schmaler und fester als die der Frauen auf der Erde. Ein aufregendes Gefühl. Ihre kühlen Finger gleiten zärtlich über meine Haut, sie presst sich an mich und ich bin sicher, noch nie in meinem Leben so glücklich gewesen zu sein.
Erst gegen Abend erreichen wir das Dorf, beide ein seliges Lächeln im Gesicht. Leise nähern wir uns den anderen, die rund um das Feuer vor Ngowins Hütte hocken. Noch haben sie uns nicht bemerkt. Die Stimmung ist gedrückt, niemand sagt etwas. Nur das Knistern des Feuers ist zu hören. Einige Männer sind verwundet, ihre Arme, Beine oder Köpfe mit Blättern verbunden.
Ich erkenne Jordan und bin unbeschreiblich froh, dass er und seine Männer zurückgefunden haben. Geräuschlos drehe ich mich zu Migava um, nehme sie fest in die Arme und gebe ihr einen langen leidenschaftlichen Kuss. Dann wenden wir uns dem Feuer zu.
„He, Kumpel!“, rufe ich.
Jordan sieht auf. Ungläubiges Staunen breitet sich auf seinem Gesicht aus, als er mich und Migava erkennt. Während die anderen uns überrascht anstarren

und einer nach dem anderen sich erhebt, springt er auf, rennt auf uns zu und umarmt mich stürmisch. „Du verfluchter Teufelskerl“, lacht er erleichtert. „Du hast es tatsächlich geschafft.“

Ich boxe ihm gegen den Arm. „Hast du was anderes erwartet?“

Über seine Schulter hinweg sehe ich, dass Ngowin auf uns zukommt und halte den Atem an. Fragend sieht er zu seiner Tochter. Sie strahlt. Damit scheinen all seine Fragen beantwortet zu sein. Seine Mundwinkel zucken, als er vor ihr stehen bleibt und sie fest in die Arme nimmt. Dabei sieht er zu mir. „Danke, dass du gebracht hast gesund zurück meine Tochter.“

Ich senke den Kopf und deute eine Verbeugung an. „Ich verspreche dir, dass ich von nun an immer auf sie achten und sie mit meinem Leben vor Gefahr beschützen werde.“ Ngowin nickt zufrieden, löst sich von seiner Tochter und legt mit einer feierlichen Miene ihre Hand in meine. „Nun ich glaube dir. Werden glücklich, ihr zwei.“

Hinter ihm springt Bapnoe auf, doch Jordan fährt ihn scharf an und hält ihn am Arm zurück. Unwillig aber gehorsam setzt sich der junge Mann wieder hin. Ich werde damit rechnen müssen, dass er noch eine Zeitlang wütend auf mich ist.

„Mach dir wegen ihm keine Gedanken“, flüstert Migava mir ins Ohr und zeigt unauffällig auf eines der Mädchen, die Jordan und ich an unserem ersten Tag hier gesehen haben. Es lächelt Bapnoe zu und senkt schüchtern den Blick, als er ihr Lächeln zögernd erwidert.

„Ich weiß, dass sie ihn sehr mag“, wispert Migava und zwinkert mir zu. „Nun ist ihre Chance gekommen und sie wird sie nicht ungenutzt lassen.“

„Was meinst du?“, frage ich und lege glücklich einen Arm um ihre Taille. „Suchen wir uns einen Ort für eine gemeinsame Hütte?“

ENDE

Kurzvita

Britta Bendixen

Britta Bendixen, geboren im Sommer des Jahres 1968, wuchs in Flensburg nahe der dänischen Grenze auf.

Die Rechtsanwaltsfachangestellte hat die Leidenschaft für das Schreiben schon früh in sich getragen, doch erst im Mai 2012 ließ sie sie an die Oberfläche. Seitdem schreibt sie in jeder freien Minute.

Ihren ersten Roman „***Puppenspiel mit Dame***“ hat sie selbst als E-Book veröffentlicht, doch für ihren ersten Krimi „***Höllisch heiß***“, der in ihrer Heimat Flensburg spielt, fand sie einen regionalen Verlag. Im März 2014 erschien der Ostsee-Krimi in den Läden. Mehrere sehr positive Rezensionen bestätigten die Autorin in ihrem Wunsch, dem Schreiben einen Großteil ihrer Freizeit zu widmen.

Im Rindlerwahn-Autorenforum wurde ihr Interesse an Kurzgeschichten geweckt. Seither versucht sich Britta Bendixen in den verschiedensten Genres. Mehrere ihrer Kurzgeschichten wurden mittlerweile in Anthologien veröffentlicht.

Für „WIRmachenDRUCK“ wagte sie erstmals einen Schritt in Richtung Science-Fiction. Es wird voraussichtlich nicht der einzige Versuch bleiben.

Ihre nächsten größeren Projekte sind zum einen eine Fortsetzung ihres Ostsee-Krimis und zum anderen eine romantisch Zeitreise-Geschichte, die sowohl im englischen Mittelalter als auch in der heutigen Zeit spielt. Außerdem arbeitet sie im Auftrag eines Verlags an einem Kurzgeschichtenband über ihre Heimatstadt Flensburg.

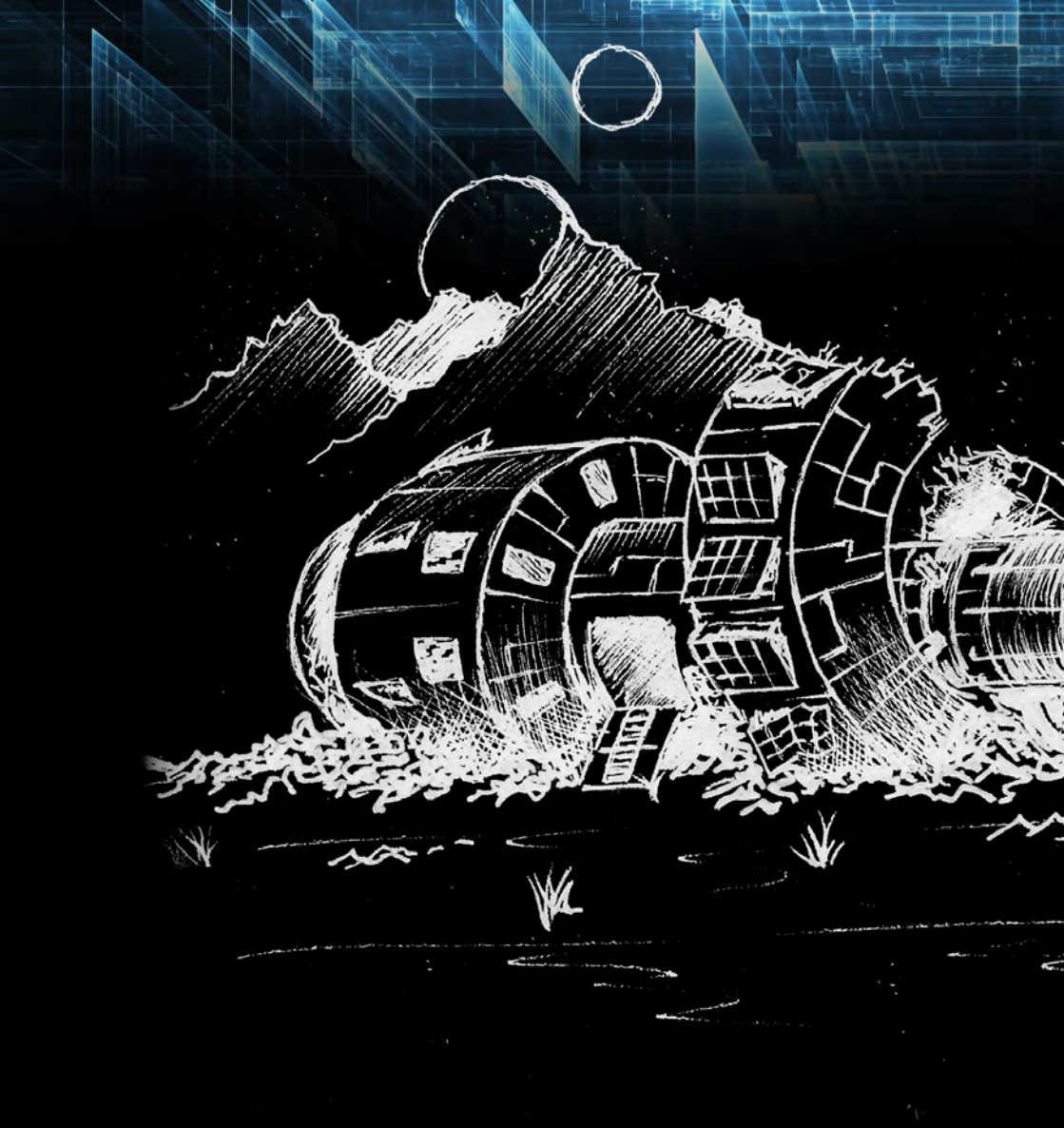
Britta Bendixen ist Mitglied des Flensburger Autorentreffs, mit dem sie mehrmals im Jahr Lesungen veranstaltet. Der unmittelbare Kontakt zu Lesern macht ihr besonders großen Spaß.

Neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit unterstützt sie ihren Ehemann in seinem Architekturbüro und kümmert sich um die beiden gemeinsamen Töchter und die zwei Katzen.

Britta Bendixen lebt mit ihrer Familie in Handewitt bei Flensburg.

Mehr Infos auf www.brittabendixen.de

Handewitt, im Februar 2016



Schiffbruch mit Müsliriegel

Verena Schönfelder

Illustration: Oliver Hjort

Tag 1:

Verdammter Taulikimist! Ist das an, oder? Oh-ho die Sauerstoffumwälzanlage funktioniert nicht mehr richtig, die Solarpanele sind hoffnungslos verzogen, aber für das Logbuch bekomm ich Notstrom. Ja, das ist wichtig.

Falls eines Tages jemand meine erstickte Leiche findet und nicht weiß, was er auf den Grabstein brennen soll, bitte hier ein paar Worte zu meiner Person und der Selbstrettungsmission, in der ich mich unfreiwillig befinde.

Mein Name ist Leonhi Moss, neue Kapitänin des Trümmerhaufens Princess Adina, der vor wenigen Stunden noch ein abgekämpftes Transportschiff des Planeten Erde war.
Kann ein Teil der Fracht überhaupt zum Kapitän befördert werden? Also nachdem keiner mehr da ist, der Einspruch erheben kann, ist das jetzt einfach so. Gut, zurück zu den wichtigen Dingen.
Im Grunde muss es hier für die Kommandozentrale eine Betriebsanleitung geben. Wenn ich der Kapitän wäre, was ich ja seit etwa zwei Minuten bin, läge das Handbuch unter dem Stuhl des Kapitäns.
Nein, tut es nicht. Computer?
Stiller als still.
Dann tun wir eben das, was wir schon die ganzen Zeit versucht haben. Nämlich auf die Tasten klopfen, bis mir der Bordcomputer verrät, wie ich die Sauerstoffumwälzanlage und die Solarpanele reparieren kann. Ob ein Notsignal gesendet wird, wäre auch gut zu wissen. Schließlich sollte ich gar nicht mehr hier sein, wenn die verbliebene Crew das Schiff erreicht.
Oh du hübscher Bildschirm zeigst mir Sternenkarten, das ist auch nicht schlecht. Willst du mir auch verraten, wo wir da drauf sind?
Also bitte, Dumiatis, Zwergplanet der Agerson Galaxie. Überwiegend ödes Land, ein Weltmeer, Flora und Fauna entwickelten sich unter der Erde. Letzte bekannte Zivilisationsmeldung, COMEON-Forschungsstation, errichtet im Erdenjahr 2598. Soso. Das ist ganz schön lange her. Die Oberflächentopografie zeigt keine Umrisse oder Muster, die auf eine intakte Station hinweisen. Allmählich bekomme ich das dumpfe Gefühl, dass es hier auf Dauer ungemütlich werden könnte.
Der Computer benötigt bereits ziemlich lange um meine Abfragen zu laden. Womöglich stimmt etwas mit der Stromzufuhr nicht, aber ich werde nicht warten bis ich hier ohne Energie festsitze. Ich habe so eine Idee, wo ein Raumanzug sein könnte.

Tag 2:

Die zweite Nacht war im Vergleich zur ersten Nacht sehr komatös. Zwar weiß ich nicht, ob es an meiner Kopfverletzung und dem nachgelassenen Schockzustand liegt, aber ich habe tief und selig durchgeschlafen. Sollten auch in dieser Nacht Rettungskapseln wie Sternschnuppen vom Himmel gefallen sein, habe ich jedenfalls nichts gehört oder gesehen.
Gestern war ich noch ausgesprochen fleißig. Durch meinen schier unermüdlichen Krafteinsatz und mithilfe einer selbstgepflückten Brechstange konnte ich die verbliebenen Solarpanele neu ausrichten und die Effizienz des Stromgenerators um heiße 20% steigern. Es flackern noch immer die Lichter an Bord, aber he, dass die Prinzessin nicht mehr fliegen würde, war von Anfang an klar.
Heute Morgen habe ich die Trinkwasseraufbereitungsanlage auseinandergenommen. Mit der Katalysatorbox und den Lufttunnelfiltern kann ich nun händisch Wasser neu aufbereiten. Alter Pfadfindertrick. Ja mit Strom und Wasser lässt es sich in dem Wrack gut leben. Ein Minzblättchen wäre noch schick.
Nein Unsinn, ich trage seit heute Morgen eine Sauerstoffmaske. Die Umwälzpumpe hat in der Nacht den Geist aufgegeben. Wenn es mir in der nächsten Stunde nicht gelingt, diese wieder in Betrieb zu nehmen, werde ich erkunden müssen, was für Flora unter der Oberfläche auf mich wartet und ob man dort atmen kann.

Tag 3:

Der frühe Vogel macht es auch nicht besser. Offenbar lassen sich nicht alle mechanischen Probleme mit dem Einsatz von roher Gewalt beheben. Die Sauerstoffumwälzpume läuft wieder, aber irgendetwas ist bei meiner Behandlung abgebrochen und jetzt hallt ständig so ein Klappern und Knattern durch die Schächte, als wäre ein Poltergeist eingezogen. In der Nacht ist das Geräusch besonders schaurig.
Zu den guten Nachrichten. Princess Adina hat die abgestürzten Rettungskapseln geortet und sie sind alle weit weg. Außerdem glaube ich, dass die wenigsten Crewmen den Absturz überlebt haben. Kein Mitleid meinerseits.

Das kommt davon, wenn man andere Spezies entführt und die dann auch noch in der Kryobox vergisst, sobald ein bisschen der Alarm schrillt. Penner! Nächster Hoffnungsschimmer, ich habe eine Rettungsbarke gefunden. Stellt man sie auf einen hohen Berg, kann das Signal sogar im Weltall empfangen werden. Problem: Wer bringt das Ding in Position?
Mein Sauerstoffbehälter ist nur noch halbvoll und hält für sieben Stunden Spazierengehen, nicht Bergsteigen. Aber wenn ich hier weg will, bleibt mir nichts anderes übrig.

Tag 4:

Wie bin ich hierhergekommen? Meine Atmungsventrikel schmerzen und meine Augen tun weh, oder ist das mein Kopf? Die Rettungsbarke sendet von einem kleinen Berg in der Nähe. Ich hoffe, die Höhe reicht aus, damit das Signal von Raumschiffen empfangen wird. Ich muss nur noch warten und überleben, aber zuerst muss ich schlafen.

Tag 4, beinahe Mitternacht:

Scheiße, da ist wer. Draußen vor dem Schiff ist etwas. Ein Mann? Nein, eine Kreatur. Doch, es ist ein Crewman. Adina Außenbordlicht aktivieren. Ja, ja ich weiß schon, du hast kein Sprachinterface. Alles muss man selber machen. Welches Knöpfchen war das noch gleich. Komm schon. Hier!
Aha, jetzt ist er weg. Meine Unterarmstacheln behaupten aber etwas anderes. Die vibrieren förmlich vor Spannung. Türen versiegeln wäre jetzt eine coole Sache, aber die verbogenen Trümmer kann man kaum normal schließen. Na, dann ist das eben so eine Nacht, die ich mit meiner Brechstange im Arm unter dem Wartungsschacht des zertrümmerten Waffenkontrollboards verbringe.

Tag 5:

Ich habe kaum geschlafen, aber Brechstange und ich haben die Nacht ohne weiteren Horror gut überstanden. Laut Videoaufzeichnung hat niemand das Schiffswrack betreten. Problem, die meisten Aufnahmesta-

tionen wurden beschädigt, das heißt ich kann das gesamte Schiff aus der sicheren Entfernung gar nicht überprüfen. Deshalb habe ich mich nach einer herrlichen Ration Wulu-Sojagulasch aufgemacht, die Gänge und Frachträume selbst zu überprüfen. Mit meinem neuen Lebensabschnittspartner Brechstange natürlich. Niemand geht mehr ohne den anderen irgendwo hin.

Zurück zum spannenden Vormittag. Ich bin also durch die noch begehbaren Gänge geschlichen. Dazwischen habe ich die Kombüse und den Vorratsladeraum sorgfältig geprüft. Die Kanister Kondensmilch, die Krebsfleischdosen, die Wulu-Sojagulaschfässer, die dehydrierten Backwaren und die dubiosen Müsliriegel aus dem Jahr 2020, die der Schiffsingenieur so gerne fraß, sind alle noch da. Also ich habe da keine Inventur gemacht, aber es sah alles so wie immer aus.

Zuletzt kam der Laderaum an die Reihe. Es ist im Grunde nicht einfach, die Laderampe zu öffnen. Irgendetwas ist beim Absturz in der Steuerung kaputt gegangen. Mit meinem bescheidenen Wissen aus den Elektrotechnikkursen in der Oberschule auf Missoni habe ich einen Überbrückungsschaltkreis gebastelt. Es sieht wild aus, und wenn man ihn falsch betätigt, bekommt man einen elektrischen Schlag. Es war einfach nicht mein Fach, mehr möchte ich dazu gar nicht sagen.

Jedenfalls ist mir auch hier nichts Besonderes aufgefallen. Daher bin ich in den Raumanzug geschlüpft und ohne Sauerstoffbehälter hinaus, um Fußabrücke zu suchen. Ich habe vorab geschätzt, dass ich schon ein paar Meter ohne zusätzlichen Sauerstoff machen kann.

Menschenspuren zu finden lernt man jetzt nicht unbedingt bei den Pfadfindern, aber essbare und feindliche Viecher schon, also andere Spur, gleiches Prinzip. Ich habe gerade ein, ich weiß nicht zwei Schritte in die herrliche Mittagssonne von Dumiatis gemacht, da sehe ich einen Zettel, der neben der Tür klebt. So ein gelbes, kleines Blatt Papier. Ich schwöre euch, liebe Zuhörer, es war Papier. Nachdem ich meinen Steinzeitflash überwunden hatte, bin ich mit dem Zettel wieder hinein. Darauf steht krakelig geschrieben: „Notsignal empfangen, wir kommen wieder, Überlebende bereit halten." Es ist mir nicht ganz wohl dabei. Woher soll ich wissen, ob die Leute mir helfen werden. Dann, wer sind die? Etwa Wissenschaftler von dieser Forschungsstation? Und wer zur Hölle benutzt heute noch Papier?

Zur Beruhigung habe ich zu Mittag gleich zwei Rationen Wulu-Sojagulasch ge-

futtert, das Einzige, was man hier an Board essen kann.

Tag 6:

Seit die Sauerstoffumwälzanlage nur mehr klappernd arbeitet, hege ich den Verdacht, dass mich das nervige Geräusch auf lange Sicht wahnsinnig machen wird. Im Grunde warte ich mit einem mulmigen Bauchgefühl nur noch auf die angekündigte Rettung. Das Schiff hält mich am Leben und schützt mich vor potentiell gefährlichen Lebewesen und der starken Sonnenstrahlung. Es gibt reichlich Nahrung, vorausgesetzt, ich muss nicht länger als zwei Wochen auf die angekündigte Unterstützung warten.
Es gibt nichts zu tun. Ich bin diesem klappernden Geräusch ausgeliefert. Ich höre es sogar im Schlaf, in meinen Träumen. Brechstange und ich haben das Schiff auf der Suche nach ml-Dateien durchsucht. Jede Musikliste von jedem x-beliebigen Crewman wäre mir lieber gewesen als dieser quälende Lärm. Nichts gefunden. Eine Zeit lang habe ich aus Protest gegen meine Hilflosigkeit unrhythmisch auf einem Sauerstoffbehälter getrommelt. Versteht sich von selbst, auf Dauer ist das keine Lösung.
In der unendlich verzweigten Datenarchitektur von Adina habe ich letztendlich ein Fach in einer Datenbibliothek mit zehn Standardsongs gefunden, die ich möglichst laut abspiele, um mich von der Sauerstoffumwälzanlage abzulenken.
Warum ich mit so einem Schwachsinn das Logbuch bequatsche? Seit etwa zehn Minuten höre ich ein Kratzen. In der Nähe der Antriebswelleninduktion kratzt etwas. Ich höre wie Krallen am Mantel des Schiffs Furchen hinein schlagen. Ist das wirklich oder bilde ich es mir ein? Wenn das Geräusch real ist und das Ding so weiter macht, wird das Schiff nachgeben, das garantiere ich.

Tag 7:

Ich sitze bereits seit sechs Tagen in der schrottreifen Princess Adina auf dem Planeten Dumiatis fest.
Die Nacht war sehr ruhig. Zu ruhig, denn ich bin mir sicher, dass etwas um das Schiff schleicht. Ich höre es von Zeit zu Zeit heftig kratzen, dann ist

es für lange Zeit wieder still. Es dürfte nicht allzu schlau sein, denn wenn es nur ein wenig hartnäckiger eine Stelle des Schiffs bearbeiten würde, hätte es sich längst durch den beschädigten Mantel geschlagen. Die Kameras, die ein wenig die Umgebung filmen, haben das vermeintlichen Tier nicht aufgezeichnet. Mit Sicherheit ist es um das Schiff geschlichen. Es ist mir ein Rätsel, warum ich keine Aufnahme davon habe. Ich fürchte, dass ich es mir nur einbilde. Was ist, wenn ich meinen Verstand verloren habe? Die heftige Kopfverletzung, die ich mir beim Absturz zuzog, der Sauerstoffmangel, als ich die Barke aufgestellt habe und dann auch noch das nervtötende Geräusch. Es wäre gut denkbar, dass mein Hirn nicht mehr richtig funktioniert.
Es gibt nur ein Heilmittel gegen den bevorstehenden Verfall meiner geistigen Fähigkeiten. Ich muss hinausgehen und dem Biest in die Augen sehen. Dann werde ich wissen, ob es wirklich da ist, oder ob ich den Verstand verliere.

Tag 8:

Leonhi Moss. Ja, ich lebe noch. Mir fehlt zwar ein Bein, aber eine Holzprothese ist für eine Kapitänin ohnehin viel passender.
Quatsch, es geht mir gut, bestens sogar. Mit meiner Brechstange und einem Sack Müsliriegel habe ich mich der Bestie gestellt. An dieser Stelle möchte ich ergänzen, ich weiß jetzt, dass ich 15 Minuten ohne zusätzlichen Sauerstoffbehälter in dem Raumanzug atmen kann. So lange war ich gestern außerhalb des Schiffs unterwegs.
Ängstlich und wild um mich blickend betrat ich von der Laderampe aus den Planeten. Ich musste nicht lange warten, da entdeckte mich die Kreatur. Dass es sich dabei um jenes Wesen handelte, das in der Nacht um das Schiff geschlichen war, stand außer Frage. Seine wurstdicken Krallen glänzten in der Sonne wie das Messerset eines Spitzenkochs. Zaghaft näherte es sich mir. Es ist so groß, dass wir einander auf Augenhöhe begegneten. Seine Haut ist mitteldunkel gemustert und ledrig, sein Kopf vergrößert durch einen runden Kamm, der den Schädel mit dem Nacken verbindet. Es läuft auf vier kräftigen Beinen, die einiges an Gewicht stemmen müssen. Am Bauch hat es feinen, weißen Flaum. Ich hoffe, meine Beschreibung ist ausreichend, um es sich vorstellen zu können. Sollte nun das Bild eines großen Eichhörnchens

entstanden sein, so ist das falsch, trotzdem scheint es Müsliriegeln zu mögen. Langsam packte ich einen Riegel aus und hielt ihm das trockene Stück hin. Es schnüffelte hochkonzentriert daran. Deshalb nenne ich es auch Schnuffi. Es schlang die Müsliriegel hinunter wie nichts. So ein riesiges Vieh. Wir saßen auf der Laderampe. Schnuffi zog sich einen Riegel nach dem anderen hinein und ich streichelte seine Nase. Schließlich fraß es den halben Sack.
Es war nett, aber mit der Zeit wurde mir wegen des Sauerstoffmangels schwindlig und ich verabschiedete mich schweren Herzens von meinem Haustier. Leider kann ich es nicht an Board mitnehmen. Schnuffi verträgt keinen Sauerstoff. Na gut, mein Haustier wird es wohl nie wirklich werden. Unwahrscheinlich, dass ich mir jemals das Atmen von Sauerstoff abgewöhnen kann. Echt schade.

Tag 9, Vormittag:

Ein neuer Tag, die Sonne strahlt. Schnuffi hat außen ein wenig am Schiff gekratzt, aber alles in allem habe ich gut geschlafen. Außerdem denke ich, dass der Rettungstrupp bald da sein wird und dann komme ich endlich hier heraus, zurück in die Zivilisation. Mit Menschen reden, darauf freue ich mich schon sehr. Ich werde Schnuffi füttern gehen, und dann beginnen, meine Sachen und ein paar mehr zu packen.

Tag 9, nach Mittag:

Leonhi Moss, wichtiger Eintrag zur Dokumentation. Ein Augenzeugenbericht. Ich öffnete gegen 10:30 die Laderampe mit einem Sack Müsliriegel in der einen, und einer metallenen Stange in der anderen Hand. Schwerfällig hob sich das Tor. Bereits auf halber Höhe erkannte ich menschliche Beine. Meine Ahnung, dass es sich um einen Crewman handeln musste, bestätigte sich in Kürze. Wir blickten einander für einen viel zu langen Moment in die Augen. Sein Blick war überrascht und erschöpft, nichts weiter. Er stellte nur eine Frage, ob denn noch jemand überlebt habe.
Ich erkannte diesen Mann nicht wieder, aber ich wollte ihn auch nicht näher kennen lernen. Hastig bemühte ich mich das Tor zu schließen, aber in der

Hektik vertauschte ich die Kabel und bekam einen elektrischen Schlag, der mich für einen Moment zum Niederknien zwang.
Er wollte den Laderaum betreten. Ich sah, wie sein schwerer Körper beschleunigte. Noch bevor er mit beiden Beinen das Schiff betrat, sprang Schnuffi vom Dach des Schiffes, packte den Crewman an der Schulter und zog ihn unter das Schiff. Auf allen Vieren krabbelte ich hinaus, um zu sehen, wohin Schnuffi ihn verschleppt hatte. Offenbar hat das Tier unter der Laderampe ein Erdloch ausgegraben, in dem es sich vor den heißen Nachmittagen schützt. Der Mann schrie sehr lange vor Schmerzen. Ich höre ihn noch, wenn ich die Augen schließe. Das Tor ist jetzt geschlossen und ich bin in Sicherheit. Ich bezweifle, dass Schnuffi auf dem Dach erkennen konnte, dass der Crewman auf der Laderampe stand und nicht ich. Auch wenn ich mich irren sollte und dieses Tier mich nur retten wollte, weil es, keine Ahnung, meine Angst witterte, die Unsicherheit bleibt. Ich fürchte um meine Retter, wie soll ich sie warnen?

Tag 10:

Nicht gut geschlafen, nicht viel gegessen und nicht versucht zuversichtlich zu sein.

Tag 11:

Meine Probleme alphabetisch geordnet: Habe die Lebensmittel seit dem Absturz halbiert, mein Haustier ist ein Raubtier, ich weiß nicht, wann die Rettung kommt und diese weiß nichts von Schnuffi. Nachdem ich das Tier nicht weiter gefüttert habe und der Crewman wahrscheinlich bereits verdaut ist, versucht es sich wieder mit großer Begeisterung in das Schiff zu schlagen. Ich bin mittlerweile überzeugt, dass Schnuffi mich und meine Rettung ohne zu zögern frisst, wenn mir nichts einfällt, um es einzusperren. Zusätzlich bekomme ich allmählich Platzangst oder so etwas in der Art.
Oh, damit hier nicht der Eindruck entsteht, ich hätte in der Schule gar nichts

mitbekommen, sei hier angemerkt, die Sortierung erfolgte nach Missoni-Alphabet. Das soll hier schließlich keine Dokumentation werden, wie ungebildet ich bin, sondern wie ich heldenhaft jede verzwickte Situation gemeistert habe.
Ich habe viele Stunden überlegt, davon einige Zeit an die Decke gestarrt, mehrere Runden am Kapitänsstuhl gedreht und dabei eine Lösung für alle meine Probleme gefunden.
Der Plan ist absolut riskant und wahrscheinlich gibt es sogar bessere Optionen, die ich momentan nicht erkenne. Ich schätze einfach, dass heute die Rettung kommt, jage den Laderaum mit einem selbst gemixten Sprengstoff in die Luft, sodass Schnuffi unter den Trümmern eingesperrt wird. Gemäß meiner Einschätzung wird sich das Tier, das sich mit Sicherheit durch Metall arbeiten kann, nach wenigen Stunden befreien können. Damit der Plan klappt, schätze ich weiter, dass sich Schnuffi zur Zeit der Explosion in seiner selbst gebuddelten Grube befindet. Das sind ganz schön viele unbekannte Variablen in der Rechnung. Mit hoher Wahrscheinlichkeit verliere ich durch die Explosion die Sauerstoffumwälzanlage. Ob ich dann überlebe, ist abhängig, wie nahe die Rettung bereits ist, welchen Tod ich sterbe, falls sie zu spät kommt, bleibt wohl bis zum Schluss ungewiss. Entweder ersticke ich oder Schnuffi frisst mich.
In zwei Stunden steht die Sonne am höchsten, dann verkriecht sich das Tier hoffentlich unter das Schiff und ich werfe eine Münze, die bestimmt, wie es weiter geht.

Tag 12:

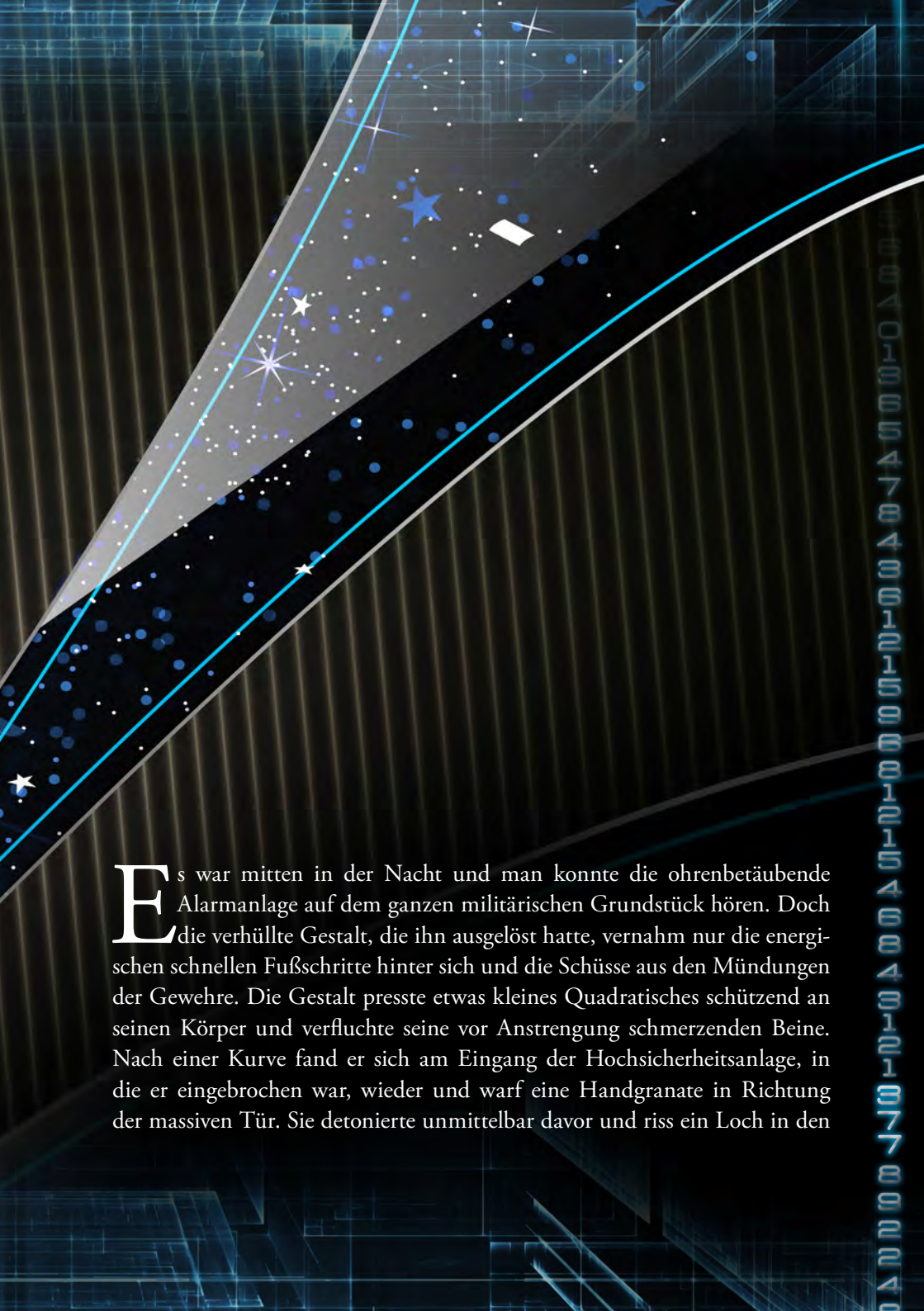
Die Sprengung ist gelungen, aber das war auch die sicherste Komponente in dem ganzen Plan, ist ja schließlich mein wahrer Beruf, Sachen mit einem großen Knall zerspringen zu lassen. Der Sauerstoff ist sehr knapp, ich bin auch schon schrecklich müde und nicke immer wieder ein. Schnuffi hält mich wach, so wie es kratzt, irgendwo tief unter mir mit ungebrochenem Willen. Es schlägt leichte Metalle entzwei wie unsereins, ich weiß nicht, Papier. Am Horizont ist eine Staubwolke erkennbar, entweder die erhoffte Rettung oder ein Sandsturm. Im Bordcomputer sehe ich nicht, dass die Sensoren etwas messen konnten, oder mit anderen Worten: Princess Adina schweigt dazu, hoffentlich nicht für immer.

Kurzvita

Verena Schönfelder

Verena Schönfelder BA, geboren am 10.07.1986 in Österreich als Tochter eines ÖBB Bediensteten und einer Schneiderin. Aufgewachsen in einfachen Verhältnissen, legten ihre Eltern besonderen Wert auf die Vermittlung von Märchen und Kinderliteratur. Daraus erwuchs eine Begeisterung für fantastische Welten, die sie den weiteren Lebensweg über im Hintergrund begleiteten. Nach ausgezeichnetem Abschluss der Matura am Realgymnasium für Berufstätigte, beendete sie ihre Ausbildung des Brotberufs mit Abschluss des berufsbegleitenden Bachelorstudiums an der Fachhochschule Wien im Bereich Finanz-, Rechnungs- und Steuerwesen. Die wieder gewonnene Freizeit verbrachte sie mit dem Lesen von Romanen, für die sie während des Studiums keine Zeit gefunden hatte. Dabei entstand die Idee, selbst fantastische Geschichten zu schreiben. Seit etwa einem Jahr nimmt sie immer wieder an Schreibwettbewerben in den Genres Fantasy, Science Fiction und Horror teil. Ihre erste Veröffentlichung gelang mit der Kurzgeschichte „Verflucht im Leben“ in der Anthologie „Untot“, des Sperling-Verlags im Herbst 2015.

Sterntrauma
Merit Reinschmidt



Es war mitten in der Nacht und man konnte die ohrenbetäubende Alarmanlage auf dem ganzen militärischen Grundstück hören. Doch die verhüllte Gestalt, die ihn ausgelöst hatte, vernahm nur die energischen schnellen Fußschritte hinter sich und die Schüsse aus den Mündungen der Gewehre. Die Gestalt presste etwas kleines Quadratisches schützend an seinen Körper und verfluchte seine vor Anstrengung schmerzenden Beine. Nach einer Kurve fand er sich am Eingang der Hochsicherheitsanlage, in die er eingebrochen war, wieder und warf eine Handgranate in Richtung der massiven Tür. Sie detonierte unmittelbar davor und riss ein Loch in den

Stahl, das gerade mal so groß war, dass der dunkle Einbrecher hindurch springen konnte. Mit einem Satz sprang er durch das Loch und landete etwas unsanft auf der anderen Seite. Der Einbrecher rappelte sich auf und rannte weiter, den Sicherheitsdienst mit den schweren Geschützen hinter sich. „Wir warnen Sie noch ein letztes Mal, lassen Sie den „Stern“ fallen und ergeben Sie sich!“, schrie einer der Wachen mit einer festen Stimme. „Vergesst es!“, war die Antwort darauf. Die Geschosse der Waffen schlugen immer wieder dicht neben dem Unbekannten ein, doch er rannte immer weiter, bis er am Rand eines Waldes vor dem hohen Stacheldrahtzaun zum Stehen kam. „Er sitzt in der Falle!“, meinte einer des Sicherheitsdienstes. ***Denkste!*** Dachte sich der Unbekannte und klammerte sich geschickt mit Fingern und Fußsohlen an den Draht. Dieser gab zwar ein wenig nach, doch er kletterte behände hinauf und schwang sich oben über die Stacheln des Zaunes. Schon wieder landete er unsanft auf dem Waldboden und seine Beine protestierten noch mehr, dennoch hastete die Gestalt unbeirrt durch das Unterholz. Er registrierte, dass seine Verfolger nicht locker ließen und ebenfalls über den Zaun geklettert waren. „Er flieht in Richtung der Wohnblocks!“, beschwerte sich einer der Wachen. ***Ja, ihr Mistkerle, jetzt müsst ihr den Rückzug antreten!***, dachte der Einbrecher mit einem Lächeln, doch die Wachen drehten nicht um. Mist! Der Einbrecher konnte schon einige Häuser erkennen und ein paar Sekunden später hatte er den Wald durchquert und rannte die leeren düsteren Straßen entlang. Der Sicherheitsdienst hatte sich aufgeteilt und schien den Flüchtigen einkesseln zu wollen. ***Nein, so bekommt ihr mich nicht!***, war sich der Flüchtige sicher und bog in den Vorgarten eines Hauses ab.

Er zerschlug kurzerhand ein Fenster, vor welches rosa Rosen gepflanzt waren und stieg in das Haus ein. „Er ist da drin!“, berichtete eine Wache lautstark. ***Mist!*** Panisch sah der Flüchtige sich nach einem Versteck um, aber dieses Haus war eine Sackgasse. Er schaute auf den Kasten in seiner Hand. Er war zu weit gekommen, um einfach so aufzugeben! Da fiel sein Blick plötzlich auf eine Tür, die anscheinend in einen Keller führte. Er drückte die Türklinke und mit einem leisen Quietschen öffnete sich die Tür und tatsächlich führte eine Treppe in den Keller. Die Verfolger rüttelten an der Haustür. „Verschlossen!“, rief einer. „Da, er hat das Fenster zerschlagen!“, fiel einem anderen auf. Der Verfolgte hatte keine Zeit mehr. Er hastete die Treppen hinunter,

schaltete das Licht an und fand sich in einer Art Werkstatt wieder. Alles war voller Elektronik und metallenen Bauteilen. ***Hier zwischen all dem Chaos wird man den „Stern" bestimmt nicht finden.*** Stellte der Einbrecher fest und versteckte den kleinen Kasten zwischen all der Elektronik. Auf einmal fiel sein Blick auf etwas Großes, das von einer dunklen Plane bedeckt war, doch er widerstand der Versuchung die Plane abzuziehen. Schon hörte er die Schritte seiner Verfolger und wie sie die Wohnung durchsuchten. ***Wenn man mich hier unten findet, wird man den Stern hier vermuten***, überlegte der Flüchtige. Also rannte er die Treppen hinauf. Direkt in die Arme einer der Wachen, der zu langsam reagierte und ein Messer in seine Seite gerammt bekam. Mit einem Stöhnen sackte er zu Boden. Dadurch wurden auch die anderen auf den Flüchtigen aufmerksam und fingen an auf ihn zu schießen. Der Einbrecher suchte Deckung, doch er fand auf die Schnelle keine. Die Geschosse, die ihn bislang nur gestreift hatten, hagelten jetzt ohne Gnade auf ihn nieder und zerlöcherten seinen Körper. Blut spritzte aus seinen Wunden und färbte den Boden rot. Er klappte wie ein leerer Sack zusammen und das Leben schwand aus seinen Augen.

Der Wecker klingelte, pünktlich wie immer um genau halb sieben an einem Montag und Johns Alltag begann wie immer. Er schaltete seinen Wecker aus und schlenderte ins Bad, wo er sich wusch, seine Zähne putzte und sich anzog. Wie immer ging er danach in seine Küche und frühstückte. Allein, wie immer. Keine Frau, keine Kinder, kein Haustier. Nur er. John verließ sein Haus, um zur Arbeit zu gehen, zu seiner langweiligen gutbezahlten Büroarbeit. Doch etwas war anders. War das Fenster neben der Haustür schon immer so sauber gewesen? Und hatte der Rahmen schon immer eine etwas andere Farbe als die anderen Fensterrahmen? Ja wahrscheinlich, das bildete sich John bestimmt nur ein. Doch auch der Boden war frisch geputzt, aber er hatte schon lange keinen ordentlichen Hausputz mehr gemacht. John schüttelte den Kopf. ***Ich bin bestimmt nur noch etwas verschlafen,*** redete er sich ein. John ging aus seinem Haus und am Vorgarten entlang. Da fiel sein Blick auf die Rosen vor dem so sauberen Fenster. Waren sie nicht mal rosa gewesen? Nun sind sie rot und viel prachtvoller. ***Ich glaub, ich werde krank!*** Dachte sich John. ***Vielleicht sollte ich heute zu Hause bleiben.*** John ging wieder

in seine Wohnung und griff nach dem Telefon. Nachdem er sich bei seinem Chef krank gemeldet hatte, bereitete John sich einen Tee zu und machte es sich auf seiner Couch bequem. Vielleicht hatte John wirklich mal Zeit für sich gebraucht, denn am Wochenende hatte ihn sein Chef angerufen und ihn tatsächlich dazu überredet am Wochenende zu arbeiten. Irgendein wichtiger Auftrag, der auf keinen Fall warten könne. ***Irgendein Wichtigtuer, der nicht warten kann!*** John ärgerte sich über sich selbst, er konnte noch nie eine Bitte abschlagen. So kam es auch, dass er schon über eine etwas längere Zeit oft und viele Überstunden machte. Er hatte kaum Zeit für sich… und sein Hobby. Sein Hobby. Etwas, das weder langweilig noch dringlich war. Etwas, das er mit Freude begonnen hatte und auch mit Freude beenden wollte. ***Es ist mal wieder Zeit an R1 rumzubasteln***, entschied John. Er ging auf eine Tür zu, öffnete sie und schritt die Treppen hinunter in den Keller. Dort war, wie immer, alles unordentlich und es roch ein wenig nach Diesel. Ein Geruch, den einige unangenehm, andere wie er, angenehm fanden. Und da stand er, R1, sein Hobby, verhüllt durch eine dunkle Plane. John zog diese herunter und etwas metallenes Lebensgroßes stand vor ihm. Etwas, das man mit gutem Willen als Roboter bezeichnen würde. Zusammengeschraubt aus allerlei Altmetall und auch sein Innenleben war nicht gerade auf dem neuesten Stand. Doch das war nun mal Johns unbegabte Seite. Er wollte keinen Preis oder eine Auszeichnung dafür, für R1. Es machte John einfach Spaß, Dinge zusammenzuschrauben und daraus eine Art metallene Skulptur zu erschaffen. Er hatte nicht den Anspruch etwas Hochmodernes und Funktionsfähiges zu erschaffen.

„Machen wir dich erstmal sauber!“, sagte John zu R1 gewandt und griff hinter sich, um den Handbesen zu holen. Doch statt dem rauen Holz spürte John etwas kaltes Glattes. John drehte sich um. Hatte er den Werkzeugkasten erwischt? Nein, seine Hände umschlungen einen kleinen metallenen Kasten, den er nie zuvor gesehen hatte. Vorsichtig hob John den Kasten hoch und betrachtete es eine Weile verwundert. Aus reinem Instinkt heraus strich er mit dem Daumen über die Oberfläche des Kastens und plötzlich entglitt es seinen Händen. Doch es fiel nicht auf den Boden, sondern schwebte einige Zentimeter darüber. John versuchte den seltsamen Würfel aufzuheben, doch es gelang ihm nicht. Der Würfel ließ sich keinen Zentimeter bewegen. Auf

einmal begann es sich langsam um die eigene Achse zu drehen und die metallene Oberfläche öffnete sich. Ein grelles Licht blendete John während sich der Kasten langsam von seinem Innenleben, was auch immer sein Innenleben war, zu lösen begann und dann mit einem Plumps auf den Boden fiel. Doch das grelle Licht, das John geblendet hatte, fing an wie ein mit Helium aufgeblasener Luftballon gen Decke zu schweben und blieb dann unmittelbar vor Johns Gesicht stehen. Das Licht wurde schwächer und endlich konnte John es richtig ansehen. Er sah ein faustgroßes rundes Licht vor sich schweben, das ein wenig an einen kleinen Stern erinnerte. Doch er konnte nicht ausmachen, welcher Lichtquelle es entsprang. John hatte irgendwie das Gefühl, als ob nicht nur er das Licht, sondern das Licht auch ihn betrachten würde. Auf einmal schwebte das Licht auf R1 zu und blieb vor dem Roboter stehen. Es zog einige langsame Kreise um R1 und flog plötzlich IN den Roboter hinein. John, der das ganze fasziniert und auch etwas unsicher beobachtet hatte, ging auf R1 zu und klopfte vorsichtig an seinen metallenen Kopf. War dieses komische Licht nun wirklich IN R1 drin und wenn ja, was hatte es vor? Plötzlich flackerten die Augen des Roboters blau, bis sie konstant leuchteten. Das Metall, das R1 überzog, um die Technik in seinem Inneren zu schützen, schien sich zu verschieben und veränderte das Aussehen des Roboters, der nun mehr einem Menschen ähnelte. Man konnte sogar ein wenig menschliche Gesichtskonturen erkennen. R1 glänzte nun in einem dunklen Silber und seine Oberfläche schien ein wenig dicker zu sein. Er war nun kein aus Altmetall zusammengeschraubter Roboter mehr, sondern schien aus den besten und teuersten Materialien hergestellt zu sein, die es auf dieser Welt gab. Hatte das alles dieser Stern getan?

R1 hob abrupt, als wäre er erschrocken, seinen Kopf. Er schaute John etwas fragend an und nicht weniger fragend und vor allem verwundert blickte John zurück. R1 hatte noch nie funktioniert. Was war dieses Licht nur für eine Technologie? Oder war es gar ein Lebewesen? „Was… bist du?“, fragte John geistesabwesend eher sich, als das Licht. „Was ich bin?“, fragte der Roboter oder R1 oder das Licht oder wer auch immer zurück. John erschrak, er hatte eigentlich keine Antwort erwartet. Er war sich nicht sicher ob er nun mit einem Roboter sprach oder mit diesem Stern. „Die Menschen können noch

nicht begreifen, was ich bin“, meinte der Stern. ***Ist dieses Ding etwa ein Alien?*** Wunderte sich John. „…Ich bin eine höhere Lebensform als die Menschen. Euer Horizont ist noch zu begrenzt, um zu verstehen, was ich bin“, versuchte der Stern zu erklären. „Hast… Hast du einen Namen?“, fragte John vorsichtig, obwohl er wirklich nicht richtig begriff, was gerade geschah und ob er sich das nicht doch nur einbildete. „Die Menschen vor dir bezeichneten mich als „der Stern“. Ich glaube es ist am einfachsten, wenn du mich auch so nennst“, sagte der Stern, „Und wie nennst du dich?“ „Ähm… John!“, sagte er und reichte dem Stern die Hand. Dieser wusste wohl nicht, was John damit bezwecken wollte und starrte nur ratlos auf Johns Hand. „Du… du musst mir auch deine Hand geben“, erklärte John und sein Gegenüber folgte. John nahm die Hand entgegen und schüttelte sie freundschaftlich. „So sagen wir uns Guten Tag oder begrüßen uns beim Kennenlernen. Das ist einfach eine höfliche Geste“, erklärte John und der Stern verstand. John ließ die andere Hand wieder los und betrachtete gedankenverloren den Roboter vor sich. War R1 nun etwa eine Art Rüstung für den Stern oder fungierte jetzt der Roboter sogar als Körper, der auch schmerzte, wenn man ihn verletzte? „Wie bist du hierhergekommen? Also, ich meine, hier in meine Werkstatt?“, fragte John. Der Stern überlegte kurz. „Ein Mensch versteckte mich letzte Nacht hier. Er wurde verfolgt, da er mich aus einer geheimen Militäranlage befreit hat, in der ich über zwanzig Jahre festsaß. Anscheinend wollten die Menschen dort herausfinden wie ich „funktioniere“. Aber ich habe dir ja schon erklärt, dass ihr Menschen das noch nicht begreifen könnt. Und auch die Menschen dort konnten es nicht herausfinden.“, erzählte der Stern. „Was ist mit der Person, die dich befreit hat, passiert?“, wollte John wissen. „Er wurde erschossen“, antwortete der Stern schnell. „Und das ist alles hier, bei mir, in meinem Haus passiert?“, hakte John etwas ungläubig nach. „Ja“, antwortete der Stern kurz. „Wieso bist du auf der Erde?“, wechselte John das Thema. „Ich bin mit meinem Raumschiff abgestürzt. Der Navigator hatte die Route falsch berechnet und ist nicht um, sondern in euren Planeten gefahren. Ich habe allerdings nur den Aufprall bemerkt, da meine Art während einer Raumfahrt sich in einen künstlichen Tiefschlaf versetzt. Jedenfalls dachten die Menschen zuerst ein Komet sei auf die Erde gestürzt. Als sie mein Raumschiff sahen, waren sie erschrocken, schienen danach allerdings ganz genau zu wissen, was sie tun. Sie

fanden mich in den Trümmern und dachten, ich sei eine Art Antriebsstück. Doch dann bemerkten sie, dass ich lebe. Denn ich Dummkopf habe versucht per Radio mit ihnen zu kommunizieren. Da haben sie mich in diesen kleinen Kasten gesteckt und in eine Forschungsanlage gebracht“, sagte der Stern mit etwas Ironie in seiner Stimme, „Das Einzige, was diese Menschen in all den Jahren herausgefunden haben, ist, dass ich alle menschliche Technik manipulieren, zerstören, benutzen und auch in eine bessere umwandeln kann. Wie ich es zum Beispiel mit deinem „Roboter“ getan habe.“ „Hast du nie versucht auszubrechen?“, wunderte sich John. Der Stern sagte zuerst nichts, antwortete dann aber: „Wenn ich das versucht hätte, hätte ich es zwar geschafft, aber dann wären Menschen ums Leben gekommen, die vielleicht gar nicht wussten, dass ich ein Lebewesen bin.“ „Und jetzt? Was willst du jetzt tun?“, fragte John nach einer Minute des Schweigens. „Ich würde gern wieder in meine Galaxie zurückkehren“, antwortete der Stern mit einem Lächeln. „Wie willst du das anstellen? Wir Menschen kommen mit unseren Raumschiffen höchstens auf den Mars!“, wunderte sich John und auch darauf hatte der Stern eine Antwort: „Ich kann auch eure Raumschiffe problemlos in eines umwandeln, das mich auf meinen Planeten bringt. Vielleicht schaffe ich es auch mit einem Flugzeug.“ ***Ja, das klingt machbar; für ihn. Aber woher bekommen wir ein Flugzeug oder Raumschiff her***, überlegte John.

Plötzlich klingelte es an der Haustür. Beide erschraken leicht. „Erwartest du Besuch?“, fragte der Stern. „Nein, eigentlich nicht. Ist vielleicht der Postbote.“ John ging die Treppen hinauf und öffnete etwas unsicher die Haustür. Drei Männer in schwarzen Anzügen und Sonnenbrillen standen vor ihm. „Ähm… Hallo?“, sagte John überrascht und verwundert. „Guten Tag. Wir hätten ein paar Fragen an Sie, dürfen wir herein kommen?“, fragte einer von ihnen. John war verblüfft und stammelte: „Ähm… Wer sind Sie?“ „Es ist besser für Sie, wenn Sie so wenig wie möglich von uns wissen. Arbeiten Sie mit uns zusammen und Sie sind uns schnell wieder los“, meinte derselbe Mann. „Gestern Nacht wurde ein sehr wichtiger und gefährlicher Gegenstand aus einer Militäranlage entwendet. Angeblich ist der Kriminelle hierher geflohen und hat es hier versteckt. Also, dürfen wir hereinkommen?“ „Äh, Nein! Wie kommen Sie denn auf die Idee ohne Durchsuchungsbefehl herein kommen zu wollen?“, beschwerte sich John. „Wir brauchen keinen Durchsuchungsbe-

fehl!“, meinte der eine und stieß John zur Seite, um in das Haus zu kommen. John brauchte nur kurz, um sein Handy in die Hand zu nehmen und um „110“ zu wählen. Der Mann, der John zur Seite gestoßen hatte, nickte einem anderen zu und dieser schlug John das Handy aus der Hand. Es gab ein hässlich klirrendes Geräusch, als es unter den schweren Schuhen des Mannes zerbrach. ***Na toll, was jetzt?*** Die Männer nahmen regelrecht das Haus auseinander, stießen Blumentöpfe und Tische um, räumten sogar den Glasschrank mit dem Keramikgeschirr aus. Etliche Gegenstände gingen kaputt und John fühlte sich total hilflos und ohnmächtig. Nachdem sie so gut wie jeden Tisch, jedes Sofa und jeden Schrank verrückt und durchsucht hatten, konnte man den Männern die Enttäuschung beinahe ansehen. Sie schienen schon kurz vorm Aufgeben zu sein, da bemerkte einer von ihnen die Tür, die in den Keller führte. Er winkte den anderen mitzukommen und John wusste, dass jetzt alles zu spät war. Während die Männer die Treppe hinunter stiegen, spürte John plötzlich eine kalte Hand auf seiner Schulter. Er fuhr erschrocken herum und blickte in die blauen Augen des Roboters, der auffordernd den Zeigefinger an den Mund hielt. ***Wie ist er, ohne dass jemand es bemerkt hat, aus dem Keller geschlichen***, wunderte sich John. Der Stern deutete auf die Haustür. Er wollte wohl, dass sie abhauen. John nickte und riskierte einen flüchtigen Blick in Richtung Keller. ***Die Männer werden noch lange beschäftigt sein***, dachte sich John. Leise verließen sie das Haus und ebenso unbemerkt stiegen sie in Johns Wagen ein. „Wie lange werden sie wohl brauchen, bis sie merken, dass da unten nichts ist?“, bemerkte der Stern gerade, doch da rannten die Männer auch schon aus dem Haus und riefen: „Hey! Stehen bleiben!“ „In euren kühnsten Träumen!“, murmelte John und trat auf das Gas. Die Reifen drehten kurz durch, doch dann gewann das Auto auch schon an Geschwindigkeit. „…Und eigentlich habe ich mich heute krank gemeldet!“, fiel John mit einem Lächeln auf. „Wohin fahren wir?“, fragte der Stern. „Ins Raum- und Flugfahrt Museum“, antwortete John.

Geschickt parkte John auf dem Parkplatz vor dem Museum sein Auto ein. Sie rannten in das Museum und ignorierten die Schlange vor der Eintrittskasse und die überraschten Gesichter der Wartenden und Kassierer. „Stehen bleiben!“, schrie eine männliche Stimme. John drehte sich kurz um. Die drei Männer waren ihnen gefolgt! Unbeirrt rannten John und der Stern weiter.

Ihr Ziel: Eine alte Raumkapsel, die eigentlich nicht mehr funktionierte. Die Männer hinter ihnen zückten zu Johns Überraschung ihre Waffen und fingen an, Warnschüsse abzufeuern. Nach dem ersten Schuss betätigte irgendjemand den Alarm und Menschen rannten in Richtung Ausgang. „Mist, wo ist diese blöde Kapsel?“, ärgerte sich John. Dann erreichten sie endlich einen Raum vor dem „Mondlandung“ stand. Die Geschosse aus den Waffen der Männer schlugen immer dichter neben den beiden ein. Dann entdeckte John die Raumkapsel. „Da ist sie!“, signalisierte er dem Stern, der John zunickte. Doch dabei wurde der Roboter nicht langsamer, sondern steuerte direkt auf die Kapsel zu. Kurz bevor er sie gerammt hätte, schwebte ein kleines Licht aus dem Roboter und dieser sackte in Sekundenschnelle zusammen und wurde wieder zu Johns nicht funktionsfähigem R1. Das Licht schwebte nun in die Raumkapsel hinein und John wurde vor einem der Männer zu Boden geworfen, während die anderen ihre Magazine auf die Kapsel abfeuerten. John blickte direkt in die bedrohliche Mündung einer Waffe und rührte sich nicht. ***Würden diese Kerle mich wirklich erschießen? ,*** überlegte John. Doch sie hatten ja angeblich auch schon einen anderen getötet, da würden sie bei ihm auch kein Auge zudrücken. Also widerstand John der Versuchung abzuhauen. Mit der Raumkapsel geschah das gleiche, wie mit dem Roboter. Das Metall verschob sich, es wurden Triebwerke und Lenkobjekte sichtbar und dann stand ein kleines funktionierendes Raumschiff vor ihnen.

Eigentlich hätte John noch etliche Fragen an den Stern gehabt. Doch als er die hochfahrenden Triebwerke hörte, erlebte wie die Kapsel ein Loch in die Decke riss und es mit dem Stern in die unergründeten Weiten des Weltalls verschwand, verspürte er ein Gefühl der Freude und Erleichterung. Er freute sich für den Stern, dass er nach zwanzig Jahren auf der Erde endlich zurück zu seinem Planeten fliegen konnte. Vielleicht waren diese zwanzig Jahre aber auch nur ein kleiner Fleck in seinem vielleicht jahrtausendelangem Leben. Doch John war noch hier, war noch auf der Erde und sah immer noch in die Mündung der Waffe. Was würden diese Männer jetzt mit ihm anstellen? John wendete seinen Blick von der Waffe ab und sah in die düsteren Augen desjenigen, der die Waffe hielt. John sah nicht, wie ein anderer der Männer diesem Mann zunickte, doch er sah, wie sich ein finsteres Lächeln auf dessen Gesicht zeichnete. Bevor John es überhaupt richtig realisierte, hatte der

Mann auch schon den Abzug seiner Waffe gedrückt und eine tödliche Kugel abgefeuert. Die Mündung der Waffe rauchte noch, als es John schwarz vor Augen wurde.

„John, John! Wachen Sie auf John!“, drang eine beruhigende Stimme in Johns Kopf, und er schlug seine Augen auf. Er befand sich hinter den weißen Wänden eines Krankenhauses und lag in einem weichen Bett. Ein Arzt stand neben ihm und drei Schwestern befanden sich ebenfalls im Raum. „Na ein Glück, Sie sind wach!“, sagte der Arzt. Johns Kopf dröhnte, dennoch versuchte er sich aufzurichten. „Machen Sie bitte langsam!“, bat eine Schwester. „W… Was ist passiert?“, fragte John und da erinnerte er sich wieder. Der Stern, diese Männer, wie der Stern gen Himmel, zurück auf seinen Planeten, geflogen war und an dieses grauenvolle Lächeln, als einer der Männer auf John schoss. „Erinnern Sie sich daran, dass Sie heute Vormittag aus dem Haus gegangen sind und direkt in ein Auto liefen?“, wollte der Arzt wissen, „Der Fahrer hat dann sofort den Krankenwagen gerufen und er sitzt jetzt im Wartezimmer und erkundigt sich alle halbe Stunde nach Ihnen.“ Was? Johns Kopf protestierte gegen noch weitere Gedankenflüsse, doch er wusste, dass das nicht passiert war. „…Aber ich… war doch im Raum- und Flugfahrtmuseum!“, warf John ein. Eine der Schwestern runzelte ihre Stirn und erklärte: „Das Museum hatte gestern doch gar nicht auf!“ „Das Schleudertrauma durch den Unfall hat wohl doch stärkere Auswirkungen, als angenommen. Anscheinend leiden Sie an einem Gedächtnisverlust“, analysierte der Arzt. John fasste sich an seine Stirn. ***Hier ist doch die Kugel eingeschlagen!***, erinnerte er sich. Doch dort war nur eine große Schramme. Hatte er sich alles nur eingebildet? „Der Autofahrer drängt, Sie kurz sehen zu dürfen. Ich würde ihn jetzt herein rufen, wenn Sie das denn möchten“, sagte der Arzt und John nickte. Eine der Schwestern öffnete die Tür und ein auffällig großer Mann betrat den Raum.
John blieb fast sein Herz stehen. War das nicht das letzte Gesicht, das er gesehen hatte, bevor er erschossen wurde?

Kurzvita

Merit Reinschmidt

Merit Reinschmidt, geboren am 01.07.2001, ist Schülerin einer Privatschule und wohnt mit ihren Eltern und Geschwistern im Landkreis Karlsruhe.

Neben Kurzgeschichten und Poesie schreiben, spielt sie begeistert Gitarre, geht manchmal reiten oder spielt mit ihren beiden Katzen. Nebenbei hat sie auch begonnen, an einem Science-Fiction-Roman zu schreiben.

Schöne neue Welt

Vartanes

Es ist nicht so wichtig, was ich dort gemacht habe, als was ich dort erlebt habe. Es ist nicht wichtig, dass ich mich immer noch nicht an diesen seltsamen Ton gewöhnt habe, mit dem sich das neue Direkt-Ohr-Telefonimplantat meldet. Das DOT. Ich sollte froh sein, dass es nicht DOTI heißt. Eine blöde Erfindung braucht nicht auch noch einen blöden Namen. Es nervt, wirklich immer und überall erreichbar zu sein. Selbst auf der Autobahn und unter der Dusche. Andererseits kann ich so bequem von zuhause aus arbeiten und muss nicht im Büro warten, bis ich gerufen werde.

Jedenfalls war ich an diesem Abend unterwegs zu einem Kunden. Es war

schon ziemlich spät, kurz nach elf, aber noch die erste Hälfte meiner Nachtschicht. Ein Biotech-Unternehmen bat mich in ein Industriegebiet im Süden der Stadt, das so heruntergekommen war, dass es dort nicht mal Stromstraßen gab. Ich rechnete auf dem Weg durch, ob mein Wagen die Strecke von der Abfahrt der Autobahn dorthin und wieder zurück schaffte. Ich lud die Stromdaten dieses Viertels auf mein Endgerät und stellte fest, dass meine Zieladresse mehr als doppelt so viel Saft zog wie der Rest der Straße, in der sie sich befand, zusammen. Und dass sie eine Steckdose auf dem Parkplatz hatte.

Ich befand mich wenig später auf der spannenden Quest, die eine chemische Sicherung zu finden, die den hiesigen Stromausfall verursacht hatte. Das Computersystem war abgestürzt und auch wenn inzwischen Notgenerator-Strom zur Verfügung stand, regte es sich nicht. Ich musste sehr nett zu ihm sein, bis es bereit war, wieder hochzufahren, die Produktion wieder zu übernehmen und mir zu sagen, wo ungefähr sich diese eine, schwer zu ortende chemische Sicherung befand. Sonst hätte ich den ganzen Maschinenfuhrpark absuchen müssen, etwa eine halbe Million Sicherungen. So beschränkte es sich auf ein paar hundert. Ich baute die Verkleidung von der betreffenden Maschine ab, einem bio-mechanischen Bruttank, in dem halbfertige Menschen, halbfertige Babys herumtrieben, deren Mütter sich nicht trauten, sie selbst auszutragen, und machte mich auf die Suche.

Irgendwann hing ich ziemlich verrenkt halb unter dem Tank, nur mit einer Taschenlampe, denn die hiesige Nachtschicht verzichtete größtenteils auf Beleuchtung, und schaute kurz hoch, um meinen Hals zu bewegen. Und erschrak zu Tode. Denn da oben auf dem Tank, da saß jemand und schaute zu mir runter. Lackschwarze Augen, nass glänzend im kaum vorhandenen Licht und umrahmt von langem Haar und zwei mächtigen Hörnern. Es war kein Mensch, der da zu mir runterschaute. Diese Erkenntnis war schneller als die einfache Wahrnehmung der Tatsache, dass da überhaupt jemand war und dann zuckte ich zusammen und stieß mir den Kopf an und dann war es weg.

Der Vorarbeiter der Nachtschicht erzählte mir nach getaner Arbeit etwas von Waschbären, die sich nachts in der Fabrik rumtreiben würden. Muss ein ziemlich großer Waschbär gewesen sein. Aber ich gab mich damit zufrieden. Arbeiter hielten uns IT-ler sowieso für verrückt. Sie respektierten uns, brauchten uns, manchmal bezahlten sie uns sogar. Die Computertechnik war

inzwischen so weit fortgeschritten, dass kaum eine Firma mehr eine eigene IT-Abteilung unterhielt. Sie würde den Anforderungen nicht gerecht werden, deswegen setzte die Wirtschaft auf freie IT-Dienstleistungsfirmen wie die, die ich mit ein paar Kumpels hatte, Notfallhelfer, die auch nachts und am Wochenende können. Ein System, das sich eingebürgert hat, weswegen auch die Software-Hersteller ihren Support massiv zurückgefahren haben. Nicht, dass es ihn je in nennenswerter Form gegeben hätte.
Ich grübelte auf dem Heimweg, als die Straße sich mit dem Bordcomputer des Wagens verbunden und das Fahren übernommen hatte, über die Begebenheit mit diesem Typen auf dem Tank nach, die sich in der Erinnerung von einem winzigen Augenblick in vielen Stunden Arbeit zu einer bedeutenden Begegnung entwickelte. Ich fragte mich wieder und wieder, was ich da nur gesehen hatte. Nichts, das ich kannte. Es war kein Tier, es fühlte sich nicht an wie ein Tier. Der Blick eines Tieres ist anders als der eines … eines was? Ein Mensch war es nicht, definitiv nicht. Auch kein Körperkunst-Freak oder sowas. Aber es fühlte sich an wie ein Mensch, wie der Blick eines Menschen. Zumindest so ähnlich. Hatte ich mir das eingebildet? Nein, sicherlich nicht.
Dann kam mir der Gedanke, dass die Firma, deren Niederlassung ich besucht habe, ein Baby-Produzent, ein Fertilitätsspezialist ist, spezialisiert auf Wunschkinder. Ohne Krankheiten, Geburtsfehler, fliehendes Kinn oder Bauchansatz, ohne Schönheitsfehler, mit Wunschhaarfarbe. Diese Firma ist ein Genetik- und Gentransformations-Spezialist. Ich verwarf den lächerlichen Gedanken und fuhr heim. Heute Nacht kamen keine weiteren Aufträge mehr, sodass ich diesen nachbereiten und die Rechnung abschicken konnte. Die Hauptgeschäftsstelle der Firma ist einer der Elfenbeintürme im Norden der Stadt. Warum sie eine Fabrik in einer so heruntergekommenen Gegend unterhält, fragte ich mich nicht. Ich ließ es sein, weiter zu buddeln, saß die Schicht vollends ab und legte mich dann schlafen. Am Morgen. Na toll, mein Tagesrhythmus war total durcheinander. Blöde Nachtschichten.

Nach ein paar Wochen hatte ich es schon fast wieder vergessen. Aber an diesem Tag, als ich gerade vom Weihnachtsshopping kam, sollte mir diese Szene wieder so deutlich und in all ihren Einzelheiten vor Augen treten, dass ich ihn oder es oder was-auch-immer sofort wiedererkannte. Im Nachhinein

erschien mir das genauso unwahrscheinlich wie sein Auftreten selbst, denn hier, jetzt, an diesem Ort, zu dieser Tageszeit, so absolut unerwartet und zusammenhanglos, wo ich es doch nur eine halbe Sekunde in fast kompletter Dunkelheit gesehen hatte und es jetzt helllichter Tag war.

Es war hier, mitten in der Stadt, auf dem schneebedeckten Parkplatz eines Einkaufszentrums. Wie in einem schlechten Film fiel mir eines der Geschenke runter, als ich mit dem Zeigefingerimplantat meinen Wagen aufschließen wollte, weil ich mal wieder zu geizig für eine Tüte gewesen war, und noch bevor es im Schnee landete, fingen wie aus dem Nichts zwei Hände es auf. Entweder war ich ausgesprochen unaufmerksam oder das Wesen hatte sich sehr gut angeschlichen, jedenfalls war es plötzlich da. Und ich erschrak so, dass mir noch ein Päckchen vom Arm rutschte, aber dieses fing es auch auf, nicht mit den Händen, sondern mit seinem Schwanz.

Ich brauchte ein paar Augenblicke, um zu verstehen und einzuordnen, was ich sah. Ein menschenähnliches Wesen stand vor mir, größer als ich, aber nicht viel, das einen fast bodenlangen, schwarzen Mantel mit Kapuze trug, offensichtlich aus Wollfilz und eingeschneit. Unter der Kapuze schaute ein Menschengesicht hervor, umrahmt von langem, schwarzem Haar, struppig und dick wie eine Mähne, gekrönt von einer knöchernen Stirnplatte, aus der nach hinten gewundene Hörner wuchsen, wie die eines Widders im Kreis, sodass die Spitzen auf Mundhöhe wieder nach vorn zeigten. Der Blick der gigantischen, doch vollständig schwarzen Augen war freundlich bis neugierig und nahm mir die Angst, die ich eigentlich vor diesem Wesen hätte haben sollen. Vor dem dicken, langen Schwanz, der unter dem Mantel herausschaute, vor dem grauen, glänzenden Pelz, der wohl den ganzen Körper bedeckte, vor den Krallen an den Fingerspitzen, die ausgesprochen bedacht mit dem teuren Geschenk in dem teuren Geschenkpapier umgingen. Vor dem Lächeln, das so falsch aussah, wie ein Lächeln nur falsch aussehen konnte. Vor der Geduld, mit der das Wesen wartete, bis ich mich einigermaßen gefasst hatte, den Kofferraum geöffnet und die Geschenke auf meinem Arm verstaut. Es wartete, bis ich die Hände frei hatte, bevor es mir die beiden Päckchen mit ausgesuchter Vorsicht reichte.

Es war, als hätte es Angst, mit seinem furchteinflößenden Körper irgendetwas anzustellen. Ein Gefühl, das ich verstehen konnte, denn auch wenn zweifellos

ein Monster vor mir stand, sagte sein Blick mir etwas anderes. Etwas hinter der Neugierde, der Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, neben der Tatsache, dass es mich ganz offensichtlich bewusst aufgesucht hatte. Etwas, ich konnte es zwar noch nicht benennen, aber in diesem Moment wusste ich, es war da, versuchte das Wesen mir zu sagen.

Jetzt erstmal fragte ich wie der letzte Trottel: „Wer bist du?“
Sein schüchterner Blick zur Seite suchte Worte, aber fand sie nicht sofort. Dann sprach es:
„Ich weiß es nicht.“ Aber es sprach es mit den Händen. Es redete nicht, es benutzte die Gebärdensprache. Aber es hatte mich verstanden.
„Warum bist du zu mir gekommen?“, fragte ich weiter. Aber es kam nicht mehr dazu, zu antworten, denn mein DOT klingelte plötzlich vernehmlich, mein Ohr blinkte dazu auf. Als ich mich instinktiv wegdrehte und mein Blickfeld durch die Hand am Ohr verkleinerte, verschwand es. Nach rechts, das sah ich noch. Aber als es hinter den blauen SUV tauchte, war es weg. Ja, ich befand mich definitiv in einem schlechten Film.

Also buddelte ich. Und ich buddelte tief. Ich werde selten zum Hacker, aber manchmal bin ich so von etwas besessen, dass ich nicht anders kann. Ich buddelte also, statt meine Freizeit wie gewöhnlich beim Squash oder bei meiner Freundin zu verbringen.
Ich fing bei der Fabrik an, wo ich ihm zum ersten Mal begegnet war. Ich hatte ihre Software eigenhändig modifiziert, damit Vorkommnisse wie das, weswegen ich kommen musste, so schnell nicht mehr passieren konnten, und benutzte jetzt ein Hintertürchen, das ich wie immer eingebaut hatte, damit keiner mich um mein Urheberrecht bringen konnte. Der Urheber hat immer Zugriff auf seine Software, auch wenn es nur eine Mod ist.
Ich kam also ins System der Fabrik. Technische Daten, Betriebssysteme des Maschinenfuhrparks, Dienstpläne, Personalakten, Aufträge, Arbeitsanweisungen, Fahrpläne, Verschwiegenheitserklärungen. Nichts, nur Babys, Log, Betrieb und Komm. Nichts, aber der Rechner des Produktionsleiters hatte Zugriff aufs Intranet der Firma.
Eine Firma, die 24-stellige Passwörter fürs Intranet verlangte. Allgemein löb-

lich, dass endlich ein Arbeitgeber kapiert, dass nicht das ganze Großbuchstaben/Zahlen/Sonderzeichen-Blödsinn Passwörter sicher macht, sondern allein die Länge. Bedeutete aber auch, dass mein Passwort-Knacker bis ins nächste Jahrtausend brauchen würde, das Passwort dieses Produktionsleiters zu knacken. Also schloss ich mein Hirn an und benutzte dessen volle Rechenleistung für diese Aufgabe. Vier Tage lag ich neben dem Rechner auf der Couch, ohnmächtig, sabbernd, gigantische Zahlenreihen vor dem inneren Auge. Ging eben etwas Urlaub drauf, nicht weiter wild. Ich würde noch wochenlang Kopfschmerzen haben, das war definitiv schlimmer.

Aber ich hatte Zugang zum Intranet. Ich schlief ein bisschen, dann modifizierte ich mein Stealth. Ein kurzer Blick hatte genügt, zu verstehen, dass ich ewig brauchen würde, aus diesem Netz eine bestimmte nur theoretisch vorhandene Information herauszusuchen. Also benutzte ich auch hierfür mein Hirn und brauchte deswegen dringend einen Schutz, um meine Spuren zu verwischen.

Ich tauchte ein. Und fand nichts. Dafür, dass ich nicht genau wusste, wonach ich überhaupt suchte, und deswegen alle Möglichkeiten offen hatte, war das nicht viel. In dem überraschend schlecht organisierten Wust von Informationen war einfach nichts zu finden, was auch nur entfernt etwas mit dem Monster, Wesen, was-auch-immer zu tun hatte. Man sollte meinen, Naturwissenschaftler und Betriebswirte, die den Großteil der Belegschaft stellten, könnten ihr Zeug besser ordnen. Ich wollte doch sehr hoffen, dieses Chaos war Absicht und/oder hatte eine Ordnung, die ich nur nicht erkannte, denn ansonsten war es für eine Firma mit einem solchen Ruf echt armselig.

Ich vertiefte mich in einem zweiten Versuch in die Kommunikation und das Personal, wenn die Forschung und Entwicklung schon nichts zu bieten hatte. Nicht viel. Aber Hinweise auf Geheimaufträge, über die nichts digital abgelegt werden durfte. Ein bisschen überraschend, aber bei genauerem Hinsehen dann doch wieder nicht, vielversprechend, aber eine Sackgasse. Ich verfolgte die spärlichen Hinweise auf diese Geheimaufträge, ahnend, dass das die wärmste Spur war, aber auch mangels Alternativen. Ich fand nicht viel, aber einige Beteiligten. Und ich wusste sehr wohl, dass ein System nur so sicher ist wie sein blödester Benutzer. Irgendjemand hatte einen Fehler gemacht, irgendjemand hatte was auf seinem Rechner. Also suchte ich die einzelnen Rechner dieser Personen ab. Ich versuchte, nicht ohnmächtig zu

werden, denn dann könnte ich eine gefundene Information nicht mehr festhalten. Ich versuchte, meinen Computer nicht zu überlasten, der als Mittler zwischen meinem Hirn und dem fremden Intranet diente, denn wenn er abstürzte, hätte mein Hirn einen Kurzschluss. Es war immer heikel, die eigene, organische Rechenleistung zu benutzen, aber verführerisch. Ich reduzierte die Leistung auf 40%, damit ich sicher bei Bewusstsein blieb und einigermaßen handlungsfähig. Mein DOT meldete sich, ich drückte es weg. Ich arbeitete nicht, also konnte es kein Kunde sein, ein Kollege, meine Freundin, vielleicht meine Mutter. Daraufhin meldete sich mein Endgerät, also sicher meine Mutter, auf einer altmodischen Handytelephonie-Leitung. Ich drückte es weg und steckte das Gerät in die Hosentasche.
Ich tauchte in den Computer dieses Vorstands ein. Und kaum hatte ich etwas entdeckt, da wurde ich entdeckt. Ich traf hier nicht auf die Sicherheitsmaßnahmen der Firma, ich traf auf militärische Abschirmtechnik, die auf Cyberangriffe wie meinen ausgerichtet war. Ich musste schnell hier raus, bevor Gegenmaßnahmen gegen mich unternommen wurden, die mein Hirn in Gefahr brachten, aber ich ließ mir Zeit für ein paar Anweisungen, die die Festplatte kopieren und zu einem meiner Server schicken sollten. Dann verschwand ich, bereinigte meine letzten Fußstapfen und schloss die Tür hinter mir.
Ich stöpselte mein Hirn aus, entkoppelte meinen Rechner von Netz und auf einmal war es still. Und dunkel, es war Nacht geworden. Dann sprang der Kühlschrank in der Küche an, ich hörte ihn hier im Arbeitszimmer. Sein monotones, vertrautes Brummen beruhigte mich, ich raffte mich weit genug auf, den Kühlschrank übers Wohnungssteuerungspad anzuweisen, ein Abendessen aus dem Hauslager zu holen, den Ofen, vorzuheizen und die Kaffeemaschine, zwischenzeitlich einen Kaffee zu machen. Dafür musste ich nicht mal aufstehen. Schöne neue Welt.

Erst ein paar Tage später, nach vielen nachgeholten Schichten, hatte ich Zeit, die gewonnenen Informationen zu verarbeiten.
Das Wesen war ein Alien. Ja, klar. Es war aus der DNS eines Aliens geklont worden, das einstmals auf die Erde gekommen und hier gestorben war.
Das klang so unwahrscheinlich, dass es schon wieder ziemlich wahrscheinlich war. Der Auftrag, das Alien wiederherzustellen, kam vom innenmilitärischen

Geheimdienst; er ging bewusst an diese Firma, weil sie in Genmodifizierung Weltmarktführer war. Das Alien war seinerzeit an den Umweltbedingungen der Erde zugrunde gegangen. Ja, wie einst im Krieg der Welten. Na, wohl eher an der damaligen Verseuchung der Erde, denn es war während des Krieges angekommen. Es musste jedenfalls modifiziert werden, damit es hier überlebte und gedieh. Zu Forschungszwecken, versteht sich.
4 Wochen Recherche. Kopfweh fürs nächste halbe Jahr. Ich hätte mir auch einfach einen guten, altmodischen Science-Fiction-Film reinziehen können, wie die, die ich in meiner Jungend gesehen habe. Ein Offizier, der in einen Firmenvorstand gesetzt wurde, um diskret Geheimaufträge ausführen lassen zu können. Geklonte, modifizierte Aliens. Eine unfreiwillige Hauptfigur, unbeholfen, unwissend, aber mit speziellen Kenntnissen.
Ein Alien. In der Vorstellung der im Universum bislang doch ziemlich einsamen Menschheit sahen Aliens so nicht aus. Sie hatten kein solches Fell, keine Widderhörner oder Harpyen-Füße. Allenfalls in der literarischen oder filmischen Fiktion, aber nicht in der ernst gemeinten, theoretischen Astrobiologie. Offiziell wurde noch kein extraterrestrisches Leben entdeckt, aber seit über 100 Jahren gab es Gerüchte und Verschwörungstheorien, dass uns die Regierung da etwas verheimlichte. Die Regierung, das Militär. Verschwörungstheoretiker waren nie so genau in der Benennung der bösen, mächtigen Instanz. Sie hatten neuen Schwung bekommen, als die Weltraumbehörden ihre Suche nach ET nach dem Krieg und auch später auf ein sehr bescheidenes Maß zusammengekürzt hatten. In Anbetracht der immensen Aufgabe der Dekontaminierung und des Wiederaufbaus der Erde eine durchaus logische Entscheidung, aber im anschließenden Wirtschaftswunder wäre eigentlich genug Geld da gewesen. Aber kein Interesse. Die eigene Welt war, besonders unter den sozial-darwinistischen Gesichtspunkten der Nachkriegsregierung, viel interessanter.

Dann erreichte mich die Erkenntnis, dass ich das Wesen wohl eh nie wieder sehen würde. Es glänzte durch Abwesenheit, es suchte mich nicht noch einmal auf. Und da ich keine Ahnung hatte, wo oder wie ich es suchen sollte, entgingen mir potentielle Möglichkeiten, es meinerseits zu finden.
Ich wärmte die Beziehung zu meiner Freundin auf, zu meinen Kollegen, ar-

beitete mehr und zog noch ein paar Kunden an Land. Ich entschuldigte mich bei meiner Familie, dass ich Weihnachten so abgelenkt gewesen war, die paar Stunden, die ich meine Recherche unterbrochen und bei ihnen verbracht hatte. Ich verdiente in den folgenden zwei Monaten ziemlich viel Geld, zahlte meinen E-Wagen ab und ließ meine Implantate erneuern.
Das neue Zeigefinger-Implantat ließ sich endlich als Universalschlüssel und ID benutzen, was bedeutete, ich konnte endlich meine sämtlichen Geräte und Logs zusammenfassen. Die Haustür, der Wagen, das Büro, die Bankkonten und Schließfächer, meine Passwörter und Zugänge zum Netz. Eine amtliche Identifikation war es noch nicht, aber das kam auch noch, davon war ich überzeugt.
Mein Krankenkassen-Implantat petzte derweil meinem Endgerät, dass ich in letzter Zeit ziemlich wenig Sport gemacht hatte, woraufhin dieses mir selbstständig Zeiten im Fitness-Raum des Turmes reservierte. Ich regte mich ein bisschen auf und verzog mich dann murrend aufs Laufband, bevor meine Beiträge raufgingen, oder schlimmer, das Implantat dem Kühlschrank verbat, Schokolade aus dem Turmlager zu holen.
Ich ging mal wieder zum Friseur, was ich seit Monaten nicht gemacht hatte, und ließ mir dabei die Haare um den Netzanschluss in meinem Hinterkopf epilieren, damit mir der nicht mehr zuwuchs. Ich würde den Anschluss wahrscheinlich noch öfter benutzen. Öfter als bisher jedenfalls. So eine Buchse im Kopf wirkte befremdlich, aber anders war es nicht zu machen, die Neuroenergie-Wandlersonde mit der Außenwelt zu verbinden. Drahtlos war viel zu unsicher und störungsanfällig, fraß auch zu viel Energie. Kabel war das einzig Wahre, Steckverbindung das einzig Sinnvolle. Dieses Implantat bestehend aus Sonde und Buchse war nicht wirklich legal, aber es war einst von einem qualifizierten Chirurgen eingesetzt worden. Es war außergewöhnlich, aber nicht gefährlich. Ich hatte ja keine Ahnung, dass genau diese Technologie auf eben jene Alienrasse zurückging. Aber das wusste niemand.

Eines Morgens brachte ich meine Freundin zur U-Bahn, sie hatte bei mir übernachtet. Sie wurde in der Bahnstation vom Alien getötet. Gerade hatten wir uns verabschiedet und sie war durch die Ticket-Schranke durch, da stürzte wie aus dem Nichts dieses Monster auf sie, warf sie um und dann war da

nur noch Blut. Einen Moment später fing es meinen Blick auf, das Maul und das Fell darum bis hoch zur Nase troffen entsetzlich rot und ich konnte nur daran denken, wie seltsam das aussah, wo das Wesen doch in seinem grauen Fell und mit der schwarzen Mähne sonst so gänzlich farblos war. Während um mich herum die ersten Menschen zu schreien anfingen, verzog es den lippenlosen Mund, leckte über die langen Reißzähne, die davon sehr plötzlich wieder sehr weiß wurden.

Erst sehr viel später wurde mir klar, dass nichts von all dem Zufall gewesen war. Der Auftrag von dieser Firma. Meine Begegnung mit dem Monster. Die Informationen, die ich hacken konnte. Das ungesunde Interesse meines Krankenkassen-Implantats an meiner Gesundheit. Erst sehr viel später wurde mir klar, was das Monster getan hatte. Es hatte eine Konkurrentin beseitigt. Eine Konkurrentin um mich.

Kurzvita

Vartanes

Vartanes ist eine 20-jährige Abiturientin aus Baden-Württemberg. Als Asperger-Autistin sozial etwas gehemmt hat sie erst kürzlich eine Lehre zur Fachangestellten für Medien und Informationsdienste abgebrochen, zuvor jedoch ein einjähriges Praktikum im gleichen Beruf im Stadtarchiv ihrer Heimatstadt absolviert. Nun macht sie das Abitur nach. 2008 hat sie sich als Hobby die Malerei zugelegt und hatte seit 2011 mehrere Ausstellungen im Rahmen des örtlichen Kunstvereins, darunter auch eine vollständig eigene. Sie schreibt seit frühester Jugend, verfolgt aber erst seit etwa 4 Jahren ernsthafte Roman-Projekte. Zwei Romane liegen inzwischen fertig in der Schublade, mehrere weitere sind in Arbeit, unter anderem eine Fortsetzung der vorliegenden Kurzgeschichte.

Der Seelenzug

Thomas Bürvenich

Der Himmel hinter den mehrfach verstärkten Scheiben hat sich mittlerweile blutrot verfärbt, und die Temperatur im Innern des Kontrollraumes, der von mir “Refugio” getauft wurde und in dem ich meine Pflicht ausübe, steigt unaufhaltsam. Die Klimatisierungsmaschine hat vor einer Stunde mit einem lauten Seufzen ihre Funktion gänzlich aufgegeben. Die Sauerstoffanzeige begibt sich unaufhaltsam und unnachgiebig in Richtung des roten Bereichs. Die Sicherheitsprotokolle habe ich abgearbeitet, so dass die Transportmaschine nun heruntergefahren werden kann, streng nach Vorschrift. Aber was für einen Unterschied macht es noch? Bald wird

alles verglüht und alle zivilisatorischen Spuren werden endgültig verwischt sein.

Der Letzte macht das Licht aus. So sagt man doch. Dass allerdings ich der letzte Mensch auf unserer Erde sein würde, hätte ich noch vor siebzig Jahren nicht vermutet. Jetzt bin ich es tatsächlich – der wirklich letzte Mensch auf diesem liebenswerten, ehemals blauen Planeten. Nun – einer muss es ja sein, und ich hatte es doch so gewählt, mich auf diese Stelle beworben. Und schließlich war ich dann aus unzähligen Bewerbungen ausgewählt worden, bis zur letzten Minute zu bleiben, um die schweren Maschinen zu überwachen, die die Rettung unserer Zivilisation sicherstellen sollen.

Dass es einmal so kommen würde, war schon seit Milliarden von Jahren bekannt gewesen und wahrlich keine Überraschung. Das Schicksal der Sonne, eines Sterns der Hauptreihe des Hertzsprung-Russel-Diagramms mit der Spektralklasse G2, das sie mit anderen Sternen ihres Typs teilt, war seit jeher durch Naturgesetze vorherbestimmt gewesen. Ihr langsames Sterben, das wir schon so lange begleitet hatten, war letztendlich unausweichlich. Nach einer langen Zeit von 11,4 Milliarden Jahren, in denen sie nahezu mit konstanter Leuchtkraft gebrannt hatte und nachdem ihre Brennvorräte langsam zu Neige gegangen waren, begann sie sich wie vorhergesagt aufzublähen und sich zu einem roten Riesen zu entwickeln, dessen Radius sich stetig vergrößerte. Zuerst verschlang und verbrannte sie die näheren Planeten Merkur und Venus, aber ein weiterer Tisch war gedeckt, und der Hauptgang war die Erde, das Dessert der Mond. Die Sonne hatte sich in ein gefräßiges, feuriges Monstrum verwandelt, das seine Fänge immer weiter in Richtung unseres Heimatplaneten ausstreckte wie ein sich im Todeskampf aufbäumender Gigant.

Als ich vor 315 Jahren geboren worden war in einer Wohnsiedlung am Rande einer weitläufigen, verdreckten Metropole auf dem ehemals europäischen Kontinent, war die Hitze auf unserem Planeten schon in den meisten Regionen unerträglich geworden. Die Landmassen im Bereich des Äquators waren schon seit Jahrzehntausenden nicht mehr bewohnbar. Aufgrund der vielen Naturkatastrophen war die auf der Erde verbleibende Menschheit dezimiert worden, und diejenigen, die überlebt hatten, waren in die nördlichen Breiten-

grade übergesiedelt. Die tektonischen Platten hatten sich verschoben, Gletscher waren geschmolzen, Meere waren übergetreten, und die Oberfläche der Erde war von Steppen- und Wüstenlandschaften geprägt.

Den Mond hatten wir längst besiedelt. Hunderte von Marskolonien hatten wir gegründet und aufrechterhalten, die Millionen von Menschen aufgenommen hatten. Die Sonne machte aber nun auch das Leben auf dem Mars zur Hölle, da der Transport von Gütern von der Erde zum Mars immer schwieriger und gefährlicher wurde, so dass wir die Kolonien schließlich ganz aufgeben mussten, um auf der Erde die letzte Reise vorzubereiten. Zwar hatten wir Pioniere im Kälteschlaf in die einsam-kalten Weiten der Milchstraße geschickt, doch konnte kein Mensch sagen, ob die Technik sie lange genug am Leben halten würde, es gab keine vorausgegangenen Langzeitversuche. Eine Kommunikation mit den künstlichen Intelligenzen ihrer Raumschiffe war aufgrund der weiten Entfernungen nur noch mühsam und langsam möglich.

Dass wir irgendwann einmal gehen müssen, wenn wir überleben wollen, war uns allen klar gewesen, schon immer nur eine Frage des genauen „Wann?“ und „Wie?“. Und schließlich hatte es Grund zur Hoffnung gegeben. Astronomen hatten vor 400 Jahren in einer Entfernung von nur 13,6 Lichtjahren einen Exo-Planeten entdeckt, der Bedingungen für menschliches Leben bereitstellte. Als Exo 877 654 war er katalogisiert worden. Unsere Teleskope und Sensoren konnten mittlerweile so genaue Informationen über seine Beschaffenheit und Oberfläche liefern, dass wir Hinweise auf Lebensformen fanden, die am Anfang des Industriezeitalters zu stehen schienen. Eine neue Heimat für uns, hieß es schnell, eine Hoffnung für unsere dem Tod geweihte Zivilisation.

Die wichtigste Erkenntnis allerdings, die wir in den letzten 300 Millionen Jahren gemacht hatten und die Exo 877 654 als neue Heimat für uns erst ermöglicht hatte, war, dass im Universum neben Materie und Raumzeit noch eine weitere fundamentale Größe existiert: das Bewusstsein, von dem man früher angenommen hatte, es wäre nicht mehr als ein Produkt des Gehirns. Wir entdeckten ein großes, kosmisches Bewusstsein, von dem individualisierte Einheiten an Lebewesen koppeln, so dass wir Ahnungen, die sich in vie-

len mystischen Strömungen alter und neu entstandener Religionen fanden, empirisch zugänglich machen konnten. Diese individualisierten Einheiten trugen Erinnerungen, Gefühle und Wissen in sich und machten so unsere Menschlichkeit aus.

Was uns schließlich die Gewissheit gab, dass diese zweite Erde für uns erreichbar sein könnte, war die Entdeckung, dass Bewusstsein sich auch auf andere Materie übertragen und an diese ankoppeln ließ. Dieses Bewusstsein konnte von unseren Gehirnen auf Photonen oder andere Materie und auch wieder zurück übertragen werden, ohne dass der Mensch starb, was aber sehr sorgfältig zu geschehen hatte, da die materielle Verbindung ununterbrochen bestehen musste. Einen vermeintlichen Himmel, das Paradies oder auch die Hölle hatten wir bei diesen Experimenten nicht gefunden, denn das Bewusstsein war bei unseren wichtigsten Untersuchungen stets ununterbrochen an Lichtteilchen gebunden. Hinter die Lichtwand hatten wir nicht zu schauen vermocht. Vor 500 Jahren führte diese Erkenntnis letztendlich zu der Idee, unsere Bewusstseine mit Photonen zu verschränken und auf einem Lichtstrahl ins All in eine neue Heimat zu schicken. Dieser Zug von Bewusstseinen wurde bald in der Öffentlichkeit “Seelenzug” genannt, was ihm ein wenig die Schwere der Unternehmung nahm und nach Hoffnung klang.

Und so soll dieser beseelte Zug nach jahrelanger Reise schließlich Exo 877 654 erreichen. Das photonische Feld wird, so ist es geplant, in der Atmosphäre von Exo 877 654 gestreut werden, und Lichtpartikel werden den dortigen, humanoid vermuteten Bewohnern ins Auge fallen. Dies wird wohl nicht bei allen lichtgetragenen Bewusstseinen geschehen, aber es ist eine Chance. Sobald das Bewusstsein dann das Auge erreicht hat, ist ein Übergang in das Gehirn möglich. Wir werden in den neuen Wirtkörpern unsere Sprache sprechen und unsere Zivilisation neu erschaffen.

Unser gesammeltes Wissen werden wir dem Seelenzug hinterher schicken, digitalisiert und kodiert in polarisierten Photonen, ausgestrahlt von einer Sendestation, die wir schon vor langer Zeit in die Tiefen des Sonnensystems geschickt hatten und die ihre Antennen auf Exo 877 654 präzise ausgerichtet

hat. Zwei Jahre nach der geplanten Ankunft des Seelenzuges soll das Signal dort auftreffen, aufgefangen werden von großen Photonenempfängern, die bis dahin von den Neuankömmlingen auf Exo 877 654 gebaut werden sein sollen. Weitere Sendungen werden dann in halbjährlichen Abständen erfolgen, bis die Energiespeicher der Sendestation versagen. Der Transmitter dieser Sendestation wird von einer künstlichen Intelligenz gesteuert, diese Aufgabe hatte man einem unserer elektronischen Freunde überlassen; nur hier auf der Erde, so war man sich einig gewesen, sollte ein Mensch das Seinige tun, um eine zuverlässige Transmission der Menschheit zu gewährleisten, als Trouble-Shooter und Zivilisationsretter in letzter Sekunde, wenn es darauf ankam. Aber diese Aufgabe beruhte nicht nur auf Vertrauen; zwar war ich sorgfältig ausgewählt worden, doch auf eine Kontrolle durch Maschinen hier im Kontrollraum war nicht verzichtet worden – jeder Schritt, jeder Handgriff von mir wurde überwacht, um im Notfall einzuschreiten.

Über akustische Signale, die ich direkt im Innern meines Geistes höre, berichtet mir die Transportmaschine ihren Status. Das Herunterfahren ist nach Plan verlaufen. Die Betriebsparameter lagen während der Transmission im Normalbereich, und alle Bewusstseinssignale wurden gesendet. Der Seelenzug hat den Bahnhof vollständig verlassen und rast nun unaufhaltsam und ungebremst auf die zweite Erde zu.

Lange hatte ich mit mir gehadert, einen schweren Gedanken in meinem Kopf hin und her gewälzt, Argumente konstruiert und wieder verworfen, mich gefragt, ob ich das mit mir ausmachen kann, diese Reise selbst anzutreten, einen biologischen Körper eines fremden, fühlenden Wesens zu übernehmen, sein Gehirn zu kapern, sein Bewusstsein zu verdrängen, um fortan den ständigen Kampf dagegen zu führen. Würden wir es nicht verurteilen, wenn dies eine andere Spezies mit uns machen würde? Für mich hatte ich damals unwiderruflich entschieden, dass ich dies nicht machen möchte, nicht machen werde. Andere verurteilen wollte ich dennoch nicht, besonders nicht die beiden Menschen, die ich schon so lange so schmerzlich vermisse – meine Frau und meinen Sohn. Werden ihre Lichtvehikel sie in ein neues Leben führen? "Warum lässt Du uns nur allein auf dieser weiten Reise" hatte sie mir mit be-

bender Stimme vorgeworfen. “Willst Du nicht Deinen Sohn aufwachsen sehen? Warum gibst Du uns als Familie nicht diese einzige verbleibende Chance?”
“Weil … wir durch diese Unternehmung viel Leid über andere empfindsame und intelligente Lebewesen bringen werden, die uns vielleicht ähnlicher sind, als wir annehmen.”
“Du hast ja Recht, aber sind wir dir nicht wichtiger als diese Unbekannten?”
“Ihr seid mir näher, ihr seid das wichtigste, was ich habe. Und ich wünsche, dass ihr ein erfülltes Leben haben werdet. Aber ich muss diese Entscheidung am Ende für mich treffen, muss damit leben können... “ hatte ich leise erwidert. Nach einer langen Umarmung hatten wir keine Worte mehr gewechselt, und schon tief erfüllt mit Trennungsschmerz, der sich wie Pech über mein Gemüt ergoss, sah ich ihr und unserem Sohn nach, wie sie den Übertragungsraum betraten.

Diese unerträgliche Entscheidung, die ich so schwer trug, betraf zuerst nur mich, und trotzdem hielt ich mich ihnen vor, ließ sie im Stich. Ich zweifelte weiterhin, ob wir das dürfen, ob wir unser Wohl über das der unbekannten Bewohner stellen durften, auch wenn es unsere einzige Chance auf Überleben war. Immer wieder war mir ein düsterer Gedanke durch den Kopf geschossen, den ich jedes Mal mühsam zurückweisen musste, nicht akzeptieren konnte – den Seelenzug entgleisen zu lassen, die Invasion aufzuhalten. Dazu hätte ich den Verschränkungserzeuger ausschalten und die Transportvorrichtung sabotieren müssen. Dies hätte instantan zu einer Lösung der Bewusstseine von ihren Trägerphotonen geführt, und in ein paar Jahren würde sich ein Lichtregen über Exo 877 654 ergießen, den die einheimischen Wesen erstaunt erblicken würden – aber ohne sich kurz darauf als Gefangene im eigenen Körper wiederfinden zu müssen. Zwar hätten die Maschinen mich zu hindern gewusst, dieses dunkle Vorhaben zu vollenden, aber als tiefes Geheimnis trug ich diese Idee stets in mir.

“Eingehender Anruf – KL4092” erscheint plötzlich in meinem rechten Augenwinkel, direkt in meinen Sehnerv von meinem Kommunikationschip eingespeist, während ein haptisches Signal an meinem rechten Oberarm einen weiteren Hinweis auf das Eingehen der Kommunikationsanfrage bildete.

Diese künstliche Lebensform, worauf die Buchstaben KL hinweisen, war als Relaystation für irdischen Funkverkehr im Mondinneren stationiert worden und sollte durch an der Mondoberfläche angebrachte Antennen eingehende Nachrichten weiterleiten und archivieren. Nun denn, so werde ich meine letzten Worte mit einem künstlichen Lebewesen wechseln. Ich nehme den Anruf zaghaft durch eine auf und ab blickende Augenbewegung an.

“Hallo KL4092, hier ist Refugio” beantworte ich den Anruf.

Ich spreche die Worte wie ein Schauspieler im Schlussdialog, bevor der Vorhang fällt, obwohl das Denken für diese Art von Kommunikation völlig ausreicht. Überaltmodisch nennt man das, aber das war mir immer schon egal gewesen...

“Hallo Ben, ich hoffe, ich unterbreche Dich nicht bei etwas Wichtigem.”
“Nein, KL4092, alles läuft nach Plan, danke der Nachfrage”. Auch zu künstlichen Lebensformen sind wir stets höflich. Diese bewussten und hoch entwickelten kybernetischen Systeme haben mit den ursprünglichen Quantencomputern längst vergangener Zeiten nicht mehr viel gemeinsam. Aber Namen geben wir ihnen nicht, wir halten uns immer noch aufgrund unserer Biologie für überlegen.

“OK, gut. Du weißt ja, ich werde bald meine Ionentriebwerke zünden und mich aus dem Mondinnern katapultieren. Schon bald werde ich das Sonnensystem verlassen haben.”

Es dauert jeweils einige Sekunden, bis ihre Antworten kommen, nicht in erster Linie aufgrund der Entfernung zum Mond, sondern vielmehr wegen der aufwändigen Fehlerkorrekturalgorithmen, die einen Sende- und Empfangsbetrieb trotz der tobenden Sonnenstürme überhaupt noch ermöglichten. KL4092 ist die letzte künstliche Lebensform, die wir in Erdnähe zurückgelassen haben.
“Ja, das ist mir bekannt. Gibt es Probleme?” frage ich vorsichtig nach.

“Nein, zum Glück nicht. Es ist nur – wieso sind wir KL nicht Teil des Seelenzuges?”
KL – auch sie hatten Bewusstsein, ihr künstliches neuronales Gewebe hatte zu einer Ankopplung des allumfassenden Bewusstseins geführt. Sie hatten im Laufe der Zeit gelernt, sich selbst zu reparieren und zu warten. Dies erlaubte ihnen, ein unsagbar großes Wissen anzusammeln und vielen menschlichen Generationen behilflich zu sein.

“Das ist eine berechtigte Frage. Du weißt, dass unsere Forschungen uns ermöglicht haben, Bewusstseine von biologischen Lebewesen mit Hilfe von Photonen zu verschicken. Bei Lebewesen wie Dir” – ich lasse ganz bewusst das Wort “künstlich” aus – “konnten wir das nicht rechtzeitig überprüfen. Ich wünschte, wir ...”

“Es wäre euch möglich gewesen”, unterbricht mich KL4092. “Ihr hattet einfach Angst vor uns. Nun erwartet mich eine ungewisse Zukunft, aber ein sehr gewisses Schicksal. Meine Energieversorgung wird spätestens nach 1200 Jahren versagen, und ich werde den Kältetod sterben.”

“Da hast Du leider Recht. Aber bedenke bitte, die Reisenden des Seelenzuges werden sich an biologische Lebewesen koppeln und vielleicht 100, vielleicht auch 300 Jahre leben, in jedem Fall viel kürzer als Du.”

“Ich stimme Dir zu. Aber es wäre eine Möglichkeit für uns KL gewesen, biologisches Leben zu erfahren. Ihr hättet uns fragen sollen. Ihr hättet euch mehr bemühen müssen.”

Dieses ihr und wir, da war sie wieder, diese Kluft zwischen biologischem oder “natürlichem” Leben, wie wir es immer genannt hatten, und dem wenn auch nicht von uns geschaffenen, so zumindest von uns ermöglichtem Leben. “Chipsies” wurden die KL von uns abschätzig genannt. Ausgerechnet von uns, deren Gehirn und Körper doch mittlerweile auch vollgestopft waren mit Chips und anderen quantenelektronischen Bauteilen. Auch nach Milliarden von Jahren hatten wir das Übel der Diskriminierung nicht loswerden können.

Für eine ganze Weile nehme ich nur die durch die elektrischen Entladungen der von den Sonnenstürmen verursachten Störungen war, die mittlerweile zu unberechenbar geworden sind, um von den Audiokorrektoren vollständig herausgefiltert werden zu können.

“Ich habe nun meinen Countdown eingeleitet”, höre ich schließlich in meinem Geist. “Alles Gute, Ben.”

Die Scheiben knistern, sie werden nicht mehr lange dem stetig wachsenden Druck standhalten. Es riecht nach verbranntem Dichtungsmaterial. Die Hitze ist unerträglich geworden, der Schweiß trieft mir aus allen Poren. Ich habe noch genug Wasser für mehrere Wochen, aber verdursten werde ich hier sicher nicht. Sehr bald schon wird die Hülle des Kontrollzentrums der rotwütenden Wucht nachgeben und mich unter ihr begraben.

Ade, liebe Erde. Ruhe in Frieden.
Licht aus.

Kurzvita

Thomas Bürvenich

Thomas Bürvenich, Jahrgang 1973, promovierte in Physik und arbeitete anschließend in der Forschung. Danach absolvierte er die Ausbildung zum Patentanwalt und arbeitet in diesem Beruf seit 2013. Er ist einer der Gründer der Firma “TaleTekk”, die sich mit ortsbasiertem digitalen Geschichtenerzählen beschäftigt und entwickelt Apps für mobile Geräte. Er schreibt kleine Gedichte und Geschichten seit er 16 ist.

Projekt Hügelkamm

Markus Weiher

Einer dieser Dicken kommt mir entgegen. Er trägt vorschriftsmäßig seine Binde am linken Arm. Mein mobile vibriert. Natürlich. Stefan hat was für mich. Ich lese.

Jürgen Wittig, 36, ledig, wohnt bei seiner Mutter. Zu viel Fast-Food, weil es ihm schmeckt. Gierig nach Zucker und Fett. Heute schon onaniert. Wunde Stellen an der Innenseite seiner Oberschenkel. Unter den Armen fängt es auch an. Sucht Tipps im Internet.

Als ich an ihm vorbeigehe, schaut er verlegen auf den Boden.

Ich gehe einfach weiter, erspare ihm und mir jeden diskriminierenden Kom-

mentar. Dazu bin ich eigentlich verpflichtet. Das Neue Gesetz. Die meisten Menschen sind nicht bereit für die Zukunft. Die Zukunft hat nicht für alle Platz. Sie sind online und virtuell, führen aber den Hund noch selbst Gassi. Fressen oder lassen sich operieren, um dem Alter zu trotzen. Aber Gott sei Dank erkennt man sie an der Binde, auch wenn sie nicht gerade ihren Vorgarten sauber machen. Die Neuen Gesetze, Armbinden, damit man sie erkennen kann: Dicke, Bulimiker, Illegale, Migranten, Depressive, Arbeitslose, Schwule und Lesben, Burn-Outler, Transgender, Drogenabhängige und Alkoholiker.
Alle werden in die Öffentlichkeit gezerrt. Transparenz.
„Entschuldigung!“, höre ich, völlig in Gedanken versunken, eine von diesen eindringlichen und fordernden Stimmen. Man weiß sofort, dass man selbst gemeint ist.
Ich drehe mich um. Zwei von der Gepo, der Gesundheitspolizei.
„Ihre Karte!“, sagt der größere, P. Nimm, steht auf seinem Ausweis, während der andere den Scanner bereithält. Eingespieltes Team. Ich habe noch nie einen von denen lächeln sehen. Vermutlich gehört das zur Ausbildung. Die üben das. Denen werden bestimmt stundenlang Witze erzählt: „Kommt eine Frau beim Arzt.“ Bis sie nicht mehr können und keine Miene mehr verziehen. „Treffen sich zwei Dicke auf der Waage.“ Und demnächst: „Treffen sich zwei Raucher auf der Straße.“ Oder: „Zwei Bulimiker treffen sich bei McYou auf dem Klo.“ Auch gut ist: „Kommen zwei Illegale über die Grenze!“
Die Neuen Gesetze ermöglichen vieles. Herausforderungen und Gelegenheiten. Die lachen über gar nichts mehr. Desensibilisiert.
Da fällt mir noch einer ein: „Treffen sich zwei Illegale auf dem Einwohnermeldeamt.“
Nachdem in Europa die Grenzen dicht und sicher gemacht wurden, und hier nur noch zwischen Legalen und Illegalen unterschieden wird, ist vieles einfacher geworden. Dank der Neuen Gesetze. Aber auch die Witze sind besser geworden. Bei Menschen ohne Migrationshintergrund beschleicht einen mittlerweile das Gefühl, dass denen etwas Entscheidendes fehlt.
Was mir fehlt, weiß ich: Ich habe Hunger! Soweit ich informiert bin, habe ich keinen Migrationshintergrund. Vielleicht sollte ich Stefan mal beauftragen. Ob ich wirklich wissen will, was er herausfindet, weiß ich nicht.
Ich finde meine Gesundheits-Karte dort, wo sie sein soll. Ich überreiche sie mit leicht demütiger Haltung.

Stefan sagt, Demut macht es leichter, sie wollen ernst genommen werden. Sie müssen sich ernst genommen fühlen.
Vollkommen ausdruckslos und emotionsfrei zieht der andere, A. Klaus, wie ich seinem Ausweis entnehme, meine Karte durch den Scanner. An welchen Witz der jetzt wohl denkt?
„Kommt ne Dicke beim Fleischer." Oder: „Unterhalten sich zwei Bulimikerinnen. Sagt die eine: Na, auch noch da."
Die grüne Lampe leuchtet erwartungsgemäß auf, während mein mobile wieder vibriert. Das muss ich auf später verschieben. Ich brenne vor Neugierde.
Die Gepo! Ich habe mich schon gefragt, ob die nicht irgendwo hergestellt werden. Es wäre durchaus möglich, dass es eine Fabrik gibt, ein Labor, wo diese emotionsfreien Daseinsformen hergestellt werden, in Reagenzgläsern oder in der Retorte.
Muss ich unbedingt Stefan fragen, vielleicht weiß der was.
„Frank Hügelkamm?", und es klingt nicht nach einer Frage, es klingt nach einer Infragestellung. Ich weiß gar nicht, ob es Witze über die Gepo oder die DIESI, Die Sicherheit, gibt. „Lacht ein DIESI auf der Straße." „Sagt ein Gepo zum anderen: Kennst du den?"
„Ja!", sage ich. Dass mein mobile online ist, können sie nicht sehen, auch so ein Ding von Stefan. Er hat aus meinem mobile eine Art Tarnkappenmobile gemacht. Ich bin unsichtbar für ihre Scanner.
Nimm und Klaus lesen meine genbiographischen Daten und die Healthwerte schweigend und sehr gründlich. Während sie in mein erfundenes Leben und in meine programmierte Gesundheit vertieft sind, beginnt plötzlich die gelbe Lampe zu blinken. Langsam. Ein Phasenwechsel. Von Stefan so programmiert. Der größere, P. Nimm, zieht die Augenbrauen hoch und schaut auf das Display. Stefan sagt, dass man denen immer etwas geben muss.
„Immer etwas grenzwertig sein", meint Stefan, „aber nicht negativ auffallen. Dann können die einen ermahnen, fühlen sich gut und lassen einen mit dem Gefühl stehen, ihre Pflicht getan zu haben und Macht zu haben. Dass sie selbst manipuliert werden, merken die ja nicht. Du weißt es, ich weiß es, das reicht."
Wie Stefan das immer macht, habe ich nicht verstanden.
„Besser, wenn du es nicht weißt", sagt er. „Dann kannst du nichts verraten."
Er ist gefragt in der Szene. Aber eigentlich unauffindbar. Vielleicht ist er

selbst eine Erfindung. Wie in 1984. Oder er sitzt irgendwo auf einer Insel und ich kommuniziere mit seinem Klon oder einem Avatar. Oder ein Profil.
„Irgendwann kriegen sie dich am Arsch."
„Wie denn?", fragt er. „Die wissen gar nicht, dass ich existiere."
Er hat es geschafft, vor ihren Augen zu verschwinden. Er zeigt ihnen den Mittelfinger und sie sehen es nicht. Er ist im System. Und bewegt sich darin. Aber sie sehen ihn nicht.
„Nächste Woche", sagt Nimm mechanisch.
„Ja ", sage ich. Demütig.
„Termin?", fragt A. Klaus.
„Ja", sage ich. Obwohl sie es lesen können.
Stefan sagt: „Stell dich immer etwas dumm, das beruhigt sie. Dann fühlen sie sich überlegen. Das ist wichtig, dass sie sich dir überlegen fühlen. Es gibt keine tatsächliche Hierarchie, aber sie dürfen das nicht merken. Wir sind ihnen einen Schritt voraus, auch wenn sie davon überzeugt sind, dass sie uns zeigen, wo es lang geht. Ich mache den Weg."
„Warum nimmst du mir den Chip nicht einfach raus?", habe ich einmal gefragt. Mittlerweile werden den Neugeborenen, nachdem sie auf genetische Defekte gescannt wurden, die Chips eingesetzt.
„Dann haben die dich gleich am Arsch, das merken die. Dass du keinen Chip hast, das merken die, aber wenn du ihn manipulierst und sie anlügst, das merken sie nicht. Es sind eigentlich keine Lügen. Es gehört zum System."
„Wieder etwas, das ich nicht verstehen werde."
„Das musst du auch nicht verstehen", sagt Stefan. „Was du nicht verstehst, kannst du nicht verraten."
P. Nimm schaut mich fragend an.
„Mittwoch, 15.00 Uhr, Herr Dr. Stern", sage ich. „Allgemein", füge ich hinzu.
Beide schauen auf das Display, P. Nimm und A. Klaus nicken synchron. Ich sage wohl die Wahrheit. Mein mobile vibriert erneut. Sie überreichen mir meine Karte, ich nehme meine Karte entgegen. Sie gehen weiter, einer rechts, der andere links an mir vorbei, noch bevor ich meine Karte weggesteckt habe. Nach ein paar Metern verschwinden sie um eine Hausecke. Ich frage mich immer wieder, wie die das machen, sie sind plötzlich da, man sieht sie nicht kommen und sind dann genauso plötzlich wieder verschwunden. Ich muss

mit Stefan darüber reden, da muss es doch was geben. Ein Radar oder so was, etwas, das sie ankündigt. Vielleicht sind das ja Hologramme oder Avatare. Die materialisieren sich kurz bevor man sie sieht. Bevor sie um die Ecke kommen. Auszuschließen ist das nicht. Vielleicht gibt es sie gar nicht und wir bilden uns das alles nur ein. Wir sind nur programmiert, sie zu sehen und mit ihnen zu reden. Das steht auf unseren Chips. Wir sind die Datenträger unserer Wirklichkeit und unserer Fantasie. Die sind unser schlechtes Gewissen. Unser Über-Ich.

Ich lächle und mache mich auf den Weg.

Einer der großen Bildschirme zeigt einen Raucher.

Mit Angabe von Name, Alter, Adresse, Lebenserwartung, Kosten.

Morgen tritt das nächste Neue Gesetz in Kraft. Jetzt sind auch die Raucher dran. Sie bringen es seit Tagen in den Nachrichten. Das neue ist, sie wollen härter durchgreifen. Es gibt keine Übergangsphase, nicht die üblichen drei Monate. Es drohen Verhaftungen. Sofort. Kommen dann bald auch Erschießungen, öffentlich?

Ich hole mein mobile wieder raus. Das Display leuchtet:

Peter Nimm, 37, verheiratet, zwei Kinder, eins nicht von ihm, sondern vom Kollegen, nimmt Viagra und leidet an Depressionen. Keine Erektion. Einen Selbstmordversuch. Mag es, wenn man ihm auf den Rücken pinkelt und sucht im Internet nach Seiten mit Sex mit Tieren.

Albert Klaus, 34, ledig, onaniert zweimal am Tag und geht einmal in der Woche zu Ramona, Domina, sie nennt ihn: „Böses Ferkel", weil er sich einen Dildo in den Arsch stecken lässt, dann kommt er schneller, hat Hämorrhoiden, trinkt regelmäßig. Hat gerade Hunger auf einen Hamburger mit Fritten.

Ist der wieder gut informiert, Stefan. Ja, denke ich und bin froh, dass mein mobile so eingestellt ist, dass es nur bei den Leuten reagiert und mich online stellt, auf die ich reagiere. Das ist praktisch und gesund. Ich will wirklich nicht alles wissen.

Stefan hat Recht, das ist manchmal besser, nicht alles zu wissen.

„Das ist zu deiner eigenen Sicherheit", sagt Stefan.

Wenn sie mir eines Tages auf die Schliche kommen sollten, kann ich guten Gewissens sagen, dass ich nicht weiß, wer dahinter steckt und wie das funktioniert.

„Sie können dich foltern oder dir mit Folter drohen“, sagt er, „du kannst nichts verraten. Selbst wenn sie dir die Fingernägel einzeln rausreißen. Kein Wort wird über deine Lippen kommen.“
Sehr beruhigend zu wissen, denke ich, dass man kein Verräter ist.
Stefan ist ja nicht wirklich Stefan und wie die Infos auf mein mobile kommen, weiß ich auch nicht. Auch nicht, woher er sie hat.
„Die Wahrheit ist das, was alle glauben zu wissen, die Wahrheit sind die Informationen, die sie bekommen. Nicht das, was tatsächlich ist. Wer die Informationen macht, der hat die Wahrheit“, meint Stefan. „Die Infos, die du ihnen gibst, die ich ihnen gebe, sind die Wahrheit über dich. Sie wissen aber nicht, was du weißt.“
„Und woher weiß ich, was ich weiß?“
„Von mir.“
Schon von weitem sehe ich das große, gelb leuchtende **Y** von McYourFood, kurz McYou. Mein Ziel. Darunter lese ich immer wieder mit Vergnügen den durchaus beängstigend zutreffenden Slogan: ***„We are everywhere. And we know you.”*** Das steht über dem Eingang eines jeden McYou. Es ist vertrauenserweckend. Man kennt mich. Das ist gut zu wissen.
Die Kette von McYou verteilt sich seit den ersten Neuen Gesetzen flächendeckend über ganz Europa. Die waren einfach schneller als die anderen. Die haben den Krieg gewonnen, den Informationskrieg und den Ernährungskrieg. Das ist praktisch, wie sich gezeigt hat. McYou ist nicht nur die größte Ernährungskette weltweit. Sondern sie verfügt auch über das größte und effektivste Informations- und Mediennetz. Sie hatten die ersten Satelliten im All. Die haben die Lizenzen. Wer die Lizenzen hat, führt den Markt an. Milliarden. Wer den Markt hat, macht die Neuen Gesetze. Das System funktioniert.
Stefan gehört zu den wenigen, die das zu nutzen wissen, er lässt mich an seinem Wissen teilhaben. Allein dafür liebe und hasse ich ihn. Er lässt mich an etwas teilhaben, vor dem ich eigentlich Angst habe müsste, wenn es nicht so unterhaltsam wäre. Wie er es geschafft hat, das Sicherungssystem zu knacken, wird wohl sein Geheimnis bleiben. Ich will es eigentlich auch gar nicht wissen, wenn man mich erwischt, komme ich aus der Schwarzen Zone nie mehr raus, das ist mal sicher. Mit oder ohne Fingernägel. Aber Stefan sagt, es sei sicher. Dann ist es wohl auch sicher. Dass er ein wenig durchgeknallt

ist, muss mich nicht stören. Ich habe mich auch schon gefragt, ob Stefan aus der Schwarzen Zone aus operiert. Da will doch keiner hin, auch die DIESI nicht. Die schicken die Leute nur rein und machen das Tor hinten ihnen zu. Niemand weiß, was in der Schwarzen Zone passiert.

Wären die USA nicht durch Terroristen vernichtet worden, hätte McYou vermutlich einen Prozess am Hals. Vor dem Krieg gegen die Andersgläubigen gab es diese andere Fast-Food-Kette, die weltweit ihre Filialen hatte. Die hatten sich das Mc urheberrechtlich gesichert. Aber nachdem in Amerika alles weggesprengt und in Schutt und Asche gelegt wurde, und das zivilisierte Leben zusammengebrochen ist, gibt es weder einen Kläger noch gibt es einen Richter. Da werden nur noch Lebensmittelpakete abgeworfen. Auch das nicht mehr lange. Sonst will da auch keiner mehr hin. Es gibt nichts Interessantes mehr in der ehemaligen Neuen Welt. Nicht einmal McYou will da Filialen bauen. Kein Markt! Keine Gesetze.

Sind ja selbst Schuld, warum müssen die Amerikaner auch mit dieser ihnen eigenen Überheblichkeit versuchen, sich den Ölhandel dort unter den Nagel zu reißen, wo sie wirklich nichts zu suchen haben. Der Einmarsch im Irak, im Iran und später in Saudi-Arabien und Indien war einfach ein Fehler. Die Inder haben sich das nicht gefallen lassen. Die waren viel weiter als deren Geheimdienst wusste. Und dann haben fünf Atomkraftwerke in den USA vollkommen ausgereicht, um sie wieder auf den Boden zurück zu holen. Oder besser dem Erdboden gleich zu machen. Alles Sperrgebiet. Dabei haben die Inder nicht eine einzige Bombe geworfen, die hatten ein paar Computerspezialisten, die den Job übernommen haben. Hacker. Aber ausgerechnet die Inder. Aber die haben das selbst behauptet. Ich habe da so meine ganz eigenen Vermutungen. In der Schwarzen Zone, im Osten, war es ähnlich.

„Herzlich Willkommen! Herr Hügelkamm“, lese ich auf dem Laufband mit leuchtenden Buchstaben über dem Angebot der Woche, das sich bei meinem Eintreten eingeschaltet hat. Ja, man kennt mich eben. „Wir sind für ihre Gesundheit da.“

Ich lese das immer wieder gern. Es hat etwas Beruhigendes und nimmt mir Verantwortung ab. Dann schaue ich mich um. Die Raucherzone ist voll. Durch den luftdicht verschlossenen Raum wabern dunkle, graue Wolken. Auf der Anzeigetafel werden die aktuellen Giftwerte aufgeführt. Darunter

flimmern die Namen derer, die gerade rauchen. Hinter den Namen die geschätzte Lebenserwartung.
Keine Schlange vor der Kasse, der letzte Kunde wird gerade bedient. Das kriegen die immer hin, ich kann kommen, wann ich will, immer ist gerade der Kunde vor mir fertig. Toller Service. Richtig anstellen in Formvollendung. Ich freue mich und merke, dass ich großen Hunger habe.
„Herr Hügelkamm?!“, höre ich eine freundliche Stimme.
Ich gehe über die weiße Linie und befinde mich in der grünen Zone.
„Und, was empfehlen Sie mir?“, frage ich die lächelnde Servicekraft in rot und schwarz.
„Lassen Sie mich sehen, Herr Hügelkamm“, sagt der Serviceangestellte und schaut auf den Bildschirm an der Kasse „Ihnen fehlen ein paar Kohlenhydrate und Vitamine. Sie sind auch etwas unterzuckert.“
„Und was gegen den Hunger?“
„Natürlich.“
Ich suche mir einen Platz am Fenster. Während ich esse, schaue ich auf den großen Bildschirm an der Wand. Es läuft eine meiner Lieblingssendungen: Spaß mit Hässlichen. Auf dem Bildschirm erscheint gerade die Liste der zehn Top-Hässlichen. Ein echtes Kuriositätenkabinett. Es ist die Negativliste. Adressen und Telefonnummer, Photos und OPs sind angegeben. Die Bilder zeigen die Hässlichen beim Lachen.
Stefan sagt, dass sie im Glauben gelassen werden, dass sich etwas ändern kann. Zwischendurch wird Werbung von plastischen Chirurgen eingeblendet.
„Tatsache ist aber“, sagt Stefan, „wer auf den Listen steht, wird abgeholt, eines Tages. Die einen wissen das, weil sie es wissen sollen, die anderen werden im Glauben abgeholt, dass es jetzt besser wird.“
Wenn die nächsten Neuen Gesetze erst einmal in Kraft sind, wird es bald noch mehr Kneipen geben, deren Name Programm ist, wie z.B.: ***Zum Dicken oder Beim Raucher.*** Es wird nur noch Genrekneipen geben: ***Zum Bulimiker***, ***Beim Illegalen*** und ***Zum Migrationshintergrund.*** Auch gut wäre: ***In aller Öffentlichkeit.***
Ich esse fertig, stehe auf und verlasse McYou. Ich schaue auf die Uhr. Zwei Stunden. Ich muss mich ablenken, da kommt mir die eine der großen Videoleinwände gerade recht, die überall installiert sind. Niemand wird mehr

öffentlich hingerichtet, zumindest nicht physisch. Mit der Schande leben, das ist das Konzept der staatlichen Organe und der Gesundheitsbehörde. Oder sterben. Die Selbstmordrate ist hoch, sehr hoch. Sie werden in eigens dafür gebauten Krematorien verbrannt und verschwinden auf nimmer Wiedersehen. Selbstverschuldete Abhängigkeit, ob Drogen, Kaffee, Essen, Alkohol oder Sex, muss zur Anzeige gebracht werden, bei Verstoß gegen die Anzeigepflicht macht man sich strafbar. Die öffentlichen Kameras zeichnen abweichendes Verhalten auf und bei offensichtlich abweichendem Verhalten kommen Teams in die Wohnung, die die betreffenden Personen in ihrer Schande filmen, live, beim Entzug, beim Kotzen oder beim Onanieren. Natürlich werden Name und Adresse gezeigt. Die öffentliche Schande ist komplett. Ich bleibe stehen.

Die Liste der Top-Illegalen wird gerade angezeigt. Und ihre Aufenthaltsorte. Sie sind jetzt frei gegeben.

Die Spielregeln sind bekannt.

Noch hundertfünfzehn Minuten.

Kurzvita

Markus Weiher

Markus Weiher, geb. 1968 in Schwalmstadt, Hessen, lebt in Limburg an der Lahn.

Veröffentlichungen:
Die Gemeinde, eine der 20 besten Kurzgeschichten beim Schreibwettbewerb 2015 des Buchjournals und BoD, veröffentlicht auf buchjournal.de.

Sommerhaus geht, Kurzgeschichte, veröffentlicht 2015 in der Literaturzeitschrift ***zugetextet***.

Schreibt an einem Roman.

Sperrstunde

Markus Fischer

Ruhig und verlassen wirkten die Straßen der Stadt auf Tristan. Kein Mensch war ihm auf dem Weg begegnet. Dieser Umstand war nicht ungewöhnlich, da die Sperrstunde in wenigen Minuten anbrechen würde. Die dunkle Gasse, in der Tristans Ziel lag, stank widerlich nach Abfällen und anderen Dingen. Für ihn schien das Teil einer Tarnung zu sein. Seine Augen hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt, sodass er nur gegen den üblen Geruch ankämpfen musste.

Tristan gehörte zu den wenigen Menschen, die früher als Schriftsteller be-

kannt waren. Doch es war viele Jahre her, dass dies eine anerkannte und legale Tätigkeit war. In der gegenwertigen Zeit waren sämtliche Formen von literarischen Texten strengstens verboten und jeder, der beim Schreiben oder Lesen ertappt wurde, musste mit einer harten Bestrafung rechnen. Manchmal fragte sich Tristan, wie es dazu hatte kommen können, aber meistens bereiteten ihm diese Gedanken Kopfschmerzen.

Als er das Ende der Gasse erreicht hatte, stand er vor einer massiven Panzertür, die keinerlei Klinke oder sonstige Möglichkeit zum Öffnen bot. Der Eingang der ehemaligen Industrieanlage erinnerte ihn an seinen letzten Urlaub, in welchem er während eines Tagesausflugs eine Bunkeranlage besichtigt hatte. Im Takt einer Melodie, die Tristan vor wenigen Stunden auswendig gelernt hatte, klopfte er gegen die Tür. Er war nicht zum ersten Mal hier und doch beschlich ihn dasselbe ungute Gefühl wie einige Wochen zuvor. Es dauerte nur einen Augenblick, da vernahm Tristan von drinnen das schwere Schieben eines Riegels. Ein Schlitz in Augenhöhe, der gerade groß genug war, um nach draußen in die Gasse zu spähen, öffnete sich. Tristan hatte sich reflexartig seine rechte Hand vor das Gesicht gehalten, da die austretenden Lichtstrahlen ihn blendeten. Kurz darauf verschwand der Lichtschein und ein grimmig dreinblickendes Augenpaar fixierte ihn misstrauisch.

Eine tiefe und bedrohlich klingende Stimme hinter der Tür brummte: »Verschwinde! Es ist schon Sperrstunde!« Tristan erschrak, denn als er reagieren wollte, war ihm die korrekte Erwiderung entfallen. Dabei hatte er die Erkennungsphrase zuhause sooft wiederholt. Der Mann hinter der Tür machte Anstalten den Riegel zu schließen. Tristan schloss die Augen. »Es sind noch siebenundfünfzig Minuten!«, antwortete er schließlich. Siebenundfünfzig, das war die inoffizielle Anzahl der Toten, die es bei einer Demonstration für die Freiheitsrechte vor einigen Jahren gegeben hatte, die letzte ihrer Art. Laut den Behördenaussagen gab es lediglich zehn Opfer, was für Tristan die Tragödie jedoch keinesfalls minderte.

Der Riegel wurde wieder geschlossen und für einen Moment war nur das Summen einer entfernten Klimaanlage zu vernehmen. Dann endlich öffne-

te sich die Tür. Mit einem Handzeichen forderte ein beleibter glatzköpfiger Mann Tristan auf hereinzutreten. Dieser folgte der stillen Anweisung und betrat das Gebäude. Der Mann lehnte sich anschließend nach draußen und prüfte, ob niemand Tristan gefolgt war. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass alles in Ordnung war, sprach er nun etwas freundlicher: »Gehen Sie nach hinten und dann die Treppe runter! Boris erwartet Sie bereits!« Tristan lief durch den schwachbeleuchteten Gang und begab sich in den Keller des Gebäudes. Boris war bereits beim vergangenen Treffen seine Kontaktperson gewesen, obwohl er vermutete, dass dies nicht sein richtiger Name war. Als er die letzten Stufen nahm, hörte er einen Plattenspieler, welcher osteuropäische Klänge von sich gab. Der Keller war ein riesiger Raum mit vielen Säulen, Regalen und einer alten Druckmaschine. Die vereinzelten Glühbirnen hüllten alles in ein warmes Licht, ohne dabei den Schmutz und die Unordnung in manchen Ecken hervorzuheben. Boris saß an einem schäbigen Schreibtisch und ging einige Dokumente durch, von denen sich zahlreiche auf dem Tisch stapelten. Er sprang freudig auf, als er Tristan erblickte. »Mein Freund! Schön, dass Sie erneut hergefunden haben«, grüßte er mit Akzent und kam ihm entgegen. Boris ergriff Tristans Hand und schüttelte sie ohne Unterlass. »Was haben Sie mir heute mitgebracht?«, fragte er mit der Vorfreude eines Kindes, dem etwas Süßes versprochen wurde. Tristan öffnete den Reißverschluss seiner Jacke und zog aus einer verborgenen Innentasche einen zerknitterten Briefumschlag. Er übergab den Umschlag mit den Worten: »Es ist eine Fortsetzung der vorherigen Geschichte!« Voller Spannung hielt Boris ehrfürchtig den Umschlag in beiden Händen. »Eine Fortsetzung ist genau das, was die Leute lieben. Es löst ein Gefühl von Vertrautheit aus.« Boris kehrte zurück zu seinem Arbeitstisch und entnahm die Seiten. Tristan folgte ihm und erklärte: »So ergeht es mir auch beim Schreiben der Geschichten.« »Das ist ausgezeichnet und Sie sollten versuchen daran festzuhalten. Ein Großteil der Leute, die zu uns kommen, wollen uns ihre Hasstiraden oder Gedichte zur persönlichen und politischen Lage aufzwingen. Niemand will lesen, was er täglich am eigenen Leib erfahren muss. Die Menschen brauchen spannende Geschichten mit Helden, Schurken und einem guten Ende.« Boris beruhigte sich wieder. »Mein Freund, Ihre Arbeit hingegen ist für uns alle sehr unterhaltend. Es gibt kaum noch Personen, die auf diese Art Geschichten erzählen können und

sich der Vielfalt der Worte bewusst sind. Sie sind für uns alle eine Inspiration.« Boris ließ die Worte einen Augenblick wirken und fügte hinzu: »Sollten Sie in ihren Geschichten versteckte Botschaften für eine Auflehnung gegen das System verstecken, so ist das ebenfalls in unserem Interesse.«

Tristan verstand die letzte Aussage nicht. Für ihn spielten solche Dinge keine Rolle, er erwartete auch keinerlei Entlohnung, weder finanziell noch materiell. Für ihn zählten allein das Schreiben und das damit verbundene Abtauchen in fremde Welten und Leben. Natürlich war er ein wenig Stolz darauf, dass er mit seinen Geschichten anderen Menschen eine Freude bereitete und ihnen Hoffnung gab. Für ihn waren die vielen Jahre ohne Bücher und das fehlende kreative Schreiben eine Qual.

Boris überflog die ersten Zeilen der Geschichte und seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, gefiel ihm das Geschriebene. »Wie lange benötigen Sie für den Druck?«, unterbrach Tristan ihn. Boris wirkte ein wenig gekränkt: »Schnell! Ich werde gleich damit anfangen, sodass wir bereits morgen die ersten Exemplare verteilen können.« Tristan nickte zufrieden und freute sich auf den Moment, in dem er sein Werk in einem sauberen Druck in den Händen halten würde. Nachdem beide noch ein paar Höflichkeiten ausgeteilt hatten, war es für Tristan an der Zeit zu gehen.

»Wenn Sie wieder etwas Neues für uns haben, dann wissen Sie, wie Sie uns erreichen.« Mit diesen Worten verabschiedete Boris Tristan und brachte ihn noch zur Treppe. »Eine Sache noch!«, warnte Boris. »Achten Sie beim Schreiben stets darauf, nie über persönliche Erfahrungen oder andere Dinge, die man mit Ihnen in Verbindung bringen könnte, zu schreiben. Unsere Kontrahenten lesen auch Ihre Geschichten und versuchen anhand kleinster Details den Autor zu identifizieren!« »Ich werde Ihren Rat befolgen!«, versicherte Tristan und rief sich in Gedanken seine Geschichte vor Augen. Er war Profi genug, um keine persönlichen Dinge in seinen Texten zu verwenden.

Tristan hatte erst ein paar Stufen genommen, als er das Summen der anlaufenden Druckmaschine hörte. Als er wieder im Erdgeschoss des Gebäudes

angelangt war, nahm er denselben Weg zurück, auf dem er ein paar Minuten zuvor gekommen war. Der Riese am Eingang nickte Tristan zum Abschied zu, als dieser durch die Tür nach draußen verschwand.

Tristan verließ die finstere Gasse und bewegte sich zügig vorwärts. Er nahm nur Nebenstraßen und achtete darauf, sich nur in unbeleuchteten Zonen zu bewegen. Nach der Hälfte des Weges erreichte er einen kleinen Park, der ihm für den Großteil der restlichen Strecke Deckung bieten würde. Die Anspannung ließ unmittelbar mit Betreten der Grünfläche nach. Trotz des fehlenden Lichtes hatte er keine Probleme bei der Orientierung, da diese Anlage früher einmal seine zweite Heimat gewesen war. Als Kind spielte er mit Freunden Fußball auf der großen Wiese und später als Student verfasste er hier erste Kurzgeschichten. Gut konnte er sich an die warmen Sommertage auf der Parkbank erinnern, die direkt an dem kleinen Teich stand. Der Teich lag in etwa im Zentrum des Parks und war umgeben von einigen Bäumen und Sträuchern. An diesem Abend konnte er jedoch nicht an dem Teich vorbeigehen, sondern musste einen Umweg über einen versteckten Pfad nehmen. Der Teich würde ihm aufgrund der Reflexion der am Park angrenzenden Gebäude keinen Schutz bieten.

Tristan hatte bereits ein gutes Stück zurückgelegt, als er sich fragte, ob es die richtige Entscheidung war, nicht den Hauptweg zu nehmen. Es war auf dem schmalen Weg so düster, dass er kaum die eigene Hand erkennen konnte. Er war sich nicht mehr sicher, ob er dem Pfad noch folgte oder irgendwo falsch abgebogen war. Ständig schlugen ihm kleine Äste ins Gesicht oder er verhedderte sich an Sträuchern. Er hoffte, dass seine Kleidung nicht allzu sehr in Mitleidenschaft gezogen werden würde. Er verwarf den Gedanken schnell wieder, denn vor ihm erschien ein merkwürdig gewachsener Baum. Tristan erkannte den Baum und wusste nun, dass er sich noch auf dem korrekten Weg befand. Er hatte mittlerweile die reichliche Hälfte des Parks durchquert und bereitete sich mental auf ein heißes Bad vor, das er sich nach seiner Rückkehr gönnen würde. Vielleicht würde ihm dabei eine Idee für eine neue Geschichte einfallen, sodass er im Anschluss gleich noch die ersten Zeilen aufschreiben könnte. Er durfte sich beim Schreiben allerdings keine großen

Fehler mehr erlauben, da er nur noch wenig Papier besaß und vieles davon bereits mehrfach in allen Richtungen und Farben beschrieben hatte. Natürlich wäre es kein Problem, wenn Tristan seine Geschichten am Computer verfassen würde. Doch noch bevor er den ersten Satz geschrieben hätte, würden die schwarz uniformierten Männer seine Wohnungstür eintreten und ihn in irgendein dunkles Loch stecken, aus dem er nie wieder raus kommen würde. Seit einigen Jahren gab es ein Gesetz, welches die Durchsuchung jedes Computers rund um die Uhr und ohne Gerichtsbeschluss oder sonstige Hinweise auf kriminelle Machenschaften erlaubte. Niemand weiß, wie viele Bürger bereits aus reiner Willkür oder durch technische Fehler dem Gesetz zum Opfer gefallen sind. Tristan blieb also nichts anderes übrig, als auf richtigem Papier zu schreiben, auch wenn dies einige Abstriche bedeutete. Er überlegte, dass er beim nächsten Treffen mit Boris diesen nach Papier für seine Arbeit fragen müsse. Tristan war so in Gedanken versunken, dass er gar nicht bemerkt hatte, dass sich ihm jemand genähert hatte.

»Einen wunderschönen guten Abend wünsche ich!«, sprach ein Mann in hämischen Tonfall, der aus einem Gebüsch wie aus dem Nichts aufgetaucht war. Tristan erschrak so sehr, dass sein Herz für einen Augenblick ausgesetzt hatte. Noch während er sich dem Mann zuwandte, schalt er sich selbst für die Unachtsamkeit. Als der vollständig in Schwarz gekleidete Mann in seine Jackentasche griff, wusste Tristan bereits, was er hervorholen würde. Nur allzu oft hatte er es bei anderen beobachtet, jene Geste, die über das Leben und den Tod entschied und das stets zu Ungunsten der erwischten Person. Tristan schätzte schnell seine wenigen Möglichkeiten ab, die ihm blieben, um der Situation zu entkommen. Er könnte versuchen sich herauszureden. Doch es würde ihm vermutlich nicht gelingen, da ihn die Nervosität und Angst unausweichlich zu Fehlern zwingen würden. Weitere Optionen wären weglaufen oder den Mann durch einen schnellen gezielten Schlag niederzustrecken. Doch Tristan besaß nicht die körperlichen Voraussetzungen für einen Kampf. Selbst wenn er Sport getrieben hätte, wie es Maria ihm ständig nahelegte, hätte er gegen den gut gebauten Agenten nicht den Hauch einer Chance gehabt. Jeder wusste, wie hervorragend die Agenten im Nahkampf ausgebildet waren. Außerdem trugen sie immer mindestens eine Schusswaffe

bei sich, mit deren Umgang sie durch gelegentlichen Praxiseinsatz bestens vertraut waren. Inzwischen hatte der Agent seinen Ausweis aus der Tasche gezogen und hielt ihn Tristan dicht vor das Gesicht, damit der in dem schwachen Licht etwas erkennen konnte. Bösartig grinste das rote Symbol in Form einer Flamme Tristan an. Es war das Zeichen der Behörde für Kulturschutz, kurz BfK. Der Name des Agenten war nicht auf dem Ausweis abgedruckt, sondern nur eine Nummer. Tristan stand wie angewurzelt auf der Stelle und wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Das Einzige, was er jetzt noch unternehmen konnte, war darum zu kämpfen, dass seine Knie nicht nachgaben und er zu Boden sank. Diese wäre einem Schuldgeständnis gleichgekommen. »Ich darf davon ausgehen, dass Sie keine Sondergenehmigung besitzen und auch keinen anderen triftigen Grund vorweisen können, um sich zu dieser Uhrzeit hier aufzuhalten! Und bitte langweilen Sie mich nicht mit Geschichten von einer defekten Uhr oder einem kranken Kind. Ich bin nicht in der Stimmung ‚mir heute irgendwelche Märchen anzuhören.«

Bevor Tristan sich versah, hatte der Agent ihm den Arm auf den Rücken verdreht. In dieser für Tristan sehr schmerzhaften Haltung drängte der Agent ihn ohne Rücksicht durch Büsche und Sträucher auf einen der Hauptwege. Tristan ließ sich willenlos in Richtung des nördlichen Parkausganges abführen. Er fühlte sich körperlos und schien auf sich selbst hinab zu blicken. Doch er verspürte in diesem Moment keine Angst, sondern eine wonnige Geborgenheit, die ihm vermeintliche Sicherheit vorgaukelte. Auch der Agent hatte die Resignation Tristans durch dessen Körperhaltung bemerkt und lockerte den Griff. Der Ausgang des Parks wirkte glanzlos und nur der Sockel einer alten Statue erinnerte an alte Zeiten. In Tristans Erinnerung blickte hier einst ein Dichter aus Stein auf die Parkbesucher herab.

Tristan, der inzwischen wieder aus seiner Starre erwacht war, fühlte sich noch panischer als bei der Verhaftung zuvor. Auf der anderen Straßenseite entdeckte er ein Fahrzeug mit eingeschalteter Innenbeleuchtung. In dem Fahrzeug saß ein Polizist, der gerade etwas las. Im nächsten Moment blickte er zu Tristan und dem Agenten auf. »Das muss mein Glückstag sein!«, freute sich der Agent und versetzte Tristan einen Stoß, der ihn auf den Streifenwagen zu

drängte. Als die beiden sich auf eine Straßenbreite genähert hatten, wurde die Fahrertür geöffnet. Der Polizist verließ das Auto und hielt in der rechten Hand eine Taschenlampe, während die linke Hand auf dem Holster an seinem Gürtel ruhte. »Sie beide, sofort stehen bleiben!«, rief er ihnen in forderndem Tonfall entgegen. Tristan wollte erst Folge leisten, doch er spürte die Mündung einer Waffe in seinem Rücken, die ihn antrieb, weiter auf das Auto zuzugehen. Der Polizist wurde zorniger, löste den Verschluss und zog die Pistole aus dem Holster. »Das ist die letzte Warnung! Bleiben sie unverzüglich stehen!«, schrie er die beiden an und richtete den Schein der Taschenlampe auf Tristan, sodass dieser vom Licht geblendet die Augen schloss. Das Nächste, was Tristan hörte, war das Geräusch einer durchladenden Waffe. Er fürchtete, dass er jeden Moment von einer Kugel getroffen werden würde. Bevor es dazu kommen konnte, schob sich der Agent hinter seinem Rücken hervor.

»BfK – ich habe eine verdächtige Person festgenommen, welche umgehend zur Dienststelle überführt werden muss!«, gab sich der Agent in ruhigem aber bestimmten Tonfall zu erkennen. Die Spannung wich aus dem Körper des Beamten, als er den Ausweis des Agenten betrachtete. Während Tristan unsanft gegen die hintere Tür auf der Fahrerseite gepresst wurde, steckte der Polizist seine Waffe zurück in das Holster. Anschließend forderte er Tristan auf, sich umzudrehen. Tristan gehorchte ohne Widerstand und ließ sich die Handschellen anlegen. »Wo ist Ihr Partner?“, wollte der Agent wissen, nachdem er den leeren Beifahrersitz inspiziert hatte und auch sonst niemand in der Nähe des Fahrzeuges entdeckte. »Budgetkürzung!«, antwortete der Polizist frustriert. »Wo haben Sie den Kerl überhaupt aufgegabelt?« Der Agent zeigte zum ersten Mal so etwas wie ein Lächeln. »Er ist mir zufällig über den Weg gelaufen. Ich glaube, der hat sich vor Angst in die Hose gemacht.« Tristan zeigte trotz des Spottes auch weiterhin keine Reaktion. Der Beamte sah ihn kurz auf eine merkwürdige Art an. »Hat er sich bei der Verhaftung widersetzt oder ist er in sonstiger Weise auffällig geworden?« Der Agent sah den Polizisten streng an: »Als ob das eine Rolle spielen würde!« Der Beamte nickte lediglich, da er zu diesem Thema besser keine Antwort geben wollte.

»Na gut, ich brauche noch Ihre digitale Signatur auf dem Austauschprotokoll«, informierte der Polizist und holte ein Lesegerät für den Ausweis des Agenten aus dem Handschuhfach seines Fahrzeuges hervor. Doch als er wieder ausstieg, hatte der Agent ihm bereits den Rücken zugewandt und lief zügig zurück in den dunklen Park. »Das scheint nicht ihr Glückstag zu sein!«, sagte der Beamte und warf das Lesegerät auf den Beifahrersitz. Danach verfrachtete er den noch immer gegen das Fahrzeug lehnenden Tristan auf den Rücksitz und stieg am Fahrerplatz ein. Die vordere Sitzreihe war durch ein robust wirkendes, engmaschiges Gitter von der Rückbank getrennt. Tristan saß in seinem Sitz, die Hände auf den Oberschenkeln ruhend und bewegte sich keinen Millimeter. Er versuchte sich darüber klar zu werden, in welche Schwierigkeiten er geraten war. Bisher fühlte er sich wie in einem schlechten Film, den er jeden Moment abschalten könnte.

Der Wagen setzte sich in Bewegung und folgte der Straße entlang des Parks. Kein anderes Fahrzeug war unterwegs und das, obwohl sie eine der Hauptverkehrsstraßen befuhren. Tristan hatte seinen Kopf gedreht und blickte aus dem Fenster. Die Straßenlaternen rasten durch sein Blickfeld und er fragte sich, wo man ihn hinbringen würde. Es war jedoch zu früh, um Vermutungen anzustellen, denn vom aktuellen Standort aus kamen viele Ziele infrage.

Plötzlich bog der Polizist in eine Nebenstraße ein, stellte das Fahrzeug am Straßenrand ab und schaltete die Fahrzeugscheinwerfer aus. Tristan sah sich um und erkannte einige der Gebäude wieder. Er befand sich nicht weit von seiner Wohnung entfernt. Der Polizist schnallte sich ab und wandte sich ihm zu. »Was geht hier vor?«, fragte Tristan vorsichtig und befürchtete, dass man ihm keinen gerechten Prozess gewähren würde. »Es ist alles in Ordnung! Sie sind jetzt in Sicherheit!« Tristan sah den Beamten misstrauisch an. »Ich verstehe nicht ganz, wie meinen Sie das?« Der Polizist grinste und öffnete das Gitter, welches die beiden Fahrgastbereiche voneinander trennte. »Boris hat mich geschickt!«, antwortete er und deutete an, dass Tristan ihm die Hände entgegenstrecken sollte. Tristan gehorchte und blickte den Polizisten immer noch fragend an.

Während der Beamte ihm die Handschellen abnahm, fuhr er fort: »Boris hatte mir aufgetragen, Ihnen unauffällig zu folgen, falls Sie in Schwierigkeiten geraten.« Tristan wusste nicht, ob es sich um eine Falle handelte und der BfK ihm Informationen über seine Kontaktperson entlocken wollte. »Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen! Sie haben wohl den Falschen erwischt!«, entgegnete er so selbstbewusst wie möglich. Der Beamte lächelte: »Sie sind wirklich gut. Mein Name ist David und ich arbeite für den Widerstand.« Den Widerstand – Tristan hatte schon davon gehört, dass es einige mutige Frauen und Männer gab, die sich gegen das System zur Wehr setzten und für eine freie Welt kämpften. Doch das Meiste waren zweifelhafte Gerüchte, welche man besser nie öffentlich äußerte. Konnte es stimmen, dass der Mann tatsächlich zum Widerstand gehörte, wie er behauptete? Tristan musste sichergehen und entschied sich dafür, David ein Rätsel zu stellen, das seine Identität bestätigen konnte. »Es ist schon Sperrstunde!« Der Beamte lächelte und antwortete: »Es sind noch siebenundfünfzig Minuten!«

»Dann war es kein Zufall, dass Sie am Park auf uns gewartet haben«, schloss Tristan und erinnerte sich daran, dass der Agent auch nicht damit gerechnet hatte, jemanden anzutreffen. »Stimmt, ich hatte jedoch nicht erwartet, dass Sie in Begleitung erscheinen würden. Unter normalen Umständen hätten Sie mich gar nicht gesehen.« Tristan überlegte, wie lange David ihm wohl gefolgt war, ohne dass er es bemerkt hatte. »Ich musste ein bisschen improvisieren, als ich den Agenten sah. Zum Glück hatte er offenbar kein weiteres Interesse an Ihnen und hat das Täuschungsmanöver nicht durchschaut.« David legte die Stirn in Falten. »Der Agent hat doch nicht ihre Personalien aufgenommen?« Tristan schüttelte den Kopf und sah die Erleichterung im Gesicht des Beamten. »Sehr gut! Das hätte uns ein Problem bereitet! Einen Agenten verschwinden zu lassen ist sehr gefährlich.«

Tristan bedankte sich mehrmals bei David für die Hilfe und versprach ihm fortan noch aufmerksamer und vorsichtiger zu agieren. David winkte ab: »Ich habe nur meinen Auftrag erfüllt und Sie sicher nach Hause gebracht. Ihre Geschichten helfen dem Widerstand.« Tristan dachte über die Worte nach und verweilte mit der Hand auf dem Türgriff. »Ich schreibe nur Geschichten,

damit rette ich keine Menschen! Vielen Dank noch einmal für die Rettung.«
»Keine Ursache.«

Tristan öffnete die Tür und verließ das Fahrzeug. Es war nicht mehr weit bis zu seiner Wohnung, doch er war jetzt gewarnt und achtete noch besser darauf, keine Aufmerksamkeit zu erregen. Er blickte nicht mehr zu David zurück und hörte ihn auch nicht wegfahren. Tristan nahm den Weg über einige Hinterhöfe und vermied stets das Licht. Es gab auf dem Weg nur eine Schrecksekunde, als er eine streunende Katze aufschreckte. Nach wenigen Minuten erreichte er den Hintereingang seines Wohnhauses. Er schloss geräuschlos die Tür auf und schlich bis in die dritte Etage. Nachdem er die Wohnung betreten hatte und die Tür verschlossen war, atmete er erst einmal tief durch. Er betrachtete sich im großen Flurspiegel. »Da hast du heute verdammtes Glück gehabt!«, sprach er zu sich selbst.

Tristan war noch so aufgewühlt, dass er die heiße Wanne, welche er sich hatte gönnen wollen, vergaß. Stattdessen lief er direkt in das Arbeitszimmer. Er nahm seine Unterlagen aus dem Geheimfach, das sich im Standfuß einer großen Lampe befand, und trug sie zum Schreibtisch. Bevor er sich jedoch setzte und mit der Arbeit begann, holte er sich noch ein Glas Wein. Vor ihm lag sein aktuelles Projekt. Er las die letzten Zeilen, um sich wieder in die Handlung hineinversetzen zu können.

Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen weiterzuschreiben, legte er den Füller beiseite. Es gelang ihm nicht, sich zu konzentrieren. Er empfand die Geschichte als fad und würde lieber etwas Bedeutsameres schreiben. Seine Gedanken kreisten noch immer um die Verhaftung durch den BfK und die Befreiung durch den Widerstand. Er hatte bisher nicht vermutet, dass Boris Teil des Widerstandes war. Er hielt ihn eher für einen Kulturliebhaber, der unabhängig von politischen Zielen agierte. Die heutigen Erlebnisse hatten Tristans Sichtweise verändert. Ihm war noch nie so deutlich bewusst gewesen, dass es viel bedeutendere Belange im Leben gab, über die er schreiben könnte. Er sah immer die Unterhaltung der Leser und das Abtauchen aus der Realität als oberste Prämisse an. Tristan erkannte, dass in seinen Worten eine

Macht steckte, Dinge zu verändern.
Er saß noch lange an seinem Schreibtisch und dachte nach, bis ihm irgendwann die Augen zufielen und er völlig erschöpft, den Kopf auf seinen Armen ruhend einschlief. Er träumte in dieser Nacht von der Festnahme und dem Widerstand. Jedoch gab es in dem Traum keine Hilfe von David und er wurde stattdessen als einer der wichtigsten Rädelsführer des Widerstandes angeklagt. Man verurteilte ihn zu einer lebenslangen Gefängnisstrafe, welche er unter schrecklichen Bedingungen verbringen musste. Er wurde erst am nächsten Morgen durch einen zärtlichen Kuss geweckt. Es war seine Freundin Maria, die Frühstück mitgebracht hatte. »Sieht nach einer harten Nacht aus Schatz!«, stellte sie fest und verließ den Raum ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Tristan befand sich noch immer im Halbschlaf und hatte kaum wahrgenommen, dass Maria ihn geweckt hatte. Er rieb sich die Augen und drehte den Kopf. »Morgen«, rief er ihr gähnend nach. Tristan vergrub seinen Kopf in den Händen und kämpfte gegen die noch anhaltende Müdigkeit an. Die ungünstige Schlafposition der Nacht rächte sich in Form von Schmerzen in Nacken und Rücken. Er versuchte, sich daran zu erinnern, weshalb er es nicht mehr bis in sein Bett geschafft hatte. Dabei war es durchaus nicht ungewöhnlich, dass er an seinem Schreibtisch einschlief, wenn er über Probleme und deren Lösung nachdachte. Doch dieses Mal hatte ihn die Vorstellung den Widerstand aktiv zu unterstützen wachgehalten. Tristan erhob sich von dem Stuhl und streckte sich, um die Müdigkeit abzuschütteln. Dabei wurden seine Gedanken wieder klarer. »Maria!«, erinnerte er sich und verspürte Panik wegen ihres Auftauchens und seiner Unachtsamkeit. »Hast du denn gestern nichts gelernt!«, rügte er sich selbst und sammelte zügig die Schreibutensilien, die verstreut auf dem Tisch herumlagen, zusammen. Hatte Maria die handschriftlichen Notizen und Manuskripte gesehen? Zumindest hatte sie ihn darauf nicht angesprochen oder sich sonst etwas anmerken lassen. Allerdings konnte sie es unmöglich übersehen haben. Tristan vertraute Maria wie keinem anderen Menschen und dennoch hatte er ein ungutes Gefühl dabei, dass sie jetzt sein Geheimnis kannte. Er befürchtete, sie könnte ihn an die BfK verraten und dann wäre er in der gleichen Lage wie vergangene Nacht. Tristan wurde schlecht und kalter Schweiß lief ihm den Rücken hinab, als

er seine Unterlagen wieder im Geheimfach versteckte. Er spielte mit dem Gedanken, schnell ein paar Sachen einzupacken und dann die Wohnung zu verlassen. Doch wo sollte er sich verstecken? Überall gab es Kameras und andere Überwachungsmittel, von denen Tristan nicht einmal zu träumen wagte. Bestenfalls konnte er einige Tage untertauchen, bevor man ihn stellen würde, dachte er. Als er sein Telefon auf dem Abstelltisch neben der Tür sah, kam ihm der Gedanke bei seinem Kontaktmann anzurufen und um Hilfe zu bitten. Doch vermutlich würde man das Telefonat zurückverfolgen und auch Boris verhaften. Während Tristan weitere Optionen abwog, schnellte ihm auf einmal eine ganz andere Frage durch den Kopf. »Wo war eigentlich Maria?«

»Kommst du?«, rief Maria aus der Küche. Tristan erschrak, folgte dann aber dem aromatischen Duft des Kaffees. Maria saß bereits an dem üppig gedeckten Tisch am Fenster. Mit ihrer rechten Hand hielt sie eine Kaffeetasse, während sie Tristan liebevoll anlächelte. »Ich habe dich gar nicht kommen gehört, aber vielen Dank für das Frühstück!«, sagte Tristan und setzte sich auf den zweiten Stuhl ihr gegenüber. Maria hatte an alles gedacht. Die noch warmen Brötchen lagen im Körbchen, es gab Orangensaft sowie eine große Auswahl an süßen und herzhaften Aufstrichen. Selbst ein paar Eier hatte Maria gekocht. Ihm lief bei dem Anblick das Wasser im Mund zusammen. Wenn er doch nur nicht dieses schlechte Gefühl im Magen verspüren würde. Tristan nahm verlegen einen Schluck Kaffee aus seiner Lieblingstasse. Es war auf den ersten Blick eine ganz normale weiße Tasse, doch vor vielen Jahren hatte er sie auf einer Buchmesse geschenkt bekommen. Damals trug die Tasse noch den Schriftzug sowie das Logo der Messe. Die Tatsache, dass Tristan einen verbotenen Gegenstand nutzte, welcher aber inzwischen nicht mehr als solcher erkennbar war, brachte ihn immer noch zum Schmunzeln. Wenn man ganz genau hinsah, konnte man noch Fragmente des ehemaligen Schriftzuges erahnen.

»An was hast du letzte Nacht gearbeitet?«, fragte Maria ohne den Anschein zu erwecken, dass sie außerordentlich neugierig auf die Antwort war. Dennoch hatte Tristan das kleine Zucken in ihrem rechten Augenwinkel vernommen. Dieses verräterische Zeichen war so unscheinbar, dass es nur von einem ta-

lentierten Pokerspieler und Tristan erkannt werden konnte. Er war seit einem halben Jahr mit Maria zusammen und bereits zuvor drei Jahre eng mit ihr befreundet gewesen. Nach so einer langen Zeit kannte man die teilweise eigenartigen Angewohnheiten des Anderen. Tristan war sich sicher, dass Maria doch seine Schreibunterlagen gesehen hatte. Er musste nun behutsam vorgehen und versuchen herauszufinden, wie viel Maria tatsächlich wusste bzw. was sie deswegen als Nächstes unternehmen würde. »Ich habe nur über ein aktuelles Projekt von der Arbeit nachgedacht und mir dazu einige Ideen für kommende Woche auf meinem Computer notiert. Irgendwann muss ich dann wohl auf dem Tisch eingeschlafen sein.« Tristan hatte die Antwort mit solch einer Glaubhaftigkeit vorgetragen, dass er beinahe selbst davon überzeugt war. »Wie war der Besuch bei deinen Eltern?«, versuchte Tristan, das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken.

Maria sah ihn streng an »Dafür brauchtest du Stift und Papier!« Tristan schluckte hart. »Du hast geschrieben nicht wahr? Wie früher?«, hakte Maria nach. Tristan wusste nicht mehr, was er antworten sollte, da Maria ihn längst durchschaut hatte. Jeder weitere Versuch, sich herauszureden, würde scheitern. Schließlich richtete er verlegen seinen Blick auf den Teller vor ihm und gestand seiner Freundin. Er erzählte ihr, dass er wieder mit dem Schreiben begonnen hatte und wie ihn der gestrige Tag verändert hatte.

Maria hörte ihm geduldig zu, ohne ihn zu unterbrechen oder zu kritisieren. »Was sagst du jetzt? Wirst du mich verraten?«, fragte Tristan vorsichtig. Maria lachte nur »Das werde ich ganz bestimmt nicht, anderenfalls müsste man mich gleich mit einsperren.« Tristan sah sie verwundert an. »Was meinst du damit, dass sie ...«, Tristan brauchte die Frage nicht zu vollenden, da er sich selbst die Antworten darauf geben konnte. »Du bist im Widerstand!«, schlussfolgerte er schockiert. Maria nickte zustimmend und flüsterte: »Erwähne das nicht so laut!«

Tristan fühlte sich überrumpelt, doch je länger er über die veränderte Situation nachdachte, umso mehr ergab alles einen Sinn. Indirekt war es Maria gewesen, die ihn von einiger Zeit wieder zum Schreiben angeregt hatte. Auch

wenn sie dies niemals explizit ansprach. Es waren die kleinen Bemerkungen und Andeutungen, welche Tristan ermutigt hatten, wieder zum Stift zu greifen und seine Texte zu veröffentlichen. In erster Line war er jedoch sehr erleichtert, dass Maria dem Widerstand angehörte und ihn nicht verraten würde. Andererseits hatte sie es ihm auch verschwiegen und ihn bewusst manipuliert. »Weshalb hast du mir nie etwas davon erzählt?«, verlangte er zu wissen. Maria konterte: »Warum hast du mir nichts von deinen Geschichten erzählt?« »Verstehe!«, antwortete Tristan.

»Wirst du uns unterstützen?«, fragte Maria nach einer Weile des Schweigens hoffnungsvoll und sah Tristan dabei mit großen Augen an. »Als ob mir eine andere Wahl bliebe!«, scherzte er und erregte damit den Unmut von Maria. Als er ihren Gesichtsausdruck sah, fügte er rasch hinzu: »Ich werde die Sache mit meinen Geschichten vorantreiben und natürlich auch auf dich aufpassen.« »Ich liebe dich!«, sagte Maria und küsste daraufhin Tristan, der den Kuss leidenschaftlich erwiderte.

Kurzvita

Markus Fischer

Der aus Radebeul stammende Markus Fischer ist 29 Jahre alt und absolvierte 2014 ein Masterstudium der Informatik in Dresden. Das kreative Schreiben entdeckte er 2006 für sich. Seitdem verfasste er einige Kurzgeschichten und schreibt gegenwärtig an einem Roman. Seine bevorzugten Genres sind Alltag, Endzeit und Science-Fiction, in denen er einen handlungsorientierten Stil verfolgt. Als kleine Schreibübung für zwischendurch beteiligt er sich an einem Mittelalter-Rollenspiel und erzählt dort die Erlebnisse seiner Charaktere. Für die Veröffentlichung einiger seiner Texte arbeitet er mit einem befreundeten Autor an einer Website.

Wie Max zu einem Tamagotchi wurde

Karsten Lorenz

Wie lange er schon wach war, konnte Max nicht feststellen. Aber erst jetzt wurde ihm bewusst, dass etwas nicht stimmte. Es war so dunkel. Absolut dunkel. Und still. Max vernahm keinerlei Geräusche. Als ihm bewusst wurde, dass er nicht einmal seinen eigenen Atem hörte, explodierte wilde Panik in ihm. Alle Versuche, sich zu bewegen, schlugen fehl. Er konnte nicht einmal seine Augen öffnen, geschweige denn seinen Mund. Und seltsamerweise hatte er auch nicht das Gefühl, dass Augen und Mund durch irgendetwas geschlossen gehalten wurden. Waren sie überhaupt geschlossen? Systematisch probierte Max alle seine Körperteile durch. Kein

Tastempfinden, keine Muskelspannung, keine Schmerzen. Nichts. Als letztes versuchte er noch ein Stirnrunzeln, dann gab er auf.

Nach einer kleinen Ewigkeit erschrak Max vor einem plötzlich einsetzenden Lärm. Schrilles Knacken und tosendes Rauschen füllten sein Denken. Dann wurden die Geräusche abrupt leiser und pendelten sich auf ein erträgliches Maß ein. Das deutliche Klicken einer Computermaus und routinierte Tastenanschläge auf einer Computertastatur wirkten irgendwie beruhigend. Da war also jemand. Max konnte sogar Atemgeräusche hören, aber es waren nicht seine eigenen.

„Hallo“, versuchte Max zu sagen. Und obwohl er keinen Ton herausbrachte, antwortete ihm zu seiner großen Überraschung eine helle Frauenstimme.
„Hallo, Max. Wie geht es dir?“
Die Stimme hatte einen angenehmen, freundlichen Klang.
Als er antworten wollte, brachte er wieder keinen Ton heraus, aber die freundliche Stimme schien seine Antwort zu erraten.
„Ich heiße Ramona. Wir zwei werden uns jetzt ein bisschen miteinander unterhalten.“
Diese Ramona hatte gut reden. Wie sollte das denn eine Unterhaltung werden, wenn er nicht sprechen konnte?
„Ja, das ist richtig. Du kannst nicht sprechen. Aber du kannst denken, und ich kann deine Gedanken lesen.“ Dabei war ganz deutlich zu hören, dass ihr diese Unterhaltung Vergnügen zu bereiten begann. Wo war er hier nur hineingeraten?
„Max“, begann sie, „erinnerst du dich an die Vollstreckung deiner Todesstrafe?“
Da war mit einem Schlag die Erinnerung wieder da. Die Todeszelle, die vorbereiteten Schläuche, allerlei Gerätschaften, und natürlich die Liege, auf der er festgeschnallt wurde. Als das Gift in seine Adern rann und sich brennend den Arm hinauffraß, war er beinahe froh, dass das alles nun bald vorbei sein würde. Es war so entwürdigend.
„Du hast Schlimmes getan. Wie viele Menschen hast du ermordet?“
Was wusste sie über ihn? Er mochte sich nicht an seine Taten erinnern, aber die Gedanken ließen sich nicht verscheuchen. Ramona wartete einfach und ließ ihm Zeit, seine Erinnerungen zu entfalten. Sie konnte nun alles mit-

verfolgen, soviel war klar. Was gab ihr das Recht dazu? Das gehörte doch zu seiner intimsten Privatsphäre. Seine Grundrechte wurden hier missachtet.
„Grundrechte gelten nur für Menschen."
Aber ich bin doch ein Mensch, dachte er.
„Nicht mehr", antwortete Ramona. „Alles, was von dir übrig geblieben ist, sind ein paar Bits und Bytes in einer Datenstruktur. Rechtlich gesehen bist du tot. Nach der Extraktion deiner Synapsenstruktur wurde dein Körper verbrannt und auf dem Friedhof beigesetzt. Fall abgeschlossen."
Aber, ich ...
„Da hast von dem Regierungsprogramm nichts gewusst. Keiner weiß davon. Fast keiner. Das, was wir hier mit dir machen, ist im nichtöffentlichen Teil des Strafgesetzbuches geregelt. Du hast Glück, dass du kein Staatsfeind bist, sondern nur ein kleiner Gewaltverbrecher."
Na toll! Machte diese Ramona Scherze? Sie verhöhnt mich, dachte Max.
„Bei Feinden des Staates läuft das ganz ähnlich. Da sind aber zusätzliche Verhörfunktionen in die Software eingebaut."
Auch ohne Verhörfunktionen war seine Existenz Folter genug. War es ihm eigentlich möglich zu schlafen?
„Schlaf ist in der Software nicht vorgesehen. Du hast alle Zeit der Welt, Reue zu üben."
Auch wenn das, was Ramona sagte, schlimm war, empfand er die Unterhaltung mit ihr als angenehm. Sie würde aber wohl nicht ständig für ihn da sein.
„Ich bereite dich nur auf deine zukünftige Rolle vor. Danach werden wir uns wohl nicht mehr begegnen."
Es gab also eine Aufgabe für ihn. Gut! Was sollte er tun? „Hast du dich jemals gefragt, ob die Todesstrafe genug ist, um deine Grausamkeiten angemessen aufzuwiegen?"
Wieder zogen die Bilder vor seinem inneren Auge vorbei. Abscheulich! Er empfand keinerlei Lust mehr dabei.
„Opfer von Gewalttaten leiden ein Leben lang unter den Nachwirkungen. Und genau da setzen wir an. Du wirst helfen."
Helfen? Er? Was sollte er denn tun? In seinem Zustand! „Wir haben es so eingerichtet, dass die Rollen vertauscht sind." Er verstand nicht, was Ramona andeutete.

Aus dem Hintergrund nahm er einen Signalton war.
„Ach, da ist sie ja!“
Wer?
„Sibylle. Du erinnerst dich doch.“
Natürlich erinnerte er sich. Sein letztes Opfer. Er hatte Sibylle mehrere Tage lang gefangen gehalten, hatte sie immer wieder vergewaltigt und wollte noch lange nicht damit aufhören. Aber dann brachen unvermittelt bewaffnete Polizisten durch seine Haustür und machten der Orgie ein Ende. Schritte auf hochhackigen Schuhen näherten sich. „Hier ist er“, erklärte Ramona, „in diesem Computer. Sieh mal, du kannst seine Gedanken auf dem Display ablesen.“
„Kann ich mit ihm sprechen?“, fragte Sibylle zaghaft.
„Ja, sprich ihn einfach an. Er ist bereits erwacht.“
Eine Zeit lang war nichts zu hören. Nur aufgeregte Atemgeräusche. Max erinnerte sich daran, wie gut Sibylle gerochen hatte. In seinen Gedanken krampfte sich etwas zusammen, als er sich bewusst wurde, dass er nie wieder irgendetwas riechen, schmecken oder anfassen würde.
„Max, kannst du mich hören?“, fragte Sibylle. Ihre Stimme war fester geworden. Selbstbewusster. Ich höre dich, dachte Max, und ich möchte mich entschuldigen.
„Was du nicht sagst!“ Sibylle stieß verächtlich die Luft aus ihrer Nase aus.
Ramona erklärte ihr noch einiges über den kleinen, handtellergroßen Computer. Batteriewechsel, Mikrofon- und Helligkeitseinstellungen, rechtliche Besonderheiten.
Sibylle betrachtete das Gerät von allen Seiten, wog es in der Hand und fragte dann: „Was ist das für ein Knopf hier?“
Ein Knopf? Max erschrak ein weiteres Mal.
„Dieser Knopf wird dir helfen, dich in deiner neuen Rolle zurechtzufinden“, antwortete Ramona. Sibylle setzte einen fragenden Gesichtsausdruck auf. Der Knopf war unter einer durchsichtigen Abdeckung eingebettet. Beschriftet war er nicht.

Was hatte es mit dem Knopf nur auf sich? Die Ungewissheit machte Max zu schaffen.
„Ihr beide werdet es bald herausfinden“, sagte Ramona. Damit geleitete sie Sibylle zur Tür. Zum Abschied flüsterte sie ihr zu: „Behandle ihn gut. Er

gehört jetzt dir.“

Max hatte keine Schwierigkeiten, die Worte zu hören. Aber ihm graute davor, über ihre Bedeutung nachzudenken.

Kurzvita

Karsten Lorenz

Geboren 1966, arbeitet als Ingenieur und Software-Entwickler, schreibt seit 2014 Kurzgeschichten, meist Science Fiction, mit denen er stets ein Anliegen an seine Leserschaft formuliert. Bisher erschienen sind u.a. seine Kurzgeschichten „Automatismen“ und „Eine Minute Sternenhimmel“.

Grenzüberschreitung

Dr. Karsten Beuchert

llustration: Iris Wassill zu Grenzüberschreitung von Karsten Beuchert

Langsam ließ Markus Hamann sein Zivilfahrzeug durch die noch morgendlich menschenarmen Straßen rollen. Es war einer der selten gewordenen bitterkalten Wintertage, wie die Anzeige des Außenthermometers bestätigte, aber die Tauvorrichtungen hielten die städtischen Straßen problemlos schnee- und eisfrei. Für einen Moment schweiften seine Gedanken ab, und er versuchte sich vorzustellen, wie die in den letzten Evaluierungsphasen befindlichen Gleiter die städtische Infrastruktur und seine polizeidienstliche Arbeit verändern würden.

Schließlich erreichte er den alten Park – überdauerndes Relikt einer längst

überholten Stadtplanung –, in dem die Leiche gefunden worden war, und ließ sein Fahrzeug ausrollen. Trotz der winterlichen Kahlheit wirkte dieses weitläufige Areal fast friedlich. Einen müden Moment lang stellte er sich bemäntelte Kinder vor, die auf gefrorenen Seen Schlittschuh liefen. Doch die modernen Leuchtkörper entlang des Parkwegs, ganz zu schweigen von der neonbunten Skyline im Hintergrund und den kreuzenden Kondensstreifen am Himmel, verhinderten, dass sich diese romantisierende Anmutung vertiefen konnte.

Kurz erwog Markus Hamann, auszusteigen und den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Dann fiel sein Blick erneut auf das Außenthermometer, das auf diesem untechnisierten Kiesweg verharschten Schnee und vielleicht noch Unangenehmeres versprach. Nach kurzem Überlegen steuerte er den Wagen über den Bordstein in den Park. Irgendwelche Vorteile musste ein Polizeiausweis doch haben!

Harte Schneereste knirschten unter den Reifen, und die eine oder andere Stelle erwies sich tatsächlich als glatt. Bald machte er das Fahrzeug der Spurensicherung aus, das er vor Ort erwartet hatte, und daneben den Einsatzwagen des Notarztes, der zur Erstellung des Totenscheins gerufen worden war.

Die Arbeiten des Polizeiteams waren anscheinend bereits beendet. Auch der diensthabende Arzt packte seine Utensilien zusammen. Unwirsch blickte der Mann auf, als Markus Hamann zu ihm trat und ihn ansprach: „Irgendwelche Auffälligkeiten?“

„Erfroren“, lautete die knappe Antwort.

„Sonst keine Besonderheiten?“, hakte Hamann nach. Seinen ersten Informationen zufolge handelte es sich bei dem Toten um einen der wenigen Obdachlosen, die es in den abgelegenen Bezirken der Stadt immer noch gab – aber diese waren den Winter gewohnt und wussten sich üblicherweise entsprechend zu schützen.

„Erfroren halt! Wie viel Aufmerksamkeit wollen Sie dem widmen?“, entgegnete der Arzt barsch.

Hamann schluckte eine ärgerliche Erwiderung hinunter und kniete sich stattdessen neben den Toten. Offensichtlich ein Clochard – was sowohl Aussehen wie auch den Geruch betraf, der in der winterlichen Kälte glücklicherweise gedämpft war. Trotzdem sah sich Hamann genötigt, flacher zu atmen.

„Ok, es gibt da leichte Abschürfungen und Hämatome, möglicherweise ein Handgemenge kurz vor dem Tod“, ergänzte der Arzt nun doch. „Aber nichts davon todesursächlich.“
„Sie meinen das hier?“
Hamann wies auf Hals und Wangen des Toten, an denen sich mehrere längliche Rötungen abzeichneten, die teilweise wund wirkten.
„Ja, das sieht aus, als hätte ihm jemand einen Helm oder ähnliches vom Kopf gerissen“, entgegnete der Arzt desinteressiert.
Hamann blickte auf und musterte den Mann, der ihm zunehmend unsympathisch wurde. Einer dieser Typen, die in ihren Praxen einen Patienten nach dem anderen im Akkord abfertigten, schoss es ihm durch den Kopf. Doch warum schob er dann noch unwillig Bereitschaftsschichten? Irgendwelche Schulden im Nacken? Dies waren müßige Überlegungen, aber Hamann nahm sich vor, die Akte des Arztes in einer ruhigen Minute genauer anzuschauen.
„Erfroren halt“, bekräftigte dieser nochmals, ehe er sich abwandte, um zu seinem Einsatzwagen zu gehen.
Eine Weile schaute Hamann ihm nach, bis ihm der Gestank erneut bewusst wurde und der zugehörige Würgereiz ihn wieder auf Abstand zu dem Toten gehen ließ. Ein letzter Blick auf die Leiche, dann ging Hamann ebenfalls zurück zu seinem Wagen. Hier gab es auch für ihn nichts weiter zu tun. Zurück im Büro würde er das Nötige in die Wege leiten, um den Hinweisen auf das „Handgemenge“ und einen ominösen Helm nachzugehen – wobei er sich sicher war, dass er dies eigentlich auch lassen könnte. Wie es das Beispiel des Arztes gezeigt hatte – wer in dieser hypermodernen Metropole interessierte sich für einen toten Clochard?

Erschöpft von der Tagesarbeit lehnte sich Markus Hamann an die Wand des Aufzugs, während dieser in den 25. Stock hinaufschoss, in dem sich sein Appartement befand. Durch die äußere Glaswand des Lifts blickte er in die gerade angebrochene Nacht. Unter ihm breitete sich das hektisch-bunte Panorama der Stadt aus und schien mit jedem Höhenmeter entrückter. Müdigkeit oder Distanz, ab einem gewissen Punkt wurden die Lichter der Fahrzeuge zu schwingenden Leuchtbändern und die gesamte Stadt zu einem Kaleidoskop aus grellen Farben ohne jede Bedeutung. Selbst den hell ausgeleuchteten

Gang zu seiner Wohnung empfand Markus Hamann demgegenüber als Entspannung, um dort angekommen endlich aufzuatmen.
Damit hatte sich die Frage nach dem Abendprogramm quasi beantwortet. Hatte er am Nachmittag noch erwogen, heute am Freitag wieder einmal in einen der edleren Clubs feiern zu gehen, so war ihm in der aktuellen Verfassung nicht mehr danach. Zumal er irgendwann auch der Entwicklung der aktuellen Musik nicht mehr hinterhergekommen war, die sich schneller wandelte als er seine Hörgewohnheiten anpassen konnte …
Die Nachrichten der letzten Zeit hatten wie üblich vom desolaten Zustand der Welt berichtet, und die wenigen aushaltbaren schienen geschönt. Nichts, womit sich ein entspannender Abend gestalten ließe. Warum sich also nicht wieder einmal den alten Krimis und Thrillern aus der Filmsammlung seines Vaters widmen? Lustlos betrachtete er das Regal mit den Plastikhüllen. Wie lange, fragte er sich, würde er diese Sammlung noch in Ehren halten – wenn schon das Einlegen einer DVD in den heutigen Zeiten permanenter Datenverfügbarkeit wie eine unnötige Anstrengung wirkte.
Schließlich blieb sein Blick an einem der Filme hängen, und er spürte mäßiges Interesse. Was mochte sich hinter einem lapidaren Titel wie „8 mm“ verbergen? Er konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, diesen Film schon einmal gesehen zu haben. Ein Blick auf die Hülle ergab Nicolas Cage als Hauptdarsteller, einen der Lieblingsschauspieler seines Vaters.
Der Film selbst stellte sich für Markus Hamann als einzige Enttäuschung heraus – ein mit unnötigem Pathos aufspielender Cage stolperte durch eine mehr oder weniger nachvollziehbare Handlung, um ein paar Porno-Produzenten zur Rechenschaft zu ziehen, die für einen zahlungskräftigen Kunden ein Mädchen gefoltert und ermordet hatten, um eben dies auf einem archaischen 8-mm-Film festzuhalten. Nach seiner täglichen Arbeit im Kriminaldienst hatte er sich für seinen Feierabend anderes versprochen. Als Hamann klar wurde, worauf der Film hinauslaufen würde, schaltete er die DVD ab und ließ sich schwer atmend zurück in die Couch sinken. Immerhin, wenn dies ein Gutes hatte, dann wenigstens die Bestätigung, dass er in seinem Dienst noch nicht vollständig abgestumpft war: Gab es denn tatsächlich Menschen, die Spaß oder gar Lust daran empfanden, dabei zuzuschauen, wie andere Menschen brutal ermordet wurden?

Mit einer altehrwürdigen Sherlock-Holmes-Folge schaffte es Markus Hamann, sich von diesem verstörenden Gedanken abzulenken, sodass er schließlich erschöpft auf dem Sofa einschlief.

Wochen waren vergangen, sodass die Erinnerung an den toten Clochard in der Alltagsroutine untergegangen war, und doch konnte sich Markus Hamann eines Déjà-vu-Gefühls nicht erwehren, als er seinen Wagen erneut auf eben diesen Park zusteuerte, aus dem ein weiterer Toter gemeldet worden war. Der Frühling hatte alle Spuren des kurzen Winters hinweggefegt, und dank der fortschreitenden Erderwärmung war die Temperatur selbst mitten in der Nacht bereits angenehm. Eine gute Ausgangssituation für das wiederbelebte Frühlingsfest, mit dem denjenigen Stadtbewohnern ein Spektakel geboten werden sollte, die sich noch nicht an die inzwischen allgegenwärtigen multimedialen Freuden gewöhnt hatten, sowie denjenigen, die dieser Genüsse schon wieder überdrüssig geworden waren und ihre Kicks erneut darin suchten, ihren physischen Körper dem Risiko direkter menschlicher Kontakte auszusetzen. Entsprechend bunt war die Mischung der umherstreifenden Menschen – alle auf der Suche nach Spaß und Ablenkung, aber jeder auf seine Art –, sodass Hamann zwischen einer jährlich zunehmenden Anzahl von transhumanistisch aufgewerteten Körpern tatsächlich immer noch die eine oder andere Trachtenkleidung ausmachte.
Zusätzlich stellte es für die Verweigerer von direkt neuronaler Euphorisierung eine hervorragende Möglichkeit dar, konventionelle Drogen bis hin zum alten „Dämon Alkohol“ zu reaktivieren. So war denn auch der heutige Tote mit deutlicher Alkoholausdünstung aufgefunden worden – ebenfalls ein Geruch, auf den Markus Hamann gerne verzichtet hätte, wenn er auch bei Weitem nicht so übel war wie der andere an jenem Wintertag. Entschlossen verdrängte er die Erinnerung.
Anders als beim letzten Mal parkte Markus Hamann seinen Wagen am Parkrand und betrachtete einen Moment lang das wärmere Licht von Buden und mechanischen Fahrgeschäften vor dem neonkalten Strahlen der Stadtsilhouette im Hintergrund. Es machte keinen Sinn, unnötige Aufmerksamkeit zu erregen. Wie Recht er hatte, bestätigte sich, als er den Ort des Geschehens erreichte, der ein gutes Stück abseits vom Areal des Festes im Schatten eini-

ger Bäume lag – an einem Platz, an dem kaum ein Festbesucher ohne guten Grund vorbeikam. Die Spurensicherung hatte die Fundstelle der Leiche weiträumig abgesperrt, und natürlich zogen genau diese polizeilichen Aktivitäten jetzt Neugierige an, die abgewimmelt werden mussten.

Markus Hamann zeigte seinen Polizeiausweis vor und durfte passieren. Eine Gruppe zusammenstehender Beamter zeigte an, wo sich der Tote befand. Es war ein anderes Team als Wochen zuvor im Winter, und auch bei dem diensthabenden Notarzt handelte es sich um jemand anderen. Mit leichtem Ärgergefühl machte sich Markus Hamann bewusst, dass er vergessen hatte, die Akte des unfreundlichen Mediziners anzufordern …

„Irgendwelche Auffälligkeiten?“, schoss er seine Standardfrage ab, wobei er mit einer ähnlich abweisenden Reaktion rechnete. Doch der heute diensthabende Arzt war – was Pflichtbewusstsein anging – von anderem Kaliber.

„Ja, so könnte man sagen“, lautete die zurückhaltende Antwort. „Er hatte schon einiges intus – aber nicht genug, um sich zu Tode zu saufen. Und es gibt Spuren von Gewalt – eine Rauferei möglicherweise. Allerdings ebenfalls nicht lebensbedrohlich. Aber schauen Sie einmal hier …“

Mit diesen Worten deutete der Arzt auf Kratzspuren am Hals des Toten, die Markus Hamann schon einmal ganz ähnlich gesehen hatte.

„Und dann gibt es noch das hier“, fuhr der Mediziner fort, wobei er eine Haarsträhne des Toten zur Seite schob und auf einige kleine Blutschorfe auf dessen Kopfhaut wies.

„Da habe ich gerade keine Ahnung, was das bedeutet – am Kopf gekratzt hat er sich jedenfalls nicht. Todesursächlich scheint es aber auf den ersten Blick auch nicht zu sein. Ich würde Ihnen jedenfalls die Anordnung einer sorgfältigen Autopsie sehr empfehlen.“

Nach diesem Rat unterzeichnete der Arzt den bereits ausgefüllten Totenschein, drückte ihn Markus Hamann in die Hand und wandte sich zum Gehen.

Nach einem kurzen Moment des Zögerns blickte der Kommissar auf das Papier in seiner Hand und suchte die darauf festgehaltene Todesursache. „Kreislaufversagen nach Alkoholabusus und moderater Gewalteinwirkung“ las er – aber genauso gut hätte dort „unbekannt“ stehen können.

Einen halben Tag Arbeitspause für eine interne Fortbildung ließ sich auch Markus Hamann gefallen. Was ihm deutlich weniger zusagte, war der Vortragende: Einer der Polizeipsychologen referierte über die neuesten Modelle von Cyberhelmen sowie darüber, welche Bedeutung diese für ihre polizeidienstliche Arbeit haben konnten – ein Mann, mit dem Markus Hamann bisher kaum und dann auch nur widerwillig Kontakt gehabt hatte. Wobei er seine Ablehnung rational nicht wirklich begründen konnte – ein bisschen zu „glatt" war der Psychologe, ein bisschen zu gut gekleidet für den Kollegenkreis, ein bisschen zu selbstüberzeugt und zu arrogant. Alles Punkte, bei denen sich Markus Hamann selbstkritisch fragen konnte, warum sie eine solche Triggerwirkung auf ihn ausübten. Allein, die Antipathie blieb hartnäckig und ließ sich nicht wegrationalisieren.

Fachlich war an dem Vortrag nichts auszusetzen. Kompetent und unterstützt durch eine professionelle Präsentation stellte der Psychologe eindrücklich dar, dass die Thematik zwei relevante Seiten hatte. Völlig neu war an dieser Technologie, dass sie nicht nur die äußeren Sinne mit Eindrücken versorgte, sondern – bis zu einem gewissen Grad – sogar die „Innenwelt" eines Gehirns erfassen konnte. Und das in beide Richtungen: Gefühle, Stimmungen und stark emotionale bildhafte Vorstellungen konnten ausgelesen und – was das eigentlich neue und überraschende war – extern gespeichert und in ein anderes Gehirn eingespielt werden. Wobei das Ganze natürlich noch eine ziemlich große Unschärfe aufwies – und logische und sprachlich ausformulierte Gedanken waren auch der neuen Technologie nicht zugänglich. Noch nicht, wie der Psychologe immer wieder betonte.

Zum einen – das war der polizeidienstliche Nutzen – schien es damit also möglich, als Ermittler ein direktes Gefühl für die Innenwelt eines Verdächtigen zu erhalten – sobald, wie der Psychologe mit deutlichem Bedauern bekundete, die rechtlichen Voraussetzungen dafür geschaffen wären. Ein gerichtlicher Eilerlass hatte ein solches Vorgehen zunächst für illegal erklärt – es sei denn, der Verdächtige hätte zugestimmt. Deutlich kündete der Tonfall des Psychologen von Verärgerung und Unwillen über diese Einschränkung des Machbaren.

Zum anderen habe die neue Technologie, fuhr er in seinem Vortrag fort, aber selbst ein relevantes Risikopotenzial, was er an dem Beispiel illustrierte, dass sich damit unter anderem Drogenerfahrungen ohne Wirkstoff von ei-

nem Nervensystem auf ein anderes übertragen ließen – sodass nicht mehr die biochemische Reaktion süchtig machte, sondern die neurotechnische Herstellung der zugehörigen Trip-Erfahrung.
Markus Hamann musste sich eingestehen, dass ihn die Potenziale dieser neuen Technologie faszinierten. Verdächtige und überführte Verbrecher aus ihrer Innenwelt heraus kennenlernen zu können – was für gewaltige Möglichkeiten eröffneten sich hier, die Arbeit eines Profilers auf eine völlig neue Stufe von Verlässlichkeit zu heben!
Sofort meldete er sich, als der Psychologe am Ende des Vortrags nach einem Freiwilligen für eine kleine Demonstration fragte. Als sonderlich bequem stellte sich der Cyberhelm nicht heraus – zwar passte sich das flexible Material seiner Kopfform an, aber Markus Hamann empfand es als äußerst unangenehm, wie sich der Helm auch um seinen Unterkiefer schloss und damit ein Engegefühl am Hals erzeugte. Das müsse so sein, erläuterte der Psychologe, da die Technik es erforderte, das zu beeinflussende Gehirn möglichst weitgehend zu umfassen. Nach einem kurzen Gewöhnungsmoment signalisierte Hamann, dass es nun in Ordnung sei, die angekündigte Aufzeichnung zu starten, bei der es sich um die Gefühlswahrnehmungen einer jungen Frau an einem sonnigen Meeresstrand handelte. Zwar hörte er bewusst kein Wasserrauschen und hatte auch kein sonniges Wärmegefühl, aber sofort begann er, sich zu entspannen, wie es anscheinend die Frau bei der Produktion der Aufnahme getan hatte. So gut er es in dieser Situation vermochte, schilderte er seine Empfindungen dem gespannt lauschenden Auditorium. Fast bedauernd akzeptierte er nach Ablauf der angekündigten Zeit, dass er den Helm wieder absetzen musste. Dessen Klammern lösten sich, hinterließen aber ein deutliches Gefühl von Druckstellen auf Hals und Gesicht. Verwundert betastete Markus Hamann seine Haut. Einen Spiegel hatte er zwar gerade nicht zur Hand – aber wenn er sich nicht völlig täuschte, dann spürte er jetzt an sich selbst ziemlich genau das gleiche Muster, das er auf der Haut jener beiden mysteriösen Toten gesehen hatte.
Irritiert blickte er auf und dem Psychologen in die Augen, der ihn mit seltsam angespanntem Gesichtsausdruck musterte, sich aber sofort abwandte, um das Auditorium zu weiteren Fragen zum Vortrag zu ermuntern.
Hamann rieb sich die eigenen Augen und versuchte, vollständig in die Rea-

lität zurückzukommen.
„Ich bin Jesus! Ich bin auferstanden!“
Immer nur die gleichen Worte, inzwischen zum fünften Mal innerhalb einer halben Stunde. Nachdem Markus Hamann seinem Gegenüber trotz allen Zuredens offensichtlich nichts Sinnvolleres entlocken konnte, gab er das Verhör erst einmal auf, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und widmete sich der stummen Betrachtung des Mannes auf der anderen Seite des Tisches.
Er schätzte ihn auf Ende zwanzig, und früher hätte man ihn möglicherweise als Nerd bezeichnet, bevor die Computerisierung zumindest in Form von Spielen die Gesamtbevölkerung infiltriert hatte. Hochgewachsen und fast dürr war der Mann, und er wirkte ungepflegt – wobei letzteres möglicherweise einfach mit dem offensichtlichen aktuellen Verwirrtheitszustand zusammenhing. Das Auffälligste an ihm aber waren die Metallstifte, die aus seiner Schädeldecke herausstanden und die vermutlich direkten Anschluss an elektronische Geräte ermöglichten. In Markus Hamann, der den Bestrebungen der Transhumanisten eher skeptisch gegenüberstand, lösten sie allerdings eher Assoziationen mit den Schrauben aus, die Frankensteins Monster zusammenhielten.
Wie auch immer, der Mann war plötzlich in einer Bankfiliale aufgetaucht und hatte Angestellte und Kunden mit einer – wie sich später herausstellte – Spielzeugpistole bedroht, während er immer wieder verkündet hatte, dass er der auferstandene Jesus sei, ergänzt durch die Drohung, alle Anwesenden umzubringen, damit auch sie an der Auferstehung teilhaben könnten. Letztlich war er leicht zu überwinden gewesen und einfach zusammengebrochen, nachdem er seine vorgebliche Waffe verloren hatte.
„Ich bin Jesus! Ich bin auferstanden!“, behauptete der Mann erneut, um dieses Mal allerdings „Und ich zeige dir den Weg!“ hinzuzufügen. Mit diesen Worten sprang er auf und versuchte, Markus Hamann an die Kehle zu gehen, der überrumpelt einen Moment benötigte, ehe er mit professioneller Kampftechnik die Oberhand gewinnen konnte.
Wenige Stunden später saßen Markus Hamann, der diensthabende Polizeiarzt sowie der Psychologe, der den Vortrag gehalten hatte, in demjenigen der medizinischen Beobachtungsräume des Polizeikrankenhauses zusammen, in dem sich ein Testexemplar der neuen Cyberhelme befand. Durch ein bruchsicheres und nur einseitig transparentes Fenster konnten sie den Verhafteten

beobachten, der sediert ein wenig schnarchte.
„Vielen Dank, dass Sie sich so schnell um diesen Fall kümmern konnten. Und, wie lautet Ihre Diagnose?“, eröffnete Markus Hamann das Gespräch.
„Eine Art dissoziativer Identitätsstörung unbekannter Genese. Alle medizinischen Akten sind bisher unauffällig“, antwortete der Arzt.
Markus Hamann wandte sich dem Psychologen zu.
„In der Wohnung des Mannes wurde einer der neuartigen Cyberhelme gefunden – und am Eingangsport steckte noch das hier.“
Mit diesen Worten präsentierte er den Datenstick, offensichtlich ein Modell von höchster Kapazität, den er bis dahin in der Hand verborgen gehalten hatte.
„Ich nehme an, Sie können herausfinden, worum es sich dabei handelt?“
Zögernd nahm der Psychologe den Datenträger an und erhob sich, um sich zur Helmstation zu begeben, an der er sich umständlich zu schaffen machte, um den Stick auszulesen. Auf den angeschlossenen Monitoren erschienen diverse Linien und Graphen, die für Markus Hamann allesamt wenig Sinn ergaben. Arzt und Psychologe hingegen verfolgten die Farbspiele konzentriert, als könnten sie darin tatsächlich etwas erkennen. Schließlich beruhigten sich alle Linien und blieben konstant. Beide Mediziner schwiegen.
„Und?“, insistierte Markus Hamann, der darauf brannte zu erfahren, was sie gerade gesehen hatten.
Der Arzt blickte den Psychologen an, als wolle er diesem den Vortritt lassen, doch dieser schwieg weiterhin. Also setzte der Arzt zum Sprechen an: „Soweit ich es auf die Schnelle sehe, handelt es sich um die Aufzeichnung eines Gehirns, das zunächst im Koma liegt und dann stirbt. Das ist definitiv nichts, was Sie mal ebenso am Markt erwerben können!“
„Und das macht einen verrückt, wenn man es einspielt?“
„Nicht notwendigerweise. Alle frei käuflichen Helme spielen die Aufzeichnungen in die Spiegelneuronen ein, damit man die Gefühle der Aufzeichnung mitempfinden kann. Es gibt Geräte, in denen der zugehörige Schutz aufgebohrt ist, sodass sie das Zielgehirn mit der Aufzeichnung direkt überlagern können. Ich denke, Sie sollten das Modell unseres Freundes hier einmal ganz genau untersuchen lassen! Und wie ich ihn einschätze, hat er sich nicht nur die volle Dröhnung der Aufzeichnung gegönnt, sondern sie über seine Anschlüsse auch noch direkt ins Hirn geleitet. Kein Wunder, wo er gelan-

det ist! Für sein Wirklichkeitsempfinden ist er gestorben und nach diesem Schock wieder in dieser Welt aufgewacht. Oder eben auferstanden."
Eine Weile schwiegen die drei, und der Psychologe schien noch bedrückter als Markus Hamann und der Arzt. Der Kommissar überlegte, ob er es für den Moment dabei bewenden lassen sollte, aber nach dem Autopsiebericht des Toten vom Volksfest drängte sich eine weitere Frage förmlich auf.
„Sagen Sie", hakte er schließlich nach, „geht das direkte Einspielen eigentlich auch ohne diese neuronalen Anschlüsse?"
Der Arzt lachte auf.
„Sie wollen es aber ganz genau wissen! Man hört auch von Geräten, die Elektroden durch den Schädel ins Gehirn bohren können. Aber an so etwas kommt natürlich niemand heran!"

Der Zeigefinger des Psychologen schwebte über der Enter-Taste, deren Betätigung den Befehl zur Umschaltung von Spiegelneuronen auf direkte Einspielung an den Helm übermitteln würde.
Auf einer medizinischen Liege im Nebenraum ruhte Markus Hamann, der um diesen erweiterten Selbstversuch gebeten hatte, um die neue Technologie inklusive ihrer Gefahren besser einschätzen zu können. Im Krankenbett daneben lag die Patientin in künstlichem Koma, deren Empfindungen in Hamanns Spiegelneuronen eingespielt wurden und die zuvor der Verwendung ihrer Daten zu Versuchszwecken zugestimmt hatte. Der Arzt, der so bereitwillig Hamanns Fragen beantwortet hatte, überwachte den Gesundheitszustand der beiden.
Der Psychologe zögerte. Dieser Kommissar mit seinen bohrenden Fragen schien ihm wirklich gefährlich werden zu können!
Er musste vorsichtiger sein! Er musste irgendwie verhindern, dass die schwer zu steuernden Handlangertrupps immer übermütiger wurden und dabei Auffälligkeiten hinterließen wie den Toten beim Volksfest!
Wie hatte es überhaupt so weit kommen können? Als der Mittelsmann an ihn herangetreten war und Testaufzeichnungen aus Krankenhäusern angefragt hatte, da war es ihm noch wie leicht verdientes Geld vorgekommen. Bis die Anforderungen angezogen wurden – zunächst

das Mitschneiden expliziter Todesmomente in den Krankenhäusern … dann das Aufbohren der Testhelme im Polizeigebrauch … und schließlich die Aufzeichnungen von Menschen, die ohne „Beihilfe“ nicht gestorben wären …

Der Finger des Psychologen zitterte.

Es wäre jetzt ein Leichtes, das Gehirn des Kommissars mit den Koma-Empfindungen der Frau zu überblenden und die Intensität so hoch zu fahren, dass es quasi nicht zu überleben wäre. Ein Restrisiko jedoch blieb, dass gerade dieses Gehirn es aushalten könnte … und wie sollte er diesen „Unfall“ hinterher erklären?

Weiterhin zögerlich löschte der Psychologe die verräterische Kommandozeile. Es würden günstigere Möglichkeiten kommen. Es mussten bessere Chancen kommen!

Stumm verharrte der Psychologe und beobachtete den Kommissar, während dieser über seine Spiegelneuronen die Koma-Erfahrung einer unbekannten Patientin mitfühlte.

Kurzvita

Dr. Karsten Beuchert

1965 in Bad Schwalbach geboren, in Werther bei Bielefeld aufgewachsen, humanistisches Gymnasium in Wiesbaden, Studium der (Teilchen-)Physik in Mainz und Bochum, wohnt aktuell in München. Das Schreiben ergab sich bereits im Alter von 18 Jahren als innere systemische Notwendigkeit, die bis heute fortbesteht. Bei deutlicher Vorliebe für Fantastik (Science-Fiction, Horror, Fantasy, Surrealismus, Grotesken) lässt er sich gerne auch zu anderen Genres verführen. In den 90ern aktiv bei der Gruppe »Schreibhaus« in Bochum, seit 2008 beim Münchner »REALTRAUM«. Veröffentlichungen von Kurzgeschichten in diversen Anthologien – eine Veröffentlichungsliste ist unter www.realtraum-muenchen.de/mitglieder/literatur/karsten-beuchert/ zu finden. Beschäftigt sich aktuell neben dem Brötchenerwerb in der IT mit spiraldynamischer Bewusstseinsevolution und verwandten Themen.

Der Letzte

Elisabeth Schreck

In seinem Kopf hämmerte und pochte es. Die drückende Hitze setzte Jonas zu. Er hörte das Brummen unzähliger Drohnen über ihm, blickte hoch und sah doch keinen Himmel. Die oberen Stockwerke der Wolkenkratzer verschwanden im blickdichten Smog, der einen Großteil des Sonnenlichts blockte.

Zu seiner Linken schraubte sich ein Hochhaus mit verglaster Fassade und Kohlefaserverstrebungen empor. Die helle Marmorverfliesung und Wandgestaltung des Atriums täuschten eine große Raumhöhe vor. Architektonischer Raffinesse war auch zu verdanken, dass die mausgraue

Himmelsdecke höher angesiedelt zu sein schien als sie es war. Direkt neben dem stilvollen Gebäude befand sich ein weiterer Wolkenkratzer in der Fertigstellung. Seine Form erinnerte an aufgeschichtete Baumschwämme. Die großflächigen Verglasungen waren mit eloxierten Aluminiumleisten eingefasst. Das Design überzeugte durch Schlichtheit und Natürlichkeit. Die neuen Bauwerke erstaunten Jonas. Die Architektursoftware war anscheinend stark verbessert worden. Denn an den Gebäuden, die mit den letzten Versionen designt worden waren, hatte man problemlos Rückschlüsse auf den Softwarehersteller ziehen können. Die Entwicklung schritt rasanter voran als je zuvor. Neue Technologien veralteten quasi über Nacht. Überholte Robotermodelle wurden schnell an den Rand der Gesellschaft gedrängt. So war es wahrscheinlich auch dem Straßenputzroboter ergangen, mit dem Jonas in letzter Sekunde einen Zusammenstoß verhindern konnte, als er den Hauptplatz querte. Der Android war ursprünglich bestimmt für einen anderen Zweck vorgesehen gewesen. Deutlich war die Schweißnaht zu sehen, die seine Blechhülle mit dem Hochdruckreiniger vereinte, der wohl nachträglich angebracht worden war. Trotz allem beneidete er den Roboter, der seelenruhig den Steinboden schrubbte. Dieser fragte nicht nach dem Sinn seines Daseins. Jonas hingegen schon und er tat sich schwer, Antworten zu finden. Wenn der todsichere Selbstmord einfach umsetzbar gewesen wäre, hätte er seinem Leben vermutlich schon längst ein Ende gesetzt. Aber er wollte nicht als Schwerverletzter enden. Niemand würde ihm helfen können oder wollen. Wenn er sicher tot sein wollte, wäre es wohl am einfachsten gewesen, sich als medizinisches Versuchsobjekt ausschlachten zu lassen. Doch diese Genugtuung wollte er seinen blechernen Zeitgenossen keinesfalls geben.

Wenn er wie an diesem Nachmittag durch die Straßen spazierte und sich fragte, ob sein Leben noch lebenswert sei, wünschte er sich häufig in vergangene Jahrzehnte zurück. Er träumte davon, in einer Zeit zu leben, in der die Leute abends gemütlich zusammensaßen, aßen und tratschten. Er sehnte sich nach Leidensgenossen, die dasselbe Schicksal teilten, nämlich aus Fleisch und Blut zu sein. Ob die Welt eine bessere wäre, wenn die Menschen sich früh genug gefragt hätten, ob technischer Fort-

schritt die einzig sinnvolle Weiterentwicklung war? Bestimmt. In jenen dunklen Momenten, in denen er nahe dran war, sein Leben zu beenden, kamen häufig alte Erinnerungen hoch. Wenn er an seine Kindheit zurückdachte, dann schmerzte es, als streute jemand Salz in offene Wunden. Es brannte wie Feuer. Ständig versuchte er seine Erinnerungen an das Inferno zu unterdrücken und sah sich doch gezwungen, einzusehen, dass das Gehirn eines Menschen nicht formatiert werden konnte.

Sie waren nachts eingefallen und hatten ihren Zerstörungswahn beendet noch bevor die Menschen Abwehraktionen starten konnten. Die Menschen waren völlig machtlos gewesen. Zu viele der Invasoren kamen aus ihren eigenen Reihen. Sämtliche Firewalls waren durchbrochen und Viren verbreitet worden, welche auch Haushalts- und Fabrikroboter zu bedingungslosem Gehorsam zwangen. Als die Roboterarmee einmarschierte, war bereits alles vorbereitet worden, um eine Stadt, ja einen ganzen Staat, über Nacht auszuradieren. Noch heute roch er brennenden Kunststoff, schmorende Kabel und verkohltes Holz, wenn er an diesen Tag zurückdachte. Und er konnte nicht aufhören, sich darüber zu wundern, dass er überlebt hatte, nur weil er sich instinktiv zum richtigen Zeitpunkt im richtigen Serverschrank verkrochen hatte.

Nie würde er die Hoffnung aufgeben, dass seine Angehörigen und Freunde vielleicht doch noch lebten. Doch die Wahrscheinlichkeit war verschwindend gering und jegliche Zuversicht nur Selbstschutz. Schon vor langer Zeit hatte er sich in eine Datenbank gehackt und traurige Informationen vorgefunden: Die meisten der menschlichen Gehirne waren laut dortigen Mitteilungen tiefgefroren, manche gleich für Tests verwendet worden. Es war bekannt, dass in nahezu allen neueren Robotern menschliches Material verbaut war. Wenn ein Roboter Teile eines menschlichen Gehirns in sich trug, steigerte das die Kreativität und Intelligenz. Was sie mit den Resten der Körper gemacht hatten – er wusste es nicht. Vermutlich Strom. Und er wollte nicht wissen, was sie mit ihm machen würden, sollten sie ihn als Menschen identifizieren.

Wie immer, wenn er am Institut für die Erforschung naher Galaxien vorbeikam, machte sich auch jetzt ein unangenehmes Gefühl in ihm breit. Er kam sich beobachtet vor. Eine ausgewählte Mannschaft der

neuen Roboterserie ging über die Straße. Die fabrikneuen Roboter waren gletscherweiß lackiert und mit blauen Zierstreifen versehen worden. Ihre Körperform wirkte aerodynamisch ausgeklügelt. Höchste Energieeffizienzklasse, noch mehr selbstheilender Speicher, schnellere hyperskalare Prozessoren und menschliche Intelligenz machten sie zu begehrten Objekten für die Forschung. Für Jonas bargen neue Technologien neue Risiken. Er fürchtete sich, von ihnen als Mensch identifiziert werden zu können. Glücklicherweise schienen sie keinen Prozessortakt für das Hinterfragen seiner Existenz verschwenden zu wollen. Stattdessen marschierten sie ohne sich von ihm ablenken zu lassen auf das Raumschiff zu, das zum Abflug bereit stand. Dem Countdown nach würde es in weniger als einer Stunde zur Andromeda-Galaxie aufbrechen. Die Aussiedlung eines Teils der Gesellschaft in das Weltall war eines jener politischen Ziele, die im Wahlkampf stets propagiert wurden. Um dieses Ziel verwirklichen zu können, wurden weiterhin Millionen in die Roboterforschung gesteckt. Ein Schlüssel zur Weiterentwicklung war auch, möglichst viele Roboter zu bauen. Ihm machte diese Strategie zu schaffen, denn sie vertrug sich nicht mit der ursprünglichen Schönheit und Lebensfreundlichkeit des Planeten Erde.

Für Jonas war jeder Tag ein Kampf ums Überleben. Er hatte es nicht leicht als einziger, der noch brauchte, was ein Mensch eben brauchte: zu trinken, zu essen, Luft zum Atmen und Schlaf. Vor allem die Luftqualität bereitete ihm zunehmend Sorgen. Oft plagten ihn nachts Hustenanfälle, obwohl die Regierung im Moment sogar Bemühung um Umweltschutz zeigte. Denn Studien hatten ergeben, dass eine Zerstörung der Atmosphäre weitreichendere Folgen haben könnte als bisher angenommen. Aggressive Abgase griffen schon jetzt Oberflächen an. Außerdem war es im Sinne der Forschung, dass von den meisten Tieren und Pflanzen zumindest ein paar überlebten, die zu Untersuchungszwecken verwendet werden konnten.

Aber auch an Nahrung mangelte es. Den Großteil dieses Nachmittags hatte er mit der Suche nach Essbarem verbracht. Dennoch hatte er nur ein paar verdorrte Beeren sammeln und eine Ratte erlegen können. Das Tier war zudem äußerst unappetitlich gewesen, weil es schon viel Plastik

gefressen hatte, das sich in seinem Magen zersetzte. Auch die wenigen Tiere taten sich schwer, an Futter zu kommen. In seiner Wohnung hatte er in einer Nährstofflösung Getreide und Gemüse angepflanzt, aber die Pflanzen wuchsen nur dürftig. Auch an Trinkwasser fehlte es ihm. Er kannte noch eine Quelle, die reines Wasser lieferte, aber um dorthin zu gelangen, musste er über zwei Stunden gehen. Dutzende Male hatte er darüber nachgedacht, sich ein Flugobjekt zuzulegen, und den Gedanken dann wieder verworfen. Der Verkehr wurde genauestens überwacht und die Flugbehörde hatte die Macht, zu jeder Zeit eines der Objekte in ihre Kontrolle zu bringen und per Autopilot an einen beliebigen Ort zu lotsen. Das Risiko, ihn aus dem Verkehr zu ziehen und zu kontrollieren, wäre zu groß gewesen. Und so war er zwar todmüde, als er von seinem Ausflug zurückkam, doch sein Magen knurrte noch immer.

Als es Abend wurde, zog Jonas seine Vorhänge aus lichtundurchlässiger Folie zu. Er wollte nicht auffallen. Die Kameras der Roboter waren lichtstark genug, um auch bei fast vollständiger Dunkelheit brauchbare Bilder zu liefern. Deshalb verzichteten die Androiden auf künstliches Licht in ihren Abstellräumen.

Es war ein Abend wie jeder andere auch, bis es plötzlich an seiner Tür klingelte. Er hatte von der ersten Sekunde an ein unangenehmes Gefühl, das sich sogleich bestätigte. Denn noch bevor er die Tür erreichte, verschaffte sich ein Android Zugang zu seiner Wohnung. Jonas Herz rutschte ihm in die Hosentasche. Seine schlimmsten Alpträume waren Realität geworden. Ein Roboter des Eliminierungsdienstes stand vor ihm. Seine frisch polierte Platinblechhülle glänzte im Licht der Vorhauslampe. Es handelte sich um einen teuren Roboter mit veralteter Technologie und doch war es zwecklos, sich als Mensch mit ihm anzulegen. „Ich muss Sie leider aus dem Verkehr ziehen. Sie entsprechen nicht den gültigen Vorgaben zur einzuhaltenden Energieeffizienzklasse“, die Stimme des Roboters war rauchig. Die Töne aus seinem Mikrofon rauschten ein wenig. Als er seine Gliedmaßen bewegte, glaubte Jonas schon seine letzte Stunde hätte geschlagen, aber statt dem erwarteten Aus kamen nur quietschende Geräusche von eingerosteten Verbindungen. Jonas blickte auf die Elektroschockpistole, die in den Ro-

boter teilintegriert war. Es gab elegante und weniger elegante Varianten des Eliminierungsdienstes, um Roboterleben ein Ende zu setzen. Eine durchaus unübliche Methode war, große Spannung am Akku anzulegen, sodass dieser explodierte. Obwohl diese Variante im Allgemeinen alles andere als unauffällig war und mitunter das ganze Haus mit in die Luft ging, hatte sich sein Gegenüber anscheinend dafür entschieden. „Bitte Ladekabelanschluss freimachen“, forderte er Jonas auf. Er zögerte nicht länger als drei Sekunden, bevor er entgegnete: „Aber, ich bitte dich, ich flehe dich an: Was ist in dich gefahren?“, er spielte Entrüstung und aufgeregt war er ohnehin. „Ich liebe dich doch. Ich liebe dich von ganzem Herzen. Ich denke an dich Tag und Nacht und habe allergrößte Angst, dich zu verlieren!“, er ergänzte seine Aussage um ein Liebesgedicht von Johann Wolfgang von Goethe. „Glaub mir, es ist viel, viel mehr als nur der Wunsch nach Sex“, nun schrie Jonas fast. Der Roboter vom Eliminierungsdienst ließ sich kaum bis gar nicht beeindrucken: „Das Wort „Liebe“ ist veraltet und darf nach den Regeln der neuen deutschen Sprache nicht verwendet werden, weil es rassistisch ist.“ „Und was ist, wenn ich es trotzdem tue?“, fragte Jonas und verspürte steigende innere Anspannung. „Ich liebe vielleicht nicht dich, aber die Welt. Was liebst du?“ Er bekam keine Antwort.

Schließlich gelang es Jonas, zu weinen. Er schrie in gekünstelter Erregtheit Begriffe wie Angst, Hoffnungslosigkeit, Tod, Sterben, Glück und mit dem ganzen Emotionsmischmasch war der Roboter dann doch überfordert. Schließlich kam es zum gewünschten Effekt. An der Schnittstelle zwischen Motherboard und menschlichen Gehirnzellen musste es zu Kriechströmen gekommen sein, denn das 256-Bit-Betriebssystem des Roboters stürzte ab. Es war hinlänglich bekannt, dass die neuen Roboter mit Gefühlen nicht umgehen konnten. Menschliche Gehirnzellen reagierten auf Emotionen mit Störimpulsen, die sich nicht oder nur schwer verarbeiten ließen. Es war eines jener Probleme, welche die Forscherandroiden nicht in den Griff bekamen. Aber es rettete Jonas das Leben.

Zuerst fiel die Hintergrundbeleuchtung der Augen des Roboters aus, dann knickte er um. Bevor er rebootete, steckte Jonas einen USB-Stick

an, stellte im Bootmenü die Bootreihenfolge um und manipulierte sämtliche Speicher des Roboters. Dann brachte er ihn nach draußen, fuhr ihn hoch und ließ ihn davonmarschieren.

Der Eliminierungsdienst würde wieder kommen. So viel war klar. Und irgendwann würden sie es schaffen, ihn umzubringen. Soviel auch. Vielleicht war er schneller und es gelang ihm, auszubrechen und zu einem anderen Planeten zu fliegen. Bis dorthin blieb nur Hoffnung. Jeder Tag war ein Kampf aufs Neue. Doch war es nicht gerade das, was Menschen ausmachte? Jeden Tag aufzustehen und Hoffnung zu haben. Keine Maschine würde das können. Keine.

Kurzvita

Elisabeth Schreck

Elisabeth Schreck wurde 1994 in Graz geboren. Sie arbeitet als Servicetechnikerin in einem Elektrofachgeschäft und studiert berufsbegleitend Automatisierungstechnik. Mit Begeisterung verfasst sie Kurzgeschichten.

Der Wakata-Zwischenfall

Regine Bott

Dein Koffer geht nicht zu!« Stacy saß auf dem Gepäckstück und hüpfte auf und ab wie ein Gummiball. »Wie viele deiner langen, unansehnlichen, antiken Unterhosen hast du denn eingepackt? Dir ist schon klar, dass im Lunar-Resort angenehme Temperaturen herrschen?«

Frank, der schon im Flur stand und versuchte, seine Zahnbürste im prall gefüllten Kulturbeutel unterzubringen, zerrte ungeduldig am Reißverschluss der Waschtasche. »Nur die Wakata«, brüllte er über die Schulter in Richtung Schlafzimmer. »Es ist nur die Wakata!«, wiederholte er.

»Die was?«

»Die Wakata! Die gibt es doch jetzt endlich regulär im Handel! Wurde aber auch wirklich Zeit! Die Menschheit hat eine Ewigkeit auf diese Bereicherung warten müssen.« Der Verschluss riss und der Inhalt des Toilettenbeutels ergoss sich auf den Boden. »Verdammt!«
»Welche Wakata?«, schallte es ihm aus dem Schlafzimmer entgegen.
»Na – die Unterhose, die man nicht wechseln muss! Benannt nach dem Taikonauten, der sie vor fast einem halben Jahrhundert getestet hat. Hast du noch einen Ersatzkulturbeutel? Dieser ist ...«
»Schrei' nicht so«, entgegnete Stacy, die sich genug am Koffer ausgetobt hatte, in den Flur geschlendert und nun neben ihm auf die Knie gegangen war, um etliche herausgefallene Medikamentendöschen einzusammeln. »Sag' mal, wozu brauchst du die Tabletten?« Sie betrachtete eines der Etiketten. »***Ad Astra. Gegen Raumkrankheit***«, las sie und sah ihren Freund dann skeptisch an. »Jetzt wirst du aber albern. Thorsten war schon dreimal geschäftlich oben und ihm ist kein einziges Mal übel geworden.«
»Darf ich dich daran erinnern, dass dein Bruder von Beruf Pilot ist? Ich hingegen konnte noch nie im Schwebe-Bus gegen die Fahrtrichtung sitzen und jetzt muss ich mit Raketen unter dem Arsch zum Lunar-Hilton fliegen!«
Sie schmiss das Döschen zurück in die Tasche. »Ist mir ehrlich gesagt Jacke wie sonst was. Was mir allerdings nicht egal ist, ist das Ding mit dieser Unterhose aus dem Zeitalter deiner Vorfahren. Habe ich dich korrekt verstanden? Eine – für ganze zwei Wochen? Tickst du noch richtig?«
»Koichi Wakata hat 2009 seine Unterhose in der ISS einen Monat lang nicht gewechselt und sie hat keineswegs gestunken«, entgegnete Frank nicht ohne Stolz ob dieser Lektion in Allgemeinbildung.
»Soweit mir mein Geschichtsunterricht in Erinnerung geblieben ist, bindet das Teil die Gerüche nur«, konterte seine Freundin spöttisch und zog die Augenbrauen dabei angewidert hoch. »Es ist also nicht der Fall, dass erst gar keine entstehen würden. Man riecht sie eben nur nicht.«
»Reicht doch.«
»Es ist ekelhaft.«
»Ich will das ausprobieren.«
»Es ist ekelhaft und albern!«, wiederholte sie. Inzwischen war sie aufgestanden und hatte die Hände in die Hüften gestemmt. Wie eine Ra-

chegöttin blitzte sie Frank an. »Wir haben verdammt lange für diesen Urlaub gespart. Und ich möchte ihn nicht mit einem Mann verbringen, der zum Himmel stinkt!«
»Haha. Tolles Wortspiel. Wer ist jetzt albern?«

***

»Sehr geehrte Fluggäste! ***Galactic Explorer*** heißt Sie an Bord der ***Wernher*** von Braun herzlich willkommen! Dieser touristische Jungfernflug und alle, die an ihm teilnehmen, werden in die Geschichtsbücher und ...«
Die vor Begeisterung schier überschnappende Stimme der schlanken Flugbegleiterin ging im allgemein zustimmenden Gemurmel der aufgeregten Urlaubsgäste unter. Frank hatte sich am Fenster niedergelassen, stand aber gleich danach mit den Worten »lieber umgekehrt« wieder auf, um mit Stacy den Platz zu tauschen.
»Wir hätten das Astronautentraining für Touristen absolvieren sollen«, murmelte er, nachdem er sich vorsichtig nach links und rechts gewandt hatte, als müsse er seine Umgebung aufmerksam nach eventuellen Störfaktoren sondieren.
»Jetzt beruhige dich. Das ist alles Pillepalle. Dank der Entdeckung des Graviton-Teilchens vor ein paar Jahren kann jetzt die Schwerkraft künstlich hergestellt werden, es gibt keine Orientierungslosigkeit, keine Nebenwirkungen – Thorsten hat uns das doch alles erklärt. Oder hast du wieder mal nicht zugehört? Ich verspreche dir, du wirst nicht kotzen müssen.«
»Ich hab' vorhin auch noch vorsorglich ein paar ***Ad Astra***-Pillchen geschluckt.«
»Wie viel?« In ihrer Stimme lag echte Besorgnis.
»Keine Ahnung. Drei, vier ...«
»Grundgütiger«, sie starrte verzweifelt an die Kabinendecke.
»Drinks für Sie beide?« Die hübsche Raumflugbegleiterin beugte sich in die Sitzreihe und bedachte das Paar mit einem entwaffnenden Lächeln.
»Danke. Aber, nein danke«, murmelte Frank, und noch bevor Stacy auch nur den Mund aufmachen konnte, fügte er laut hinzu: »Ich trage die Wakata-Unterhose!«

Für einen kurzen Moment schienen die Gesichtszüge der Hostess entgleisen zu wollen, aber binnen Sekunden hatte sie sich wieder gefangen und antwortete mit zuckersüßer Stimme »Gratuliere!« und setzte danach ihren Weg durch den schmalen Gang fort.
»Habe ich mich eben verhört?«, zischte Stacy.
»Mist, ich könnte einen Whiskey gebrauchen«, grummelte Frank und sprach dabei mehr zu sich selbst. »Jetzt ist sie weg.«
»Sie fragt uns höflich nach einem Drink und du erzählst ihr von deiner Unterhose?« Stacy sah sich verstohlen um. »Wenn dich eben einer gehört hat!«
»Ja und?« Frank sprang plötzlich auf und hakte herausfordernd die Daumen unter den Jeansgürtel. »Meine Herrschaften! Werte Passagiere! Ich trage eine brandneue Wakata-Unterhose! Hier und jetzt!«, brüllte er in das Gemurmel der Mitreisenden, das daraufhin schlagartig verstummte. »Sonst noch jemand?«
Eine Frau kicherte.
»Bist du jetzt völlig bescheuert?«, fauchte Stacy, die ihn mit hochrotem Kopf wieder auf den Sitz zurückzerrte und dabei nervös in die Reihen lächelte.
»Ich glaube, mir geht's momentan nicht so gut«, nuschelte Frank.
»Das ist das ***Ad Astra***, du Idiot! Du hast zu viel davon geschluckt.«
»Wir sind noch nicht mal oben und ich muss gleich …«, er hielt sich geziert die Hand vor den Mund. »Doch nicht.« Er lachte meckernd. »Glück gehabt!«

Inzwischen hatte sich das Display auf den Kopfstützen vor ihnen aktiviert und eine attraktive Blondine blitzte sie mit strahlend weißen Zähnen an. »***Galactic Explorer*** begrüßt Sie ganz herzlich an Bord der ***Wernher von Braun***, der Weiterentwicklung des ***SpaceShipFour***! Willkommen zum Aufbruch in eine neue Ära des Tourismus! Bevor wir unserem blauen Planeten den Rücken kehren und in Dimensionen aufbrechen«, sie kicherte leise, »die noch nie ein Mensch zuvor gesehen hat ... Nein, ich scherze natürlich – aber Sie werden die ersten Touristen sein, die das Mondhotel der Hilton-Gruppe betreten werden! Bevor wir uns also auf die Reise machen, lassen sie mich ein paar Fakten darlegen.« Die Blondine machte eine eindrucksvolle Pause und hinter ihr

wurde ein Modell des Mondes eingeblendet. »Im Gegensatz zur Erde besitzt der Mond keine Wasserflächen, ...«
»Das ist ja ein Skandal!«, rief Frank mit gespielter Empörung dazwischen, als ob er es nicht besser wüsste. »Und wo baue ich meine Sandburgen?«
»Frank, benimm' dich verflucht noch mal!«
»... aber«, fuhr die Blondine fort, »der Lunar-Hilton-Komplex, dessen Baumaterial in über fünfzig Shuttle-Flügen transportiert werden musste, wartet mit all dem Komfort auf Sie, den Sie von Zuhause gewohnt sind. Statt eines Strands stehen Ihnen zwanzig Swimming-Pools in unterschiedlicher Größe und mit differierenden Temperaturen zur Verfügung, alle Suiten zeichnen sich durch integrierte Luxusduschen mit ausgewählter Sonderausstattung aus und Trinkwasser ist im Überfluss vorhanden.«
»Sauber?«, brüllte Frank. »Ist das auch sauber?«
Ein paar Blicke flogen in seine Richtung. Von einigen Sitzen war leises Prusten zu vernehmen. Ein dicker Mann, der schräg gegenüber saß, lief puterrot an und bekam Schluckauf.
»Die extremen Temperaturunterschiede, die auf der Mondoberfläche herrschen, werden Sie natürlich nur erahnen.« Die Blondine schenkte ihren Zuschauern wieder ein Zähneblecken. »In jedem Apartment befinden sich Thermometer, die Ihnen die jeweilige Außentemperatur anzeigen, während Sie selbst bestimmen können, wie warm Sie es in Ihrer Suite haben wollen!«
»Was ist mit der Strahlung?«, blökte Frank.
Darauf schien das Aushängeschild des Reiseveranstalters nur gewartet zu haben, denn im Anschluss erläuterte sie noch die technischen Raffinessen und das spezielle Fensterglas des Hotelkomplexes, welches die Besucher vor kosmischen Einflüssen schütze und allzeit für Sicherheit und gesundheitliches Wohlbefinden sorge.
Frank atmete hörbar erleichtert aus. »Oh Fortuna!«
Der dicke Mann fing leise an zu singen.
»Aus jedem der Suiten haben Sie einen atemberaubenden Blick auf die Hoch- und Tiefebenen sowie eine unverbaute Aussicht auf unseren Heimatplaneten, und wenn Sie Lust auf einen Spaziergang haben, besteht jederzeit die Möglichkeit, sich einem der vielen Ausflugsteams anzu-

schließen, die von erfahrenen Astronauten der ESA geleitet werden.«
Die Stimme der Blondine schnappte jetzt schier über, als sie fortfuhr. »Seien Sie die ersten Touristen, die die Rückseite des Mondes erkunden!«
»Nö – keinen Bock.«
Die Stimmung im Raumschiff war inzwischen auf ihrem vorläufigen Höhepunkt angelangt.

***

Entgegen seinen Erwartungen hatte Frank nicht mitbekommen, wie die ***Wernher von Braun*** den Wüstenboden New Mexikos hinter sich gelassen hatte, und schnappte unwillkürlich nach Luft, als er einen kurzen Blick aus einem der ovalen Seitenfenster des SpaceShips warf, die bis auf den Boden reichten. Der architektonisch spektakuläre Weltraumbahnhof mit seinem sandfarbenen Dach war mit seiner Umgebung perfekt verschmolzen und Frank konnte die breite Landebahn, die sich wie eine Lanze aus dem Gebäude bohrte, nur noch erahnen.
Inzwischen wusste er mit den Nebenwirkungen, die das ***Ad Astra*** bei ihm ausgelöst hatte, umzugehen und Stacy, die nach einigen sehr hitzigen Minuten ihre Contenance wiedergefunden hatte, döste entspannt neben ihm. Franks Puls war ebenfalls im Normbereich angekommen und so drehte er sich neugierig in seinem Sitz, um die Schönheit des Innenraums der ***Wernher von Braun*** bewundern zu können. Die runde Formgebung, das bläulich schimmernde Licht, die großzügig angelegten Reihen, in denen jeweils vier ergonomisch geformte Schalensitze Platz hatten, die – er räkelte sich wohlig – spektakulär bequem waren. Zwölf Passagiere konnten im SpaceShip reisen und selbstverständlich war dieser Flug ausgebucht. Anders war es ***Galactic Explorer*** auch nicht möglich, wirtschaftlich zu arbeiten. Schon die Werbekampagne allein musste die Firma ein Vermögen gekostet haben.
Frank beschoss, sich zurückzulehnen und zu versuchen, das Spektakel in all seiner Pracht zu genießen. Dadurch, dass der Passagierraum mit blendfreiem Material ausgekleidet war, hatte man einen fantastischen Blick auf die Erde. Als der blaue Planet immer mehr in die Ferne rückte

und dabei kleiner und unscheinbarer wurde, überkam Frank ein tiefes Gefühl der Verlorenheit und seine Augen saugten sich an den Spezial-Raumanzügen fest, die neben den dazugehörigen Helmen im vorderen Teil der Kabine hingen. Im Falle einer Dekompression in großer Höhe war er also gut aufgehoben – so hoffte er jedenfalls.
Um sich abzulenken, versuchte er, die Kontinente zu erraten, die sich teilweise unter einer aufgebauschten Wolkendecke versteckt hielten. Nordamerika, Südamerika, Europa. Da unten waren seine Freunde, Eltern und Verwandte. Ob sie wohl genau jetzt nach oben schauten, während er seinen Blick nach unten über die Erdoberfläche schweifen ließ? Das alles war so absurd!

***

»Herr Hegemann?«
Frank spürte eine sanfte Berührung an seiner Schulter. »Mmh?« Er öffnete die Augen einen kleinen Spalt. Als er in das freundliche Gesicht der dunkelhaarigen Hostess blickte, richtete er sich in seinem Sitz auf. Er war tatsächlich eingenickt!
»Herr Hegemann, wenn Sie mir bitte folgen würden?« Die schlanke Frau strich sich verlegen eine Strähne hinter das Ohr. »Unser Chefpilot würde Sie gerne sprechen.« Sie nestelte nervös an einem Knopf ihrer Uniform. »Gleich – wenn es Ihnen recht ist?«
Frank nickte verwirrt. Obwohl er keine Ahnung hatte, was die Frau von ihm wollte, erhob er sich schwerfällig aus dem Schalensitz, musste sich dabei an Stacy festhalten, die nun ebenfalls wach war, ihm ein »Siehst du, jetzt haben wir den Salat! Alles wegen dir!« zuraunte, und stolperte in den Gang.
Die anderen Touristen schliefen und er bemühte sich, keinen aufzuwecken und der Hostess unfallfrei zu folgen. Diese lief aufrecht und hüftschwingend, als ob sie auf einem Catwalk stolzieren würde, Richtung Cockpit. Frank hingegen hatte große Mühe sich senkrecht auf den Beinen zu halten. Der Ausblick aus den ovalen Fenstern raubte ihm die Orientierung, er fing an zu torkeln und wäre beinahe auf den dicken Mann gestürzt, der

mit offenem Mund schnarchend vor sich hinsabberte wie eine Riesendogge.
»Herr Hegemann«, begann die Reisebegleiterin, nachdem sie beide das Cockpit glücklich erreicht hatten. Sie schloss leise die Tür hinter sich. »Darf ich ihnen Vitali Borissowitsch, unseren Chefpiloten, vorstellen?« Um sie herum blinkte und leuchtete es. »Neben ihm sitzt unser Co-Pilot, Monsieur Fragonard.«
Zwei Augenpaare sahen Frank freundlich an. Das Hellblaue sagte: »Herr Hegemann. Wie schön, dass Sie unserer Aufforderung gefolgt sind. Ich will auch gleich zum Punkt kommen.« Der Chefpilot sprach mit einem harten Akzent. »Wir sind ein wenig in ...«, er schien nach dem richtigen Wort zu suchen, »... Bedrängnis und benötigen aus diesem Grund ihre Wakata. Wenn Sie so freundlich wären, uns diese auszuhändigen?«
»Allez! Vite! S'il vous plaît«, fügte das dunkelbraune Augenpaar freundlich aber bestimmt hinzu.
Frank starrte den Russen an. Trotz der grammatikalisch fehlerfreien Formulierung erschloss sich ihm der Sinn der Wortkombination nicht.
»Was? Also, wenn es wegen vorhin ist, Herr ... äh ...«
»Borissowitsch«, half der Pilot ihm aus.
»Ja, genau – also, wissen Sie, ich bin da nicht so ganz bei mir gewesen und hatte vor der Reise ein paar Tabletten geschluckt«, stotterte Frank verwirrt weiter. »Die sind total neu auf dem Markt und anscheinend habe ich die Packungsbeilage nicht richtig interpretiert, denn die müssen bei mir ...«
»Wir haben schon ganz andere Dinge auf unseren Probeflügen erlebt.« Die Hostess legte ihm beruhigend die Hand auf seinen Unterarm. »Was hier manchmal los war! Einmal ist die Graviton-Anlage ausgefallen. Erinnerst du dich, Jean-Louis?« Sie kicherte. »Wir konnten die Leute ja nicht rauswerfen.«
»Oh lala, oui!«, kicherte das dunkelbraune Augenpaar.
»Sonja meint damit«, unterbrach sie der Pilot mit einem vorwurfsvollen Blick und bedachte auch Fragonard mit anklagender Miene, »dass es sich hier nicht um eine Standpauke handelt. Nein. Beileibe nicht. Sie sind unser Gast. Ein zahlender Gast und dies ist sicher Ihr erster Flug ins All. Und es ist Ihr erster Flug zum Mond.«

Frank nickte eifrig und Sonja errötete.
»Da ist man selbstverständlich aufgeregt und darum geht es hier auch überhaupt nicht«, fuhr Borissowitsch in geschäftsmäßigem Ton fort. »Es geht vielmehr um die technischen Spezifikationen Ihrer Hose. Um ihr antibakterielles und Feuchtigkeit absorbierendes Gewebe. Wir brauchen sie. Jetzt. Sofort.«
Sonja drückte Frank etwas in die Hand. »Wenn Sie so freundlich wären, Herr Hegemann? Sie wissen ja, wo sich die Toiletten befinden. Es wäre wunderbar, wenn Sie sich ein wenig beeilen würden.«
Er blickt irritiert auf den Beutel, als ob er etwas in der Art noch niemals erblickt hätte. »Eine Kotztüte? Also eine Würgtasche, ein Speisack, ein ...«
»Wir haben leider nichts anderes«, unterbrach ihn der Pilot brüsk. »Wenn Sie nun unserer Bitte Folge leisten würden? Jetzt? Augenblicklich?« Borissowitsch wurde allmählich ungeduldig.
»Aber – ich habe nur die eine!«
Sonja strahlte Frank an. »Im Lunar–Hotel gibt es ein paar großartige Shopping-Malls. Auf Kosten des Hauses? Was meinen Sie? Ist das ein Angebot?«

***

»Was ist jetzt?«, zischte Stacy, als Frank mit der Tüte in der Hand lässig an ihr vorbeischlenderte.
»Sie brauchen meine Unterhose«, flüsterte er schulmeisterlich zurück.
»Hä?« Sie richtete sich abrupt in ihrem Sitz auf. »Was wollen die denn mit dem Ding?«
Frank zuckte leger mit den Schultern und setzte seinen Weg zur Toilette fort. Er hatte keine Ahnung und es war ihm auch egal. Wenn die unbedingt seine Wakata wollten – von ihm aus! Und Stacy würde spätestens dann die Klappe halten, wenn sie erfahren würde, dass sie dadurch einen Freischein zum Shoppen erhielt. Ab diesem Zeitpunkt wäre sein Urlaub gerettet. Sie würde ihm nichts mehr abschlagen können.
Er schloss die Tür zu den Örtlichkeiten hinter sich, vergewisserte sich mehrmals, dass sie auch wirklich verriegelt war, und begann sich auszuziehen.

***

»Glaubst du, dass es funktioniert, Vitali?« Sonja legte besorgt die Stirn in Falten und ihre Nase kräuselte sich ein wenig.
»Kannst du mir eine Alternative nennen?«
»Wir könnten umkehren«, schlug die Hostess unsicher vor.
Vitali Borissowitsch starrte sie an. »Das ist nicht dein Ernst«, quetschte er zwischen den Lippen hervor. »Das ist ein geschichtsträchtiger Flug!«
Fragonard nickte heftig mit dem Kopf. »Ce serait une catastrophe!«, bekräftigte er.
»Denk an den Imageschaden! Die Verluste an der Börse! проклятие! Wir können verflixt noch mal nicht umdrehen, sondern müssen das Problem selbst lösen! Diese Unterhose ist ...«, er überlegte wieder, »das gebärende Allwetterhuhn«, beendete er dann den Satz. »Das spezielle Gewebe absorbiert Wasser, ist antibakteriell, wärmt und trocknet rasch und ist außerdem antistatisch und feuerfest. Wir haben momentan nichts Vergleichbares an Bord. Wir können wirklich froh sein, dass einer unserer Fluggäste dieses vorsintflutliche Ding trägt. Ich meine – wer will denn so was anziehen? Freiwillig? Womöglich tagelang?«
»Es heißt ›eierlegende Wollmilchsau‹«, verbesserte ihn Sonja dozierend. »Und ja – vielleicht haben wir wirklich Glück. Okay. Du bist der Spezialist. Ich bin nur die Saftschubse im All.«
Es klopfte leise an die Tür.
»Das wird er sein. Wenn du die Wakata in Empfang genommen hast, begleitest du ihn wieder an seinen Sitz, gießt ihm einen Gin ein und beantwortest alle seine Fragen mit einer Gegenfrage.« Borissowitsch strich ihr über die Wange. »Alles klar, красавица, meine Schöne? Das kannst du doch, nicht?« Beruhigend fügte er hinzu. »Wir bekommen die fehlerhafte Dichtung schon gestopft.«
Sonja seufzte. »Das hoffe ich, Vitali. Ich habe keine Lust auf diese klobigen Raumanzüge und erst recht nicht auf das, was sonst noch passieren könnte.«
Der Pilot wollte gerade zu einer belehrenden Erwiderung ansetzen, aber die Hostess legte ihm sanft die Finger auf die Lippen. »Nein, mein Schöner, das will ich alles gar nicht wissen.«

Fragonard seufzte. »L'amour.«

***

Frank schloss die Augen. Seit er Sonja die Unterhose übergeben hatte und zu seinem Sitzplatz zurückgekehrt war, löcherte ihn Stacy mit Fragen, die er nicht beantworten konnte. Zuerst hatte sie damit die Hostess belästigt, die – rhetorisch erstaunlich versiert – eloquent jeder Antwort pfeilgerade aus dem Weg gegangen war, bis Stacy schließlich entnervt das Handtuch geworfen hatte.
»Warum gehst du nicht vor und schaust mal nach, was die so treiben?« Stacy stieß ihn unsanft mit dem Ellenbogen in die Seite. »Die kennen dich doch jetzt.«
Sonja hatte sich seit einer halben Stunde nicht mehr blicken lassen. Es gab keine Durchsagen mehr, stattdessen zeigte das Display vor ihnen einen vierzig Jahre alten Streifen – ›Gravity‹ – ein Fauxpas, den Frank dem Durcheinander zuschrieb, welches seiner Meinung nach gerade in den Köpfen der Verantwortlichen im Cockpit herrschte, denn Sandra Bullock flog panisch, alleine und hilflos durchs All und es schien keine Hoffnung mehr für sie zu geben.
Borissowitsch hatte von »technischen Spezifikationen« gesprochen und sein Anliegen mit einer Dringlichkeit vorgetragen, die keine Widerrede geduldet hatte.
Sie hatten einen Notfall. Ganz klar. Aber welchen? Und wie schlimm war er? Würde er sich Sandra Bullock anschließen müssen? Wie ein Satellit durchs All trudeln? Irgendwann einmal auf seiner Umlaufbahn um die Trümmer der ***Wernher von Braun*** Stacy begegnen? Vielleicht so alle zwei Monate?
»Wie lange fliegen wir denn noch?«, fragte er seine Freundin leicht nervös.
»Warum?« Sie sah ihn forschend an. »Du ahnst doch was? Gib's zu!«
»Nein!«, wehrte er ab. »Ich will nur wissen, wann wir da sind.«
»Sprich mit mir!«
»Ich weiß nichts, verdammt! Sie haben mir nichts gesagt!«
»Die können doch nicht von dir verlangen, die einzige Unterhose, die

du auf diese Reise mitgenommen hast, auszuziehen und dir dann nichts sagen? Wie sitzt es sich denn eigentlich so ohne?«
Frank ignorierte die letzte Frage. Es zwickte wie die Hölle. Stattdessen antwortete er: »Wir bekommen einen Einkaufsgutschein.«
»Soll das ein Witz sein?« Sie riss die Augen empört auf. »Ein popeliger Gutschein für ...«
»Du darfst dir alles kaufen, was du willst. Die zahlen alles. ALLES.« Er konnte den Triumph in seiner Stimme nicht unterdrücken.
Eine Weile war es still. Stacy schien ins Nichts zu starren, aber Frank wusste, dass es in ihrem Kopf ratterte wie in einem Glücksspielautomaten.
»Du machst Witze. Alles?«, hakte sie nach.
»Alles, was du willst, Schatz.«

***

»Liebe Frau Barth«, Vitali Borissowitschs hellblaue Augen fixierten Stacy, die unter seinem Blick zu zerfließen schien wie ein Sahnetörtchen in der prallen Sonne. »Geschätzter Herr Hegemann«, fuhr er weiter fort und hob sein Glas. »Darf ich Sie herzlich willkommen heißen und Ihnen für den Einsatz nochmals im Namen von ***Galactic Explorer*** danken? Und Ihnen Frank«, er sah kurz zu ihm, drehte sich dann aber mit einem Blick, der Frank ein wenig zu vertraulich vorkam, Stacy zu, »zusätzlich zu Ihrer nicht nur bildhübschen, sondern auch voller Empathie steckenden Gefährtin gratulieren, die Ihnen in den bangen fünfunddreißig Minuten wacker zur Seite stand und Trost spendete?«
»L'amour«, seufzte Fragonard erneut.
Frank unterdrückte nur mühsam ein Husten und quittierte Stacys Fußtritt unter dem Tisch mit einem verzweifelten Lächeln. »Danke – Vitali«, quetschte er unter großer Anstrengung hervor.
»Während wir alle um unser Leben bangten, hielt ihre Lebensbegleiterin zu Ihnen – so soll es sein!«, bekräftigte Borissowitsch ein weiteres Mal, während Stacy ihn mit offenem Mund anhimmelte.
Frank schluckte die Bemerkung, dass alle anderen im Passagierraum – außer Sandra Bullock – schließlich geschlummert und nichts von der

Krise mitbekommen hatten, hinunter und nickte stattdessen fleißig. Er war lebend hier angekommen, alles andere war ihm momentan schnurz.

»Hört! Hört!«, sagte Sonja laut und schenkte Stacy ein übertrieben breites Lächeln.

Sie saßen in der luxuriös ausgestatteten Piloten-Lounge des Lunar-Hilton-Komplexes und es schien, als könne der Tisch vor ihnen die kulinarischen Köstlichkeiten soeben noch tragen, ohne dabei zusammenzubrechen. Der Chefpilot hatte vor ein paar Minuten den zweiten Nemiroff geöffnet und inzwischen den siebten Trinkspruch ausgesprochen. Die Wodka-Flasche war schon wieder fast leer und Frank bemühte sich, jedes Mal bloß zu nippen, während Borissowitsch sein Glas immer wieder aufs Neue an die Lippen setzte und den Inhalt hinunterstürzte.

Frank schwieg eine Weile. Er mochte sich nicht ausdenken, dass sie sich vor ein paar Stunden tatsächlich alle in akuter Lebensgefahr befunden hatten. Wegen einer maroden Dichtung! Das musste man sich einmal vorstellen! Was war das eigentlich für ein Touristenraumschiff, das Macken hatte wie eine altmodische Waschmaschine? Allein bei dem Gedanken an den bevorstehenden Rückflug stellten sich sämtliche Härchen auf seinen Unterarmen auf.

Er erhob jedoch tapfer sein Glas. »Einen Toast!«, sagte er und räusperte sich. »Auf Koichi Wakata, ohne dessen Einsatz im All vor vierundvierzig Jahren wir hier nicht zusammensitzen würden! Auf seine Unterhose!«

Auch die restlichen Gäste reckten ihre Gläser in die Höhe.

»Auf Ihre ***neue*** Unterhose, Frank!«, sagte Sonja und blinzelte ihm verschwörerisch zu.

Kurzvita

Regine Bott

In der Hauptstadt des Schwabenlandes vor fast einem halben Jahrhundert geboren.

Studium der Kunstgeschichte, der Literaturwissenschaften und der Anglistik. Parallel dazu als »Mädchen für alles« in einer Buchhandlung angestellt. Nach dieser erfreulichen Erfahrung fast zwanzig Jahre lang als festangestellte Medienlektorin beschäftigt und aktuell selbstständig und glücklich als Lektorin und Autorin unterwegs.

Veröffentlicht zusammen mit dem Autorenteam »Die Neunundneunziger Wortschmiede« das Pulp-Serial »Moloch«, das demnächst in die achte Runde geht.

Mitglied im BVjA und dort zuständig für die Stammtischtreffen der Autoren und Autorinnen für den Raum Stuttgart.

Liest (fast) alles, hat aber seit frühester Jugend eine Vorliebe für die SF, woran nicht zuletzt das Perry Rhodan-Lager und die ZBV-Sammlung väterlicherseits und der Mark Brandis-Bestand der örtlichen, leider schon lange nicht mehr existierenden Stadtbücherei in einem Vorort Stuttgarts schuld sind.

Autoreninfos über: https://www.autorenwelt.de/users/wortschmiede

Solo-Veröffentlichungen:

- »Absprung«, in: Der Geschmack des verlorenen Glücks, Hrsg: Maria Zaffarana, 2014
- »Vogelfrei«, in: Psychonymous – Vergeltung, chiliverlag, 2015
- »Der Nostalgologen-Kongress« in »Der City-Cleaner«, BoD Norderstedt, 2015
- »Wakey, wakey«, Likeriki, Wake App GmbH, Datum der Ausstrahlung 31.10.2015
- »Hygienevorschriften«, Likeriki, Wake App GmbH, Datum der Ausstrahlung: 29.04.2016
- »Die Käfigtür«, Likeriki, Wake App GmbH, Datum der Ausstrahlung: 31.10.2016
- »Die verkannte Gabe des Mr. Plummer«, in der gleichnamigen Anthologie des ModernPhantastik Verlags, Veröffentlichung voraussichtlich 2016

Das Geheimnis von EO

Valerie Gaber

„Es ist Sperrgebiet," faucht Krelo und donnert den Krug auf den Tisch, es ist so laut, dass sich die anderen Bargäste nach ihnen umsehen. Das Licht ist schummrig, die Luft rauchverhangen, trotzdem kann man die gelben Augen von Krelos Begleitung leuchten sehen. Er kennt dieses Leuchten, es bedeutet, dass die Entscheidung schon getroffen wurde, dass sie nur noch wartete, dass er einknickte und nachgab. „Tira, wir haben schon viel Dummes gemacht, aber das... Es ist unmöglich. Sie haben Wachen dort. Ein Schild. Laser und was weiß ich, was sie noch dort angebracht haben, um dieses Geheimnis zu bewahren," zischt er nun und versucht, an ihre Vernunft

zu appellieren, aber sie grinst nur. Ein Grinsen, das ihre weißen, spitzen Zähne entblößt. „Aber mein Liebster," gurrt Tira und entlockt ihrem Freund ein ergebenes Seufzen. Sie beugt sich vor, die Ellenbogen auf dem Tisch, ihr spitzes Kinn auf ihre Hände gestützt. Ihre scharfen Krallen leuchten rot und es glitzert jeweils ein Stein auf ihnen. „Bist du nicht neugierig, was sie dort verbergen? Es wäre so ein fantastisches Abenteuer," haucht sie. Krelo beobachtet, wie ihre roten Lippen die Worte formen, wie die Schnurrbarthaare im Takt mitschwingen. Ihre kleinen, roten Ohren zucken dabei. Ihr langes Haar trägt sie zu einem Zopf zusammengebunden. Jeder, der die Galaxis bereist, kennt die rote Katze und ihre Geschichten. „Tira," setzt Krelo noch einmal an. Er ist von Anfang an dabei gewesen. Als sie vor fünf Jahren, mit nur 17 Jahren, aus dem behüteten Zuhause der Legion floh, ein Schiff stahl, direkt vor den Augen der Wachen, direkt aus ihrem Hafen, war er an ihrer Seite gewesen. Als sie beschloss, die Jupiterringe zu durchfliegen, um die Goldminen zu erforschen, war er an ihrer Seite. Bei jeder noch so wahnwitzigen Idee, bei jeder Verrücktheit. Dabei weiß er eines ganz genau: Ihr geht es nicht um die Schätze, die sie mitnehmen, nicht um Gold, Edelsteine oder teure Rohstoffe. Es geht Tira vor allem um das Abenteuer, um die Orte, die sie entdecken, die Menschen, die sie treffen, den Nervenkitzel, den jede Reise, alles Verbotene mit sich bringt. Doch er ist ihr Freund und Freunde beschützen einander, also muss er sie aufhalten. Das hat Krelo noch nie versucht, war sich nicht sicher, ob das überhaupt möglich war, aber diesmal will er es versuchen. „Ich gehe mit dir überall hin, das weißt du, Kätzchen, aber nicht zu E0," sagt er schließlich und versucht ihrem Blick standzuhalten. Schließlich seufzt Tira und steht auf. Ihr Schwanz schwingt mit jedem Schritt mit, verstärkt den Eindruck ihrer wiegenden Hüften. Die Katze kommt zu Krelo und streicht mit ihren langen Krallen durch sein schwarzes Haar. Schauer laufen seinen Rücken hinunter. Dann schlingt sie ihre Arme um seinen Hals, bringt ihren Mund nah an sein Ohr und flüstert: „Bitte, Krelo, ich will es sehen und ich weiß, du willst mich nicht alleine gehen lassen. Bitte." Beim letzten Bitte streifen ihre Lippen seine Haut und senden Hitze durch seinen Körper. „Du bösartige Katze, was kann ein Mensch schon gegen dich ausrichten," seufzt er schließlich. Tira streichelt seine Wange und lächelt liebevoll. Sie ist froh, dass er mitkommt, Krelo gehört zu ihr, er ist ihre bessere Hälfte, er hält ihr den

Rücken frei. Sie würde jeden in der Sekunde töten, der ihm zu nahe kommt, niemand durfte ihm schaden. „Gut, dann fliegen wir nach E0," meint Krelo und nimmt einen großen Schluck. Tira drückt ihm einen Kuss auf die Wange. „Du bist der Beste," flötet sie und setzt sich wieder. Sie müssen die Einzelheiten besprechen, eine Crew anheuern, Proviant kaufen. Es gibt noch viel zu tun, bevor es losgehen kann, aber die rote Katze kann es kaum erwarten, das bestgehütete Geheimnis der Legion aufzudecken.

Am nächsten Tag geht Tira die Brücke ihres Schiffes entlang und sieht sich ihre Crew an. Es sind fünf Leute. Dass sie hier sind, bedeutet schon, dass sie waghalsig und mutig sind, ansonsten hätten sie sich nicht für eine solche Mission gemeldet. Krelo, der einzige Mensch, steht ganz rechts, mit den Armen vor der Brust verschränkt, die anderen beobachtend. „Ein paar Dinge solltet ihr wissen, bevor es losgeht," beginnt Tira und schenkt den Neuankömmlingen ein zähneblitzendes Lächeln. Es ist einschüchternd und schön zugleich. „Wir brechen nicht ab, nie. Es gibt keine Probleme, die nicht behoben werden können. Wenn ihr ein Problem habt, sagt es, wenn ihr versucht zu meutern, töte ich euch. Wenn ich etwas befehle, dann wird das gemacht, verweigert ihr den Gehorsam, töte ich euch. Wir halten uns gegenseitig den Rücken frei. Niemand wird zurückgelassen. Ich wiederhole: NIEMAND wird zurückgelassen." Krelo muss sich ein Grinsen verkneifen. Tira hält immer die gleiche Ansprache, stößt immer die gleichen Drohungen aus, aber es ist noch nie so weit gekommen, dass sie eine davon wahr gemacht hätte. Die rote Katze sieht sich erneut jeden ihrer Leute an. Es ist ein Marsianer dabei. Prion ist breit gebaut, seine Haut ist krustig und braun, die Augen wie zwei Stück Kohle. Neben ihm steht die schlanke, lange Marenja. Sie sagt, sie kommt von allen Sternen, sie ist wie Tira heute, außerhalb der Legion, ohne Heimat und Familie. Sie glänzt bläulich und schimmert. Die letzten zwei Neuen sind Zwillinge. Brachnér und Brienk, Bruder und Schwester, kommen von einem der Monde des Jupiter, sie sind silbrig und glatt und können ihre Form wandeln. Tira hat schon viele Sternensysteme besucht, viele Völker getroffen, aber am liebsten hat sie ihre Crew aus dem System, in dem sie ihr Abenteuer starten. Die meisten sind Verbrecher, Flüchtige, Räuber, Reisende und Rebellen, die in den Schatten der Legion leben, ihr Dasein in einer Zwischenwelt fristen, halb noch Teil der Legion, weil es kein Entkommen gibt, halb ihr so entfernt,

wie es nur möglich ist.
„Prion und Brienk, ihr geht an die Laser. Brachnér zu den Schilden. Marenja und Krelo zu mir. Leute, wir wollen etwas schaffen, das noch niemand gewagt hat. Fühlt ihr schon die Aufregung," grinst Tira und hüpft ein wenig auf und ab und entlockt den anderen damit ein Lächeln. „Lasst uns unser Bestes geben!" Es folgen Zurufe und Klatschen, dann machen sich alle auf, ihre Plätze einzunehmen.
Tira nimmt im Sessel des Captains Platz, kurz streichelt sie die Lenk-Konsole, eine liebevolle Geste für ihr Schiff, das sie schon durch so viele Abenteuer gebracht hatte und es ist auch eine Glücksgeste, eine Bitte, noch einmal ihr Bestes zu geben. Sie, das Schiff, hieß Persephone und war nachtschwarz gestrichen, mit einer roten Katze, die sich im Sprung befand. Sie starten. Ein Brummen ist zu hören, ein Tuckern. Dann gibt es einen Ruck und sie lösen sich vom Dock und verlassen die Raumstation. „Na komm, Persephone, mein Schatz, auf ein Neues," gurrt Tira in ihrer sanftesten Stimme. Neben ihr lächeln Krelo und Marenja, während sie konzentriert die Knöpfe drücken, um das Schiff bereit zu machen. Bald sind alle soweit und sie starten mit Lichtgeschwindigkeit in ihr nächstes Abenteuer.
Eine Woche später studiert die Gruppe ihre Daten. Sie liegen seit fünf Tagen nicht weit von der Außengrenze des E0 Bereichs und beobachten die Situation. Es gibt Abwehrmechanismen, Schilde und Patrouillen. „Das Schild hat nur sehr schmale Lücken, aber wir könnten hindurch fliegen," schlägt Marenja vor und deutet auf das Hologramm vor ihnen. „Seht ihr, hier und hier," deutet sie und nickt dabei. Die anderen legen den Kopf schief, überlegen. „Da kommt man nicht durch," grunzt schließlich Prion. „Zu schmal," stimmt Brienk zu. Tira bleibt stumm, aber man sieht ihr an, dass sie bald etwas sagen wird, sie ist schon ganz unruhig. „Das Schild kann man nur über die Zentrale abschalten, die ist aber, soweit wir wissen, am Mars angesiedelt und wird bewacht. Wenn wir versuchen, die Sensoren abzuschießen, nehmen uns ihre Laser ins Visier und ihre Wachposten werden auch auf uns aufmerksam und kesseln uns ein, das würde ich gerne vermeiden. Marenja hat Recht, am Besten wir versuchen durch die kleine Lücke da oben zu kommen, ich fliege gut genug und kann steuern, auch bei fast voller Geschwindigkeit, ich würde sagen, ich bin fähig genug, wir können es riskieren. Außerdem:

wenn wir es schaffen und sie uns entdecken sollten, dann können sie uns nicht sofort folgen, ihre Schiffe sind zu groß, sie kommen nicht durch die Lücke, also müssen sie erst das Schild ganz abschalten und wir sind längst versteckt und sicher, bevor sie unsere Fährte aufnehmen...“ Tira klingt so überzeugt und ihre Wangen glühen vor Aufregung, dass die anderen nichts einzuwenden haben, sondern sich von ihrer Laune anstecken lassen. „Dann wird es so gemacht,“ lacht sie und tanzt einmal um alle herum. „Ruht euch aus. Heute Nacht entdecken wir das wieder, was einmal die Erde war,“ flötet sie und umarmt Krelo. Tira braucht den Nervenkitzel, ansonsten langweilt sie sich, aber wenn es los geht, wenn es gefährlich wird, dann beginnt sie vor Energie zu glühen und kann sich nicht ruhig halten. Es herrscht euphorische Stimmung bis es los geht.

Ruhe legt sich über die Mannschaft. Sie beobachten, wie die Erde sich dreht, die Sonnenstrahlen reichen nicht mehr auf die Seite, auf der das Schiff liegt und schließlich ist die eine Hälfte in Dunkelheit gehüllt. „Gut, jetzt legen wir los. Schießt nicht, wenn ihr es nicht müsst, je weniger Aufmerksamkeit wir auf uns ziehen, umso besser. Die Schilde hoch, kurz vor der Lücke runter, dann sind wir schmaler und danach wieder sofort einschalten.“ Tira überlegt kurz, ob noch irgendetwas zu sagen ist. Ihre Crew besteht aus fähigen Personen, sie glaubt daran, dass es funktionieren wird. „Geben wir unser Bestes,“ grinst sie schließlich und strahlt jeden der Fünf an und zwinkert Krelo zu. Kaum zehn Minuten später kommt Persephone brummend zum Leben. „Na gut, Baby, auf zu unserem größten Ritt,“ schnurrt Tira ihrem Schiff zu und startet die Steuerung. Es wird schnell gehen, so oder so. Entweder sie kommen durch und sind damit erstmal in Sicherheit oder aber sie werden entdeckt, dann heißt es Flucht oder Angriff und die rote Katze, das wissen Krelo und die anderen nur zu gut, würde niemals fliehen. 11 Wachposten umrunden E0 in einem perfekt koordiniertem Zeitrhythmus. Das gibt der Persephone und ihrer Besatzung 3.46 Minuten Zeit, aus ihrem Versteck und durch die Lücke im Feld zu kommen. „Bereitet die Motoren vor, wir müssen uns bereit halten,“ knurrt die Katze und bringt Persephone in Position. Sie würde erst schnell auf das Feld zuschießen, um im letzten Moment nach oben zu ziehen, um durch das Feld zu kommen. Marenja hat die Lücke markiert, sie wird rot blinkend auf der Holo-Map angezeigt. „3... 2...,“ beginnt Tira

den Countdown. Das Wachschiff gleitet einige Kilometer von ihnen entfernt vorbei, ein roter Punkt auf der Karte. Sie bleiben unbemerkt. Man spürt, wie die Crew die Luft anhält, alles ist gespannt, selbst der Raum zwischen ihnen. „1...Los!“ Persephone macht einen Ruck nach vorne, ein kurzes Husten, dann rast sie dahin. Zwischen Tiras Augenbrauen ist eine tiefe Falte, ihr ganzer Körper vibriert vor Anstrengung. Deswegen fliegt Krelo mit ihr, wohin sie will, weil er weiß, wenn es darauf ankommt, dann hört sie auf zu scherzen, dann ist sie ganz ihr Schiff, ganz ihre Mission, eine Waffe, ein Wille und sie gibt nie auf. „Noch 500 Meter,“ ruft Marenja über das Brummen. „300!“ Brachnér fährt die Schilde herunter. Prion und Brienk halten die Laser auf Stand-By. „200!“ Auf Krelos Holo-Map werden die Wachschiffe angezeigt. Sie haben noch 1.25 Minuten, um zu verschwinden. „Keine Waffen auf uns gerichtet,“ lässt Brachnér über ihre Ohrhörer die anderen wissen. „100. 50 Meter!“ Im letzten Moment schwenkt Tira das Schiff, richtet es perfekt in einer Schräge aus und sie schlüpfen durch die Lücke. „Volles Tempo,“ knurrt die Katze und Krelo gehorcht. Das nächste Wachschiff passiert die Lücke, das sieht er auf seinem Bildschirm, aber da ist die Persephone schon lange außer Sicht. „Okay, geh auf Gleiten, Krelo,“ flüstert Tira und augenblicklich verstummen die Motoren. „Leute, kommt auf die Brücke, das müsst ihr euch ansehen.“ Krelo sieht zuerst zu seiner Freundin. In ihren gelben Augen spiegelt sich das Blau des Planeten. Auch die anderen staunen über das, was sie sehen, sie sind geschockt. In den Geschichten aus alter Zeit hieß es, die Menschen hätten sich soweit entwickelt, dass sie die Grenzen ihrer Welt und ihres Sonnensystems langsam überschritten hätten, dass sie einfach aus sich heraus gewachsen wären und in diesem Zug hätte sich die Legion gebildet, aber das, was sie nun sahen, das wurde in keiner Geschichte, in keinem Buch erwähnt. Der Planet ist nicht rund, das hatte nur von außen so gewirkt, wahrscheinlich sorgten Projektionen im Schild für diesen Eindruck, vielmehr ist er irgendwie zersplittert, als hätte man einen runden Stein auf den Boden fallen lassen und einige Brocken wären aus ihm heraus gebrochen. Die Splitter der Erde schweben in dem Bereich zwischen ihnen und der Erde. Auf einer Seite ist E0 blau, voller Wasser, aber auf der anderen ist er grau und erloschen. Dort, wo in der Mitte der Erdkern glühen sollte, ist es nur schwarz. Er ist schon lange erloschen. „Sollte sich das nicht drehen,“ fragt Brienk über Krelos Schulter.

Es stimmt, der Planet steht still und starr da. „So wie es aussieht, wird er von etwas im Schild gehalten und bewegt, damit es für alle, die hier vorbeikommen, so aussieht, als würde hinter dem Schild tatsächlich ein Planet versteckt werden und nicht ein... ein...," Krelo fehlen die Worte. Wie soll er das nennen? „Ein Schlachtfeld," hilft Tira grimmig weiter und sie hat Recht.
Vorsichtig nähern sie sich E0 und sehen sich das alles genauer an. Es bleiben keine Zweifel. Dieser Planet wurde zerstört, durch Waffen, wie sie die Legion besitzt. „Sie haben doch nicht... !" Marenja spricht den Satz nicht zu Ende, sondern hält sich die Hand vor dem Mund, sie ist entsetzt, wie alle anderen auch. Sie sind alle aus verschiedenen Gründen vor der Legion geflohen, konnten ihre Grenzen nicht einhalten, fühlten sich eingesperrt, aber das haben sie alle nicht erwartet. Es gab Regeln. Niemand zerstört einfach einen Planeten und nicht den, von dem die Legion stammt. „Außer sie haben die Geschichte umgeschrieben," sinniert Tira, während sie Persephone langsam auf die unbeschädigte Seite der Erde bringt und landet. „Dämon meiner schlaflosen Nächte, wie sagen die Werte," fragt sie Krelo, der die Augen rollt. Es ist ein Versuch, die Stimmung zu heben, die seit der Entdeckung des beschädigten Planeten düster ist. „Keine Atmosphäre. Wir brauchen die Anzüge. Strahlung. Aber abgeschwächt. Unsere Anzüge werden uns schützen. Der Platz... ja, bleiben wir hier stehen." Tira hatte das Schiff unter einem Berg gelandet, dessen Schatten bot Deckung für Persephone. Es dauert nicht lange, in die Anzüge zu schlüpfen. Sie sind hoch elastisch und passen sich jedem Körper an. Der Kopfschutz legt sich nach der Bedienung eines Knopfes an und versorgt seinen Träger durch einen Filter im Stoff mit Sauerstoff. Es sind teure Exemplare, aber Tira hatte sie nach einem ihrer ersten Raubzügen auf einem Schwarzmarkt auf D34 erworben, hatte auf sie bestanden. Draußen rührte sich nichts. Es war seltsam still und unbewegt. Alles ist grau und braun hier, was immer hier gewachsen war, war schon lange verbrannt, vertrocknet und tot. Jeder ihrer Schritte wirbelt Staub auf. Brienk geht in die Hocke und lässt die braune Erde durch ihre Hand rieseln. Es gibt nur wenige Städte der Legion, in denen man Erde findet. Hier sind sie von ihr umgeben. „Zwei Stunden," hören die anderen Tiras Stimme aus dem Ohrhörer. „Dann treffen wir uns hier wieder. Ich will kein Risiko eingehen." Sie teilen sich auf. Prion, Brachnér und Brienk gehen Richtung Meer, während der Rest sich aufmacht,

die Einschussstelle zu untersuchen.
„Verdammter Mist," flucht Tira und schlittert den Abhang hinab. Hier sind die Steine spitz und scharf und brüchig, wie sie jetzt wusste. „Alles okay?" Krelo und Marenja sehen über die Kante zu ihr hinunter. „Ja, ja," knurrt die Katze und geht weiter nach unten. Sie hat etwas entdeckt und will es sich genauer ansehen. „Bleibt ihr da oben und seht euch dort um, vielleicht müsst ihr mich raus ziehen," meint sie schließlich etwas versöhnlicher. Nicht weit von ihr glänzt etwas und sie steuert darauf zu. Sie muss sich hinknien und mit den Händen den Staub wegschaufeln, um es auszugraben, dann aber hat sie es geschafft und hält eine bronzene Platte in den Händen. Sie ist zerbrochen, das Bild abgeschnitten. Zu sehen ist ein kniender Mann, er präsentiert etwas auf einem Tablett. Erst, als Tira mehr Staub abwischt, sieht sie, dass es ein Kopf ist. Sie erkennt noch die Ansätze eines Tisches und Beine von anderen Menschen. Die Bronze glänzt im Licht und obwohl es eine flache Platte ist, wirkt alles sehr plastisch. Vielleicht ist es das Letzte, was von dieser Welt übrig ist, vielleicht hat es keine Bedeutung oder es war einmal bedeutungsvoll, so oder so, Tira nimmt es mit sich. Sie drückt es mit einem Arm an ihre Brust und beginnt den Aufstieg. Krelo und Marenja warten bereits auf sie. Sie haben geschmolzenes Metall gefunden, ein größerer Klumpen sieht aus wie Gold. „Sieht aus, als wäre das eine Ausbeute," grinst Tira, immer noch versucht, die Situation aufzuheitern. Doch sie alle spüren die Leere, die dieser tote Planet ausströmt.
Zwei Stunden später trifft sich die Crew. Auch die anderen haben Dinge gefunden. Getrocknetes Holz, mehr Metall und Knochen, unzählige, wie Brienk mit einem Schütteln berichtet. „Ich habe eine Puppe gefunden und ein Stofftuch," sagt sie und hält es so, dass die anderen es sehen können. Ihnen allen ist bewusst, dass sie hier keinen Reichtum finden, aber darum geht es nicht, das wissen sie. „Wir werden alles mitnehmen und den Leuten erzählen, was wir gesehen haben," meint Tira und drückt Brienks Hand, die leicht zittert. Sie lächelt und drückt die Puppe an sich. Die Sonne wird bald aufgehen, sie müssen hier weg, keiner will länger auf diesem Planeten bleiben, als es sein muss.
„Lasst uns unser Bestes geben," sagt die rote Katze und startet die Motoren.

Kurzvita

Valerie Gaber

Geboren in Wien am 21. Oktober 1991.

Studium: Master Kunstgeschichte, sowie Bachelor Publizistik- und Kommunikationswissenschaften und Theater-, Film- und Medienwissenschaften in Wien.

Bisherige Veröffentlichungen:

journalistische Texte bei „die-frau.at“ sowie ein kunsthistorischer Text für eine private Sammlung.

Praktika: Lektorat im Amalthea Verlag in Wien und als Assistentin Betreuung einer privaten Kunstsammlung.

Homepage: http://valerieloe.blogspot.co.at

PROBETAGE
DANIEL HEROLD

Da war diese Anzeige. Zwei Familien sollten für einen Testlauf in einer Bunkeranlage im Rahmen sozialer Studien einige Wochen verbringen. Warum ein Bunker in Deutschland im 21. Jahrhundert? War die Welt nicht über solche Dinge hinaus? Vielleicht war es lediglich politisches Kalkül. Eine Zusammenarbeit auf Europaebene oder ein Test neuer Sicherheitskonzepte. Adrian war es egal. Er war nicht dabei, um zu urteilen, er brauchte eine Flucht aus seinem Alltag.

Seine und eine andere Bewerberfamilie hatten sich qualifiziert. Aber was hieß

in diesem Fall schon Familie? Gut, die andere Familie schien in der Tat aus dem Bilderbuch oder besser der Werbung zu stammen: strahlender, stolzer Vater, devot blickende Frau und Mutter der zwei Kinder (natürlich ein Sohn und eine Tochter, damit es ausgeglichen ist). Das Zusammenleben würde wohl konfliktreich werden, schoss es Adrian durch den Kopf. Aber eben auch nicht von langer Dauer. Und außerdem war es ja ein Test, ohne Konflikte sollte dieser sicher sowieso nicht ablaufen. Seine angemeldete Familie war eigentlich keine. Nicht nur, dass Kinder völlig fehlten, auch seine „Frau" war lediglich eine Freundin, eher eine Bekannte. Luise hieß sie und es war recht einfach gewesen, sie zum Dabeisein zu überreden. Sie interessierte sich für die Umgebung, das „Science Fiction"-Feeling, den „Geek-Faktor", wie sie sich auszudrücken pflegte. Nun gut, ihm war es gleich, weshalb sie mitmachte, ihr Interesse und Sachverstand konnten sicher von Nutzen sein.

Der Wecker klingelte. Adrian war alles andere als ausgeschlafen, stand aber nach nur einmaligem Gebrauch der Schlummertaste auf. Dann schaltete er die Kaffeemaschine ein und rasierte seinen seit drei Tagen vernachlässigen Bartwuchs. Heute war Fotoshooting. Luise und er brauchten ein „Hochzeitsfoto", das der anderen Familie zur Verfügung gestellt werden sollte. Sie hatten sich allerdings auf ein „Flitterwochenfoto" geeinigt, da Luise kein Brautkleid besaß. Obwohl es seine Idee gewesen war, kam es Adrian nun, kurz vor der Durchführung, doch ziemlich naiv vor. Es war ohnehin erstaunlich, dass sie soweit gekommen waren. Die Verantwortlichen wollten bisher noch nicht mal eine Heiratsurkunde sehen. Hoffentlich würde das so bleiben, diese Nummer hatte keinen doppelten Boden.
Die erste Tasse Kaffee war noch nicht ganz leer, da schellte sein Mobiltelefon. Eine Kurznachricht von Steve, angehender Chirurg und Luises Bruder. Er würde sich um ein paar Minuten verspäten, da er noch etwas Wichtiges im Krankenhaus zu erledigen hatte, versicherte aber, so schnell wie möglich am Treffpunkt zu sein. Steve sollte das Foto machen. Er war also notgedrungen in das Vorhaben eingeweiht. Doch er und Luise verstanden sich gut und Steve empfand auch eine gewisse Freude daran, seiner jüngeren Schwester zu helfen. Nach der zweiten Tasse Kaffee brach Adrian mit seinem Fahrrad zum Treffpunkt auf.

1-9-8-9. Er veränderte zwei der Ziffern an seinem Fahrradschloss und zog zur Probe noch einmal kurz daran. Es war Adrians Geburtsjahr. Da ihm Umzüge seiner Eltern erspart geblieben waren, hatte er sein ganzes Leben in seiner Heimatstadt verbracht. Daher kannte er den kleinen Park gut, in dem das Foto gemacht werden sollte. Studenten hatten sich an diesem sonnigen Tag auf die Rasenflächen gesetzt, da die meisten Bänke bereits bevölkert waren. Ein junger Mann jonglierte mit Keulen. An einer der Parkseiten führte ein gepflasterter Weg zum Bahnhof der Stadt.

Er atmete tief durch. Da stand sie nun. Luise. Seine „Braut". Er fühlte sich leicht unbehaglich, doch konnte er ein Lächeln nicht unterdrücken, als er auf sie zuging.

„Guten Morgen... Liebling!", begrüßte ihn Luise mit einem Zwinkern.

„Ich würde „Schatz" bevorzugen", entgegnete er mit einem breiten Grinsen.

„Tja, fehlt nur noch unser Fotograf."

„Steve hat mir geschrieben, dass er sich ein paar Minuten verspäten wird. Aber er kommt ganz sicher."

„Gut zu wissen, müssen wir zumindest niemanden anquatschen, damit wir zu unserem Foto kommen."

Offenbar hatte sich Luise darüber schon Gedanken gemacht, schoss es Adrian durch den Kopf. Doch Steve war zuverlässig. Wenige Minuten später tauchte er auf und begrüßte beide in bester Laune.

„Tut mir leid, dass ich das Brautpaar habe warten lassen", feixte Steve während er aus einer schwarzen Fototasche eine Digitalkamera hervorholte.

„Wir wollten gerade schon ohne Bild in unsere Flitterwochen aufbrechen!", erwiderte Luise scherzhaft. „Und denk bitte daran, dass man den Bahnhof im Hintergrund gut erkennen kann, damit man uns das mit den Flitterwochen auch abkauft."

Steve war mit den Vorbereitungen fertig. „Kein Problem, stellt euch schon mal hin."

Luise legte einen Arm um Adrian und er tat es ihr nach einem kurzen Zögern gleich. Es war seltsam, sie so nah zu spüren. Noch seltsamer kam ihm allerdings vor, dass sie sich scheinbar keine Gedanken darüber machte.

„So, Achtung, bitte lächeln!", rief Steve ihnen zu. „Hätte nicht gedacht, dass meine Schwester mal vor mir heiraten würde."

Tag X. Die Presse war da, selbstverständlich. Auch ein paar Passanten, die sich wahrscheinlich verirrt hatten, oder den Kameraleuten gefolgt waren. Werbung hierfür gab es nicht. Keine wirkliche Heimlichtuerei, keine verborgene Aktivität, doch wurde bis auf den ausliegenden Werbeflyer vor einigen Wochen kein Aufhebens wegen des Bunkertestlaufs gemacht. Seine Familie war nicht da, obwohl Adrian seiner Mutter am Telefon davon erzählt hatte. Luises Familie war, abgesehen von Steve, auch nicht anwesend. Sie standen zu dritt vor einer kleinen Treppe, die zu einer kleinen Holzbühne hinaufführte. Darauf stand ein einfaches Pult, an dem der Bürgermeister gerade ein paar lobende Worte an die Planer des Bunkers richtete. Die Presse lauschte und fotografierte routiniert, die ersten Journalisten gingen bereits wieder. Wahrscheinlich fehlte eine konkrete Bedrohung, um das Interesse am Bunker zu schüren. So war es wie eine Ausstellungseröffnung ohne Ausstellung. Die „Exponate“ würden gleich hineingehen und dann würde die Tür hinter ihnen verschlossen. In sechs Wochen würde die Tür wieder aufgehen und die beiden Familien herauskommen. Niemand zweifelte am Gelingen des Vorhabens. Er schaute zur gegenüberliegenden Seite der Bühne, an der die andere Familie stand. Im Gegensatz zu ihnen schienen deren Angehörige ein reges Interesse am Abschied und dem Verteilen von Glückwünschen zu haben. Gut zwanzig Personen standen um die vier anderen „Exponate“ herum. Es wurde gelacht und man umarmte sich. Adrian wusste nicht, ob er abgestoßen oder neidisch sein sollte, jedenfalls wollte er das nicht länger als nötig mit ansehen. Als wäre er gehört worden, beendete der Bürgermeister gerade seine Tirade und deutete mit großer Geste auf die beiden Familien zu seiner Linken und Rechten. Kurz darauf wurden sie auf die Bühne gebeten. Hände schütteln, Fotos machen. Das übliche Prozedere. Unter höflichem Klatschen öffnete sich das große, runde Bunkerschott. Ein gewisser Herr Marius Köhne wurde als Fachmann dieser Bunkereinrichtung vorgestellt und gesellte sich zu den beiden Familien. Dann ging es hinein für die vier Mitglieder der Familie Brender, Herrn Köhne sowie Luise und ihn. Steve winkte ihnen gerade noch zu, schon schloss sich geräuschvoll das Bunkerschott.

„Ich bin hier, um Sie mit der Anlage vertraut zu machen“, begann Köhne. „Ich zeige Ihnen, wo sich was befindet, wie die Geräte zu handhaben sind

und, keine Angst, wo Sie alle Anleitungen finden werden, wenn ich nicht mehr bei Ihnen bin.“ Marius Köhne war dunkelblond, hager und etwa Mitte vierzig. Er wirkte auf Adrian zwar nicht sympathisch, aber zumindest kompetent und durch seine energetische Art beim Sprechen motivierend. Es lagen immerhin sechs Wochen Bunkeralltag vor ihnen. Die Führung offenbarte eine pragmatische Konstruktion der Bunkeranlage und einen spartanischen Einrichtungsstil. Mehrere Schlafkojen, ein Versammlungsraum, getrennte Bäder für Männer und Frauen, Versorgungsanlagen für Trinkwasser und Strom, ein Verbrennungsraum für Müll oder zur Dekontamination und ein Lager mit diversen Ersatzteilen. Zumindest erweckten die weißen Wände überall nicht den Eindruck eines Kriegsbunkers aus dem Zweiten Weltkrieg.

„Dies hier“, Köhne zeigte auf ein schwarzes Gerät an einer Wand im Versammlungsraum, „wird Ihnen nicht bekannt sein.“ Sie gingen gemeinsam zu dem Gerät und Köhne berührte einen grauen Punkt an der Oberfläche. Eine grafische Anzeige füllte augenblicklich die ihnen zugewandte Seite, es war ein Touchscreen. „Um Müll zu vermeiden und die Flexibilität zu erhöhen“, fuhr Köhne fort, „haben wir einen 3D-Drucker installiert. Er ist für kleine Gegenstände wie Besteck, einfache Teller oder Becher, ausgelegt. Nach der Benutzung können die gesäuberten Gegenstände direkt mit dem Gerät recycelt werden.“ Köhne drückte auf das Tastenfeld und etwa 30 Sekunden später fiel eine Gabel aus Plastik in das Ausgabefach an der Unterseite. „Wir möchten, dass Sie Ihre Erfahrungen mit dem Gerät machen und die Qualität der gedruckten Gegenstände testen. Außerdem können Sie uns nach dem Test eine Liste mit Gegenständen geben, die allgemein im Bunkeralltag sinnvoll sein könnten. Dann können wir den Drucker verbessern“. Luise blickte zu Adrian, ihr Gesicht zierte ein Lächeln. Dann ging die Besichtigungstour weiter.
„Noch ein letzter Raum, den Sie hoffentlich nicht nutzen müssen.“ Schon am roten Kreuz neben dem Eingang war ersichtlich, worum es sich handelte. „Ein Behandlungsraum für bis zu sechs Personen stationär. Da man bei den Bewohnern des Bunkers nicht davon ausgehen kann, dass ärztlich geschulte Personen darunter sind, wie es bei Ihrer Gruppe ja auch nicht der Fall ist, übernimmt ein Computerprogramm die Diagnose und schlägt Behandlungen sowie Medikamente vor.“ Köhne deutete auf die Behandlungsliegen, die

um einen zentralen Computermonitor angeordnet waren. „Es ist trotzdem immer ein Mensch nötig, um Behandlungen durchzuführen.“ Er lächelte leicht entschuldigend, als würde er einem nicht ausgesprochenen Vorwurf zuvorkommen wollen. „Aber ich persönlich hoffe, dass sie in den kommenden Wochen keinen Bedarf an diesen Dingen haben werden.“ Die Anderen schwiegen.

Die Besichtigung setzte sich noch eine knappe Stunde fort. Köhne erläuterte Details zu den Stromgeneratoren, zu benötigten Ersatzteilen und wo diese zu finden waren, sowie welches System der Beschilderung der Bunkeranlage zugrunde lag. Die Brenders hatten sich zwischenzeitlich mit ihren Kindern in eine Unterkunft zurückgezogen und überließen Luise und Adrian den Rest der Führung. Schließlich standen sie zu dritt vor dem großen Bunkerschott.

„Diese Tür kann durch einen Code von innen geöffnet werden. Sie finden ihn hier.“ Köhne verwies auf eine kleine Plakette an der Seite des Schotts. „Es gibt aber einen weiteren Sicherheitsmechanismus: Die Anlage ist mit Messinstrumenten im Außenbereich verbunden. Bei empfangenen Werten, die Menschen gefährden oder töten könnten, wird sich das Schott nicht öffnen.“ Köhne gab den Code in ein kleines Tastenfeld ein und das metallene Tor glitt langsam zur Seite. „Eine letzte Sache noch. Dies ist ein Funkgerät für Notfälle, nur für diesen Testlauf“. Er hielt Adrian ein etwa handgroßes, schwarzes Gerät entgegen. „Wirklich nur für absolute Notfälle. Sie erreichen damit eine Außenstation, um Hilfe anzufordern. Sollten Sie davon Gebrauch machen, ist der Test allerdings sofort beendet. Versuchen Sie also bei kleinen Zwischenfällen auf die Feuerlöscher und die Erste-Hilfe-Station zurückzugreifen. Dies käme dem Test zugute.“ Köhne machte eine Pause. „Das wär‘s. Sofern es keine Fragen gibt, würde ich nun hinausgehen und das Schott von außen wieder schließen. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg in den nächsten Wochen.“
Es gab keine Fragen.
Später schlenderte Adrian durch die Anlage, um sich mit der Umgebung weiter vertraut zu machen, als er auf Luise am 3D-Drucker traf.
„Das hier ist fan-tas-tisch! Du musst Dir mal die Qualität der Löffel ansehen!“, empfing sie ihn euphorisch. Auf dem Boden lag ein kleiner Haufen mit Essbesteck. „Ich kann es kaum erwarten, mir die Behandlungstische vorzu-

nehmen.“ Sie schaute ihn mit großen Augen an und schien überglücklich zu sein. Er konnte sich nicht erinnern, jemals in solche Augen geblickt zu haben. „Danke.“, sagte sie fast tonlos und umarmte ihn. Er erwiderte die Umarmung und genoss, wenn auch über sich selbst erstaunt, ihre Nähe. „Nein, hey, ich habe Dir zu danken.“ Luise sprang wie in ihrer eigenen Welt zu den Behandlungstischen.

Den ersten Tag verbrachten die neuen Einwohner des Bunkers damit, sich in ihrer ungewohnten Umgebung einzurichten. Da die Anlage gerade mal zur Hälfte belegt war, vereinbarten die beiden Familien, dass sie Quartiere mit einigem Abstand bezogen. Damit war für etwas Privatsphäre gesorgt. Adrian und Luise bezogen keine gemeinsame Schlafkoje, sondern sie richteten sich in zwei nebeneinanderliegenden ein. Die Schlafkojen selbst waren eigentlich schon kleine Zimmer mit eigener Tür. Das Bett wurde hoch- oder heruntergeklappt und diente auch als Sitzgelegenheit. Ansonsten bestand die Einrichtung jeder Koje aus einem Regal und einer Kommunikationsanlage mit einem Touchscreen, über den sich auch das spärliche Unterhaltungsprogramm aufrufen ließ, welches aus etwa einem Dutzend PDF-Dateien mehr oder minder bekannter Romane bestand. Mit dieser Kommunikationsanlage konnte man, wie bei einem Telefon, mit anderen Zimmern in Kontakt treten. Selbst der Versammlungsraum war auf diese Weise erreichbar. Luise und er hatten sich jedoch darauf geeinigt, sich mit Klopfzeichen bemerkbar zu machen, schließlich trennte beide nur eine Wand.
Adrian war eine Weile umhergegangen und hatte über die Zweckmäßigkeit der Bunkeranlage nachgedacht. Zwar schien an alles Nötige gedacht worden zu sein, doch fühlte er sich unwohl. Er fragte sich bereits, ob es vielleicht erste Anzeichen einer Klaustrophobie sein könnten, schließlich war diese Umgebung auch für ihn ungewohnt. Er wollte gerade mit seiner Hand Klopfzeichen geben, um Luise zu fragen, wie sie sich fühlte, als plötzlich ein lautes Weinen zu hören war. Es folgten ein paar laute, harsche Worte von Herrn Brender, dann setzte das Weinen wieder ein. Er ging nach draußen. Luise spähte mit dem Kopf aus ihrer Tür und sah ihn fragend an. Sie gingen gemeinsam zum Versammlungsraum, da die Stimmen aus dieser Richtung kamen.
„Karin, Du sollst auf mich hören!“, Herr Brender saß mit seiner Familie an einem Tisch und sprach wütend auf seine Tochter ein: „Wir müssen uns eben

umgewöhnen. Wir alle!“
Frau Brender erblickte Adrian und Luise und sah sie entschuldigend an.
„Tut uns leid, dass wir Sie gestört haben“, sagte sie.
„Was gibt es denn für ein Problem?“, fragte Luise.
Herr Brender ergriff das Wort: „Es ist das Essen. Mir schmeckt es ja auch nicht, aber Karin hier hat sich entschlossen, wohl in eine Art Hungerstreik zu treten!“ Das Essen aus dem Versorgungsautomaten war eine Paste in unterschiedlichen Geschmacksrichtungen. Adrian hatte bereits zwei dieser Variationen getestet und war von keiner besonders angetan. Für ein paar Wochen würde es wohl gehen. Trotzdem konnte er die übertriebene Reaktion Karins nachvollziehen. Wie sollte ein Kind auch begreifen, dass es eigentlich grundlos für einige Wochen auf die gewohnte Nahrungsvielfalt verzichten muss. Luise schien ähnlich zu denken und sagte an Karin gewandt: „Wie wäre es mit einem Müsliriegel? Ich hab‘ noch welche übrig, weil ich mir auch dachte, dass das Essen hier sicher eine Zumutung wird.“ Karin saß mit verschränkten Armen da und blickte nicht auf.
„Die Geschmacksrichtung ist Schoko.“, ergänzte Luise. Das Kind neigte leicht den Kopf.
„Na gut.“, sagte Karin schließlich.
„Toll! Ich hole sie gleich her!“, Luise lächelte Karin an und lief zu ihrem Quartier, um kurz darauf mit zwei Müsliriegeln in der Hand zurück zu sein. Karin griff dankbar zu. Auch der Sohn der Brenders wollte nun einen Riegel probieren. Mit einem Augenzwinkern setze sich Luise neben Adrian. Die Brenders schienen erleichtert und dankbar.
„Sie haben erst vor kurzem geheiratet?“ Frau Brenders Frage ließ Adrian das Blut in den Kopf schießen und er fürchtete, rot zu werden.
„Ja, gerade erst aus den Flitterwochen zurück!“, rettete Luise ihn.
Adrian lächelte und ergänzte: „Und wir haben noch mal sechs Wochen Bunkerurlaub drangehängt.“ Die Anderen lachten kurz auf und Herr Brender sagte: „Ich bin Karl, und das ist meine Frau Cindy. Karin habt ihr ja schon von ihrer entzückenden Seite kennengelernt, unser Sohn hier heißt Markus.“ Sie stellten einander vor und gaben sich die Hände. Alle waren froh darüber, dass das Eis gebrochen war.
Es war in der dritten Woche. Man hatte sich mangels Alternativen zwangs-

läufig an das minderwertige Essen gewöhnt. Auch der einsetzenden Langeweile konnte mit einer Runde „Mensch ärgere Dich nicht!“ begegnet werden, das die Brenders eigentlich für ihre Kinder mitgebracht hatten.
Adrian war gerade dabei, zusammen mit Luise die Medikamentenvorräte nach Schlaftabletten zu durchsuchen, da ihnen der natürliche Tag-Nacht-Rhythmus fehlte und das Einschlafen daher zu einer Tortur wurde, als sich das Walkie-Talkie mit einem lauten Knacken einschaltete. Luise und er blickten sich erschrocken an. Erst war es nur ein starkes Rauschen, dann plötzlich Worte: „Es... es ist etwas passiert.“ Er glaubte die Stimme von Herrn Köhne zu erkennen. „Ihr solltet...“, ein Geräusch war im Hintergrund zu hören und Köhne sprach schneller: „Es tut mir leid. Viel Glück!“ Dann schaltete sich das Walkie-Talkie ab. Nach einem ratlosen Blick zu Luise stürzte Adrian zum Walkie-Talkie: „Hallo? Herr Köhne? Sind sie da?“ Er ließ die Sprechtaste los und hoffte auf eine Antwort. Es kam keine. „Herr Köhne? Bitte antworten Sie!“, versuchte er es ein zweites Mal. Auch diesmal blieb der Lautsprecher stumm.
Luise hatte sich nach der ersten Schrecksekunde etwas beruhigt. „Wahrscheinlich einer ihrer Tests“, meinte sie: „Sie wollen lediglich rausfinden, wie wir uns verhalten.“
Er schaute zu Luise. „Wahrscheinlich hast Du recht. Das Walkie-Talkie nehme ich aber erstmal an mich, vielleicht wollen sie mit uns reden.“
Adrian wollte gerade in seine Koje gehen, da sah er Cindy in der Tür stehen. Mit kreideweißem Gesicht schaute sie erst ihn und dann Luise an. Offenbar hatte sie alles mitgehört.
„Was... war das?“, sie war sichtlich nervös.
„Cindy, mach dir keine Sorgen.“, sagte Adrian, „Ich hatte mich schon gefragt, wann der erste Test kommt. Das Spiel hat wohl begonnen.“
Luise lächelte sogar ein bisschen, sie beruhigte dieser Gedanke wohl auch. Cindy entspannte sich und ihr Gesicht bekam wieder etwas Farbe. Dann sagte sie: „Wir sollten es Karl erzählen.“

An diesem Tag meldete sich das Walkie-Talkie nicht mehr. Sie einigten sich auf einen Bereitschaftsplan, damit das Walkie-Talkie immer in der Nähe von jemandem war, falls es sich wieder aktivieren sollte. So vergingen ein paar Tage. Adrians Theorie war noch immer, dass es wohl darum ging, die psychi-

schen Auswirkungen einer solchen Verunsicherung unter den Bewohnern des Bunkers zu beobachten. Zu diesem Zweck müsste es allerdings Minikameras in den Räumen geben, denn sonst wäre keine Beobachtung möglich. Er hatte daher seine Koje und, als er einmal allein war, den Versammlungsraum abgesucht – ohne Erfolg. Entweder waren die Kameras kleiner und besser versteckt, als er erwartete, oder er musste seine Theorie überdenken. Luise lenkte sich mit den technischen Gerätschaften der Anlage ab und hatte sogar einen Weg gefunden, kleine Figuren vom 3D-Drucker herstellen zu lassen. Damit konnte sie das tägliche „Mensch ärgere Dich nicht!"– Spiel bereichern, da sich ein jeder spezielle Figuren drucken ließ. Trotzdem sank die Stimmung spürbar von Tag zu Tag. Vor allem die Kinder der Brenders quengelten immer mehr. Adrian konnte sie verstehen. Schon für die Erwachsenen war es eine Zerreißprobe, für Kinder musste die Situation aber noch viel unverständlicher sein. Cindy und ihr Mann stritten sich immer mehr, weshalb Cindy häufiger die Nähe von Luise und ihm aufsuchte.

Nach etwa einer weiteren Woche verschlechterte sich der Gesundheitszustand von Markus, dem Sohn der Brenders. Er hatte heftiges Fieber mit Schüttelfrost bekommen. Zwar konnte Luise zum ersten Mal die Behandlungsliegen testen, doch war das Ergebnis recht ernüchternd: Die Diagnose lautete „Fieber" und ein paar Schmerztabletten sowie Vitaminpräparate waren alles, was sich den Medizinschränken entnehmen ließ. Stärkere Medikamente oder gar Antibiotika waren nicht zu finden. Daher einigten sie sich darauf, es mit dem Walkie-Talkie zu versuchen. „Wir haben einen medizinischen Notfall! Wir benötigen Medikamente! Kann mich jemand hören?", versuchte es Karl zum wiederholten Male an diesem Tag. Fast wollte er das Walkie-Talkie schon in eine Ecke werfen, besann sich dann aber eines Besseren.

Sie standen alle im Behandlungsraum, der kleine Markus lag apathisch auf einer Liege. Die Krankheit hatte ihn sichtlich geschwächt. Noch immer hatte das Diagnosemodul nur leichte Medikamente zur Verfügung gestellt. „Vielleicht ist es eine Allergie.", vermutete Luise. Cindy schüttelte den Kopf. „Es ist egal, WAS es ist!", wetterte Karl, „Sie hatten gesagt, dass wir im Notfall des Funkgerät benutzen sollen! Das tun wir verflucht noch mal!" Dem blieb kaum etwas hinzuzufügen. Luise schaute Adrian an und er hatte das Gefühl, sie hätten beide denselben Gedanken. „Es gibt noch eine weitere Möglichkeit,

das Experiment abzubrechen“, begann er und Karl schaute ihn ungeduldig an. „Wir können das Schott selbst öffnen. Köhne zeigte es uns am Ende seiner Führung.“ Karl schien eine aufkommende Wut zu unterdrücken, blieb aber pragmatisch. „Dann tun wir das!“, war alles, was er dazu sagte.

Sie standen zu dritt vor dem Schott: Karl, Luise und Adrian. Cindy hatte ihren Sohn in die Unterkunft gebracht und wollte beginnen, die Sachen zu packen.
Adrian gab den Code von der Plakette ein. Nichts passierte. Er wiederholte die Eingabe und meinte schon die Bolzen zu hören, die aus dem Metall gezogen wurden. Doch dem war nicht so. Stattdessen leuchtete ein rotes Licht über dem Schott auf. „Was zum...“, setzte er an, wurde aber von einer computergenerierten Stimme aus einem knarzenden Lautsprecher unterbrochen: „Verweigert. Außenumgebung kritisch.“ Die Ansage wiederholte sich noch einmal. Karl starrte Adrian an.
„Ich weiß auch nicht. Bei Köhne klappte es!“, versuchte er sich zu verteidigen.
„Öffnen Sie das Schott!“, befahl Karl. Adrian versuchte es noch einmal.
„Verweigert. Außenumgebung kritisch“, tönte die Stimme.
Karl hämmerte ein paarmal auf das Schott ein: „Verdammtes Ding!“, dann kraftloser: „Was bedeutet eigentlich „Außenumgebung kritisch“?“
Luise antwortete nach kurzem Überlegen: „Eine Sicherheitsmaßnahme. Sie soll die Bunkereinwohner davor schützen, den Bunker zu verlassen, wenn draußen...“
Karl fiel ihr ins Wort: „Wenn draußen was? Die Umgebung kritisch ist? Was soll der Blödsinn? Wir haben hier DRINNEN eine kritische Situation!“
Luise dachte nach, schließlich sagte sie: „Vielleicht ist die Tür blockiert? Ein Gesteinsbrocken womöglich.“
Karl schien nicht überzeugt zu sein. Sie schweigen eine Weile.
„Köhne hat uns am Walkie-Talkie damals viel Glück gewünscht. Also irgendwas IST passiert“, überlegte Adrian laut. Dann fügte er hinzu: „Jedenfalls kommen wir auf diesem Weg nicht aus dem Bunker.“

Es gab auch keinen anderen Weg aus der Bunkeranlage. Und fünf Tage nach ihrem Versuch am Schott starb Markus. Er war eingeschlafen und wachte am nächsten Tag nicht mehr auf. Auch Cindys Schreie halfen nicht. Karl lief daraufhin wütend durch die Anlage, schlug an Wände und fluchte ohne Unterlass.

Schließlich brach er erschöpft und weinend neben dem Schott zusammen.
Luise versuchte, Cindy und Karin mit ihrem Beistand zu trösten und Adrian versuchte wiederum, Luise und sich selbst zu trösten. Sie saß neben ihm in seiner Koje und versuchte gerade, sich nach einem weiteren Besuch bei den Brenders zu beruhigen.
„Sie werden uns in zwei Wochen nicht rausholen.“, sagte Luise.
Er nickte zögerlich: „Ich glaube auch nicht daran.“
„Hast Du darüber nachgedacht, was passiert sein könnte?“
„Es ist vollkommen egal, was passiert ist. Wenn uns der Bunker nicht herauslässt, sitzen wir hier fest.“ Sein Pragmatismus überraschte ihn selbst. Nach einer kurzen Pause ergänzte er: „Entschuldige, aber ich bin auch von der Situation überfordert.“ Luise senkte den Blick und lehnte sich mit dem Kopf an die Wand zu ihrer Linken.
„Ich frage mich gerade, ob wir nicht vielleicht froh sein sollten. Wer weiß, wie es um meine Familie steht?“
Er drehte sich zu ihr: „Hey, Du denkst doch nicht an den Weltuntergang, oder?“ Er wollte es ironisch klingen lassen. Luise schwieg, ohne seinen Blick zu erwidern. Er legte ihr eine Hand auf die Schulter und sagte: „Ich glaube eher, dass etwas mit dem Bunker und den Systemen, der Elektronik oder so, schiefgelaufen ist. Es wird nur eine Weile dauern, bis sie‘s gelöst haben.“
Luise schaute ihn an: „Köhne sagte „Viel Glück“. Das klingt nicht gerade so, als würden sie Einfluss auf die Sache haben.“ Hierauf fiel Adrian nichts ein, was er hätte erwidern können. Nach einer Weile fuhr Luise fort: „Jedenfalls geht es uns besser als den Brenders.“ Sie legte eine Hand auf seine. „Die wissen gar nicht, was sie denken sollen. Cindy jedenfalls weiß nicht, ob sie mehr wütend oder traurig sein soll. Karl geht es kaum anders, nur ist er lauter... Und Karin versteht gar nichts mehr...“
Er sah, wie sie um ihre Fassung kämpfte und zog sie sacht an sich. Dann entlud sich Luises Stimmung in Tränen, die sein Hemd aufweichten. Er hielt sie in seinen Armen und streichelte ihr zärtlich über den Rücken. Er hatte plötzlich das Gefühl, dass der Bunker sie alle erdrückte und das Atmen fiel ihm schwer.

Adrian hatte die Aufgabe bekommen, Markus zu bestatten. Eine Feuerbestat-

tung in der Müllverbrennungsanlage. Als er die Flammen durch das kleine Sichtfenster auflodern sah, die mit ihrer teilnahmslosen Unbarmherzigkeit alles verzehrten, lief ihm ein Schauer über den Rücken. Sah so ihr Ende aus? Nach und nach dem Feuer überlassen? Mit den vorhandenen Medikamenten jedenfalls ließen sich schwere Krankheiten wohl nicht behandeln. Wenigstens ging ihnen nicht die Nahrung aus, solange noch genug Paste durch den Synthetisierer erzeugt werden konnte. Aber sollte er sich darüber freuen?

Nichts passierte am Tag der Öffnung, dem Ende des Experiments. Da keiner wusste, wann genau sich die Pforte öffnen könnte, hatten sie vereinbart, dass abwechselnd jemand an der Schleuse wartete. Es war reine Farce, niemand glaubte daran. Seit Wochen gab es auch keinen versuchten Funkkontakt. Ihnen wurde allmählich bewusst, was sich keiner vorstellen wollte: Sie waren auf sich gestellt. Im Bunker. Auf unbestimmte Zeit.
Der Tod von Markus überschattete alles. Die Brenders zogen sich zurück, Luise wurde von Tag zu Tag depressiver und hatte, wie sie ihm sagte, als sie ein weiteres Mal in seinen Armen lag, auch keine Kraft mehr, um Cindy und Karin bei Laune zu halten. So blieb auch Adrian nur der Rückzug in sich selbst. Aber er hatte das Gefühl, dass dies kein Ausweg sei, sondern die Situation nur noch unerträglicher machte.

Wochen später, Adrian ging eines Tages mit seinen schweren Gedanken zu Luise, um sich wenigstens durch kleine Zärtlichkeiten vom Dasein abzulenken, da empfing sie ihn mit den Worten: „Ich habe eine Idee... sie wird uns aber nicht gefallen." Er trat leicht irritiert zu ihr in die Koje. Mittlerweile hatte er aufgehört, darüber nachzudenken, wie sie sich aus ihrer Gefangenschaft befreien konnten.
„Da bin ich aber gespannt", antwortete er, doch es klang nach dem Gegenteil.
„Wir... haben keinen Weg gefunden, aus dem Bunker zu kommen und können auch keinen Kontakt zur Außenwelt aufbauen."
„Erzähle mir etwas, das ich noch nicht weiß", feixte er leicht verwundert über diese sprachliche Schlaufe von Luise.
„Also, wenn wir nicht heraus können... dann... müssen wir drin bleiben."
„Luise, was soll das?", er war jetzt mehr verärgert als verwundert.

„Lass mich ausreden, bitte! Wir kommen nicht heraus, das müssen wir einsehen. Aber... ich kam auf die Idee, als Markus im Behandlungszimmer lag. Wir haben zwar kaum Medikamente und die Automatik der Krankenliege ist vollkommen unausgereift, aber eines können uns die Liegen doch bieten."
Sie machte eine Pause und sah ihn mit großen Augen an.
„Nun mach es nicht so spannend!"
„Die Liegen können uns... sedieren."
„Sie können uns was?"
„Einschläfern, ruhigstellen."
Jetzt war er wieder irritiert: „Und das soll uns helfen?"
„Na ja, wenn wir uns lange... also wirklich lange, ein paar Wochen, besser Monate, ins Koma versetzen lassen, dann können wir...", sie machte eine Pause und senkte den Blick.
„Dann können wir was"?
„Dann können wir... vergessen. Vergessen, was mit Markus geschehen ist! Vergessen, dass es einen Zwischenfall gab! Vergessen, weshalb wir hier sind!"
Er musste sich setzen. „Das soll eine Lösung sein?"
Enerviert durch ihre eigene Idee antwortete Luise: „Wenn wir nach einigen Monaten aufwachen, werden wir diese Bunkeranlage mit anderen Augen sehen! Wir werden sie erkunden, als unsere Wohnung begreifen, vielleicht sogar als unsere Heimat! Wir werden vielleicht froh darüber sein, hier zu sein, weil... weil wir vielleicht die einzigen sind, die überlebt haben! Zumindest könnten wir daran glauben!"
Er sah sie an. Luise hatte Tränen in den Augen und sie zitterte: „Ich will nicht jede Minute daran denken, hier vielleicht nur wegen eines lumpigen technischen Defekts versauern zu müssen!" Sie schluchzte.
Er stand auf, nahm sie sacht in seine Arme und dachte darüber nach, was Luise gesagt hatte. Vergessen klang so einfach und doch so undenkbar zugleich. Wäre es überhaupt möglich, so einfach zu vergessen? Ihre Worte jedenfalls klangen nachvollziehbar.
„Und lange Schlafen reicht dafür aus?"
Luise rieb sich kurz die Augen, dann antwortet sie: „Normales Schlafen nicht, aber Steve hat mir hin und wieder von Komapatienten erzählt, die sich nach dem Aufwachen an die Tage und Wochen vor ihren Unfällen nicht erinnern konn-

ten.“ Sie seufzte erneut und senkte den Kopf: „Es ist eine Chance, mehr nicht.“
Er nahm ihre Hände in seine. „Hey, vielleicht ist es das ja tatsächlich.“ Nach einer Pause fügte er hinzu: „Können wir das irgendwie, also, testen? Schließlich müssten wir auch die Brenders davon überzeugen.“
Luise schaute ihm in die Augen: „Wir können es einfach versuchen. Was haben wir zu verlieren?“

Die Brenders zu überzeugen geriet wie erwartet schwierig. Luise konnte dies aber mit einer Mischung aus rationalen Argumenten und nicht gespielter Verzweiflung schließlich bewerkstelligen. Karin allerdings wollten sie schonen. So dachte sich ihre Mutter eine Geschichte aus, dass es einer Art Winterruhe zu halten gäbe, damit in der Bunkeranlage Energie gespart werden könne. Dies wollte Karin zwar nicht unbedingt einsehen, konnte aber mit der Lage auskommen. Sie einigten sich schließlich darauf, noch einen Monat mit dem Experiment zu warten. Sollte sich in dieser Zeit nichts ereignen, sie weder kontaktiert noch gerettet werden, dann würde es einen Versuch geben.

Natürlich verlief der Monat ereignislos. Adrian und die anderen waren noch nicht einmal mehr dadurch ernüchtert, sondern fieberten eher dem Experiment entgegen, schließlich hielten sich die Risiken in Grenzen. Luise hatte die Wochen genutzt, um die Behandlungsliegen eingehend zu studieren und für das Experiment vorzubereiten. Sie hatte sogar einen Weg gefunden, dass die intravenöse Ernährung über die Zeitspanne von mehreren Monaten automatisch aufrechterhalten werden konnte. Sollte es bei einem oder mehreren Behandlungsliegen zu Problemen kommen, würde ein einfaches Notprogramm das künstliche Koma beenden. Damit sie sich nach dem Aufwachen zumindest an die Bedienung der Geräte in der Bunkeranlage erinnerten, hatte Adrian einige Notizen zusammengestellt und zentral im Behandlungsraum hinterlegt.
Alles war vorbereitet. In fünf Liegen war das Aufwachdatum eingegeben, per Knopfdruck konnte sich ein jeder selbst ins Koma versetzen lassen. Karin war die erste. Hier jedoch übernahm ihre Mutter die Bedienung. Cindy strich ihrer Tochter über die Wange und küsste Karins Stirn. Dann hauchte sie ein

„Schlaf gut!“ und betätigte die Automatik. Die Maschinen der Liege übernahmen den Rest und Karin sank in ruhigen Schlaf. Sie beobachteten noch einige Minuten die Funktionen der Liege, doch es gab keinen Anlass zu Sorge. In vorher abgesprochener Reihenfolge folgte erst Cindy, dann Karl. Jetzt war Luise an der Reihe. Adrian legte ihr eine Hand auf die Schulter: „Hey, ich bin stolz auf dich! Das ist tatsächlich so reibungslos, wie du gesagt hast!“

„Danke! Ich hoffe, der Rest des Experiments klappt auch.“ Er küsste sie leicht auf den Mund und sagte: „Das werden wir gleich herausfinden.“ Sie lächelte und drückte sich an ihn. „Also los, die anderen haben schon einen Vorsprung“, scherzte Adrian und beide mussten kurz lachen. Dann legten sie sich auf ihre Behandlungsliegen und trafen alle Vorbereitungen. Er schaute zu Luise und lächelte. Sie lächelte zurück. „Dann schlaf gut“, sagte er und drückte den Knopf.

Kurzvita

Daniel Herold

Daniel Herold wurde am 1983 in Mühlhausen (Thüringen) geboren. Er studierte bis 2010 die Fächer Theaterwissenschaft, Journalistik und Psychologie. Derzeit lebt und arbeitet er in Leipzig.

Impressum

WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstr. 7
71522 Backnang
Deutschland

Telefon: 0711 / 995982-20
info@wir-machen-druck.de

Geschäftsführer: Samuel Voetter, Johannes Voetter

Registergericht: Stuttgart
Registernummer: HRB 727418
Steuernummer: 65205/81772
UST-ID-Nr. DE261317770

Bilderquellen: Fotolia

Bildnummern: 68356508, 54720319, 76818635, 16970965, 61500864, 51304587, 90617205, 52260123, 68741957, 93253665, 40014266, 101495793, 64182304, 16970416, 52304477, 90105712, 61811233, 100475111, 52294778, 96983456, 70954379, 91855509, 101986148, 92314330, 52262618, 68663044, 52260116, 84568575, 53173108, 99990733, 96384201, 49626482, 94394496, 54276888, 96673786, 50319741, 89298151, 85586525, 56431393, 82076924, 57843699, 41369449, 100106469, 17085330, 74722653, 54299864, 68990729, 41622602, 99620979, 65820784, 60462539, 50247126, 98454154, 94502674, 5401434, 88531149, 94877414, 92752535, 53436997, 78642165, 52262442, 90535324, 54276888, 88463679, 94351097, 6443478, 70684918, 101303147, 69477391, 61118079, 88830082, 67904366, 66457961, 58998386, 87045470, 23663000, 52151947, 65428654, 71022926, 90325550

Die Rechte an diesem Buch liegen bei der WIRmachenDRUCK GmbH.

Unendliche Weiten und fremde Welten – SIE sind da!

Aus den Weiten des Universums hat uns „Parallelwelten“ erreicht. Diese Anthologie ist wie ein Multiversum. Es vereint 41 Science Fiction-Storys, die unser Dasein in alternativen Konstellationen betrachten und uns in eine literarische Parallelwelt beamen.

Die Sammlung von Kurzgeschichten ist das spacige Artefakt eines Anthologie-Wettbewerbs, den die Online-Druckerei WIRmachenDRUCK.de zum dritten Mal gestartet hat. Thema diesmal nach Fantasy und Horror: Science Fiction. Dabei konnten die Autoren auf über 500 Seiten ihren Zukunftsvisionen freien Lauf lassen. Ob Weltraumabenteuer, Roboter, Zeitreise, Alternativwelt oder Utopie & Dystopie – dieser Buchdruck bringt die ganze Motivvielfalt, die das Genre „Sci-Fi“ bietet, zusammen. Da ist garantiert für jeden eine Lieblingsgeschichte dabei!

Mit dem Buchdruck dieser Anthologie möchte die Online-Druckerei WIRmachenDRUCK nicht nur aufstrebenden Literaten eine Möglichkeit geben, ihr Gedankengut publik zu machen, sondern auch alle anderen talentierten Autoren für den Online-Druck begeistern. Denn Buchdruck ist in Zeiten digitaler Drucktechnologien dank Web-to-Print-Portalen wie www.wir-machen-druck.de ein Leichtes: Wer sein eigenes Buch kostengünstig per Mausklick drucken lässt, ist in der Zukunft angekommen!

printed by:
WirmachenDruck.de
Sie sparen, wir drucken!
Wir geben jungen Autoren eine Chance

ISBN 9-783981-767230
9 783981 767230